This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

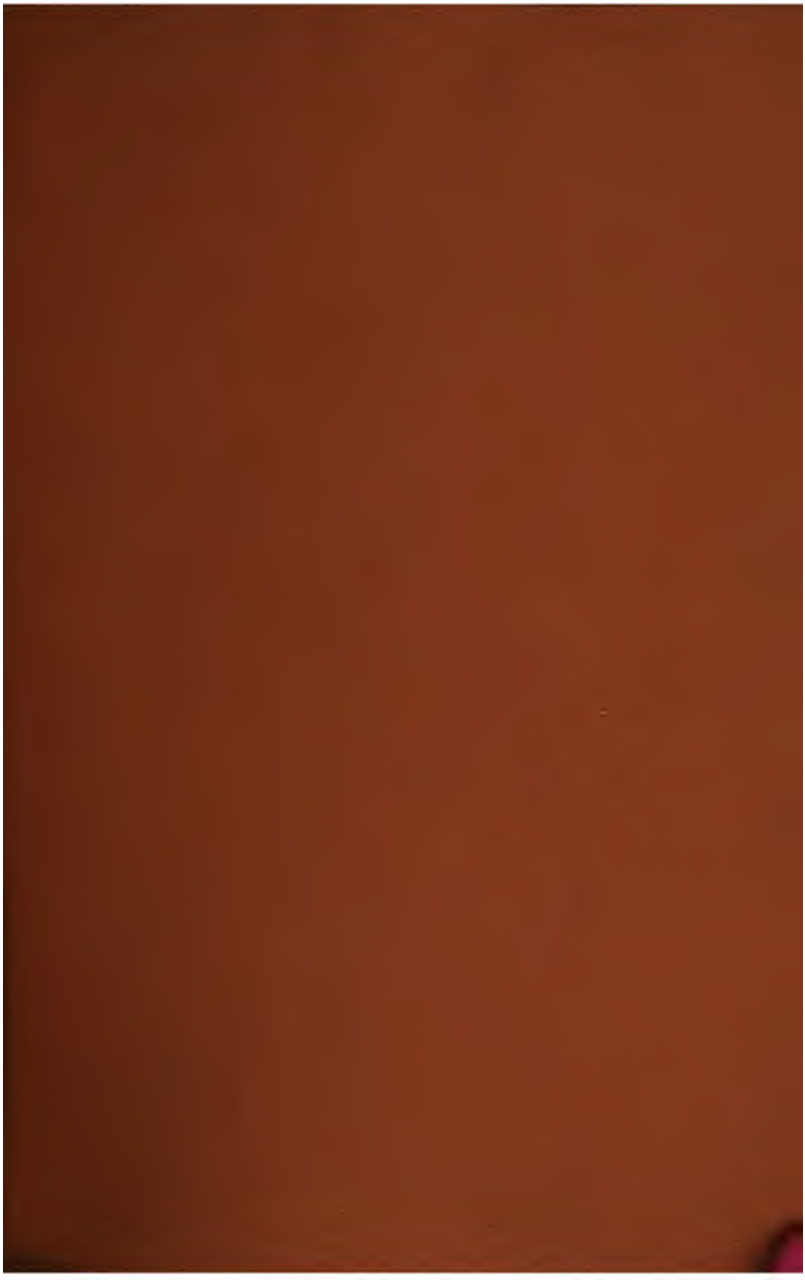
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

95. c. 15.



Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauſpielers.

Dritter Theil.

Aus dem Tagebuche

eines

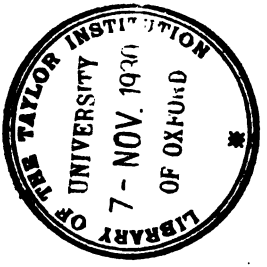
alten Schauſpielers.

Von

Eduard Genaſt.

Dritter Theil.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1865.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY OF OXFORD
7 - NOV. 1930

Inhalt des dritten Theils.

Erstes Kapitel.

Meine Thätigkeit von 1829—1833. — Gastspiel von Emil und Doris Devrient. — Reise nach Karlsbad. . . . S. 1—20

Zweites Kapitel.

Raupach. . . . . S. 21—51

Drittes Kapitel.

Laroche verläßt Weimar. — Oels' Tod. — „Der Verräther in den Alpen." — „Der Templer und die Jüdin." — Reise nach Dessau und Hamburg. . . . . S. 52—63

Viertes Kapitel.

Tenorist Knaust. — Harzreise. — Sophie Schröder in Leipzig. — Ringelhardt. — Die leipziger Oper. — Lortzing's Gastspiel in Weimar. — Livia Gerhardt. — Mein und meiner Frau Gastspiel in Leipzig. . . . . S. 64—78

Fünftes Kapitel.

Der „Maskenball" von Auber. — Der Violinist G. — Jost's Gastspiel. — Tanzdivertissement. — Bad Kösen und sein Wachsthum. . . . . S. 79—93

Sechstes Kapitel.

Immermann. — Das Jubiläum Graff's. . . . S. 94—102

Siebentes Kapitel.

Reise nach Stuttgart. — Die Wahnsinnige im Juliusspital. — Schillerfest in Stuttgart. . . . . S. 103—131

Achtes Kapitel.

Karl Gutzkow. — Agnes Schebeſt. — Alexander Dreyſchock. — Karoline Unger. — Sophie Löwe. . . . . S. 132—140

Neuntes Kapitel.

Wilhelmine Schröder-Devrient. . . . . S. 141—187

Zehntes Kapitel.

Reiſe nach der Schweiz. . . . . S. 188—262

Elftes Kapitel.

Johann Gottfried Röhr. . . . . S. 263—268

Zwölftes Kapitel.

Adminiſtration des Theaters. — Gaſtſpiel in Leipzig und Berlin. — Jenny Lind. . . . . S. 269—281

Dreizehntes Kapitel.

Nürnberg. — München. — Wien. . . . . S. 282—314

Erſtes Kapitel.

Meine Thätigkeit von 1829—1833. — Gaſtſpiel von Emil und Doris Devrient. — Reiſe nach Karlsbad.

Am Schluſſe des zweiten Bandes meines Tagebuchs habe ich manche meiner Rollen und deren Studium erwähnt; ich empfing in Folge deſſen die Anregung, einen ausgedehntern Ueberblick über mein künſtleriſches Wirken zu geben. Ich will denſelben vorläufig auf ein Verzeichniß meines Repertoires beſchränken und glaube ein ſolches ſchon ſeiner Originalität halber hier folgen laſſen zu dürfen. Findet der Leſer darin die ſeltſamſten Gegenſätze vereinigt und in der Oper zum Beiſpiel die Partie des Saraſtro neben der des Maſaniello verzeichnet, ſodaß er wohl denken möchte: Das heißt mit einem Fuße im Keller, mit dem andern auf der oberſten Bodentreppe ſtehen, ſo darf das nicht verwundern. Viele Umſtände wirkten zuſammen, um derartige Experimente, wie

die Punktation des Masaniello für meine Stimme, möglich und entschuldbar zu machen. Vorerst muß ich dabei der außerordentlichen musikalischen Geschicklichkeit gedenken, mit der Hummel die Tenorpartien für mich sangbar machte; außerdem mußte ich mir sagen, daß, da wir nach dem Tode unseres trefflichen Tenoristen Moltke lange vergeblich nach einem Ersatz für denselben suchten, viele große Opern unserm Repertoire fern geblieben wären. So versuchte ich mich denn in Aufgaben, bei denen ich durch die wärmste Hingabe und durch rastloses Studium des gesammten Kunstgebildes gut zu machen suchte, was ich etwa am musikalischen Effect durch die veränderte Stimmlage sündigte. Es war nicht meine Sache, nach Universalität zu streben, aber Kapellmeister und Regisseur (Hummel und Laroche) beuteten mein Talent nach allen Richtungen hin aus, und ich gab mich mit gleichem Eifer dem Studium jeder künstlerischen Aufgabe hin. Mein Repertoire umfaßte in den Jahren 1829—33 folgende Rollen:

In der Oper:

Barbier von Sevilla	Figaro
Belagerung von Korinth	Soliman
Euryanthe	Lysiart
Fra Diavolo	Fra Diavolo
Hochzeit des Figaro	Graf
Iphigenia auf Tauris	Oreſt

Iphigenia auf Aulis	Agamemnon
Armida	Rinaldo
Jessonda	Tristan
Lodoiska	Durlinsky
Medea (von Cherubini)	Kreon
Macbeth (von Chelard)	Macbeth
Unterbrochenes Opferfest	Mafferu
Othello	Othello
Don Juan	Don Juan
Robert der Teufel	Bertram
Stumme von Portici	Masaniello
Vestalin	Licinius
Vampyr	Lord Ruthwen
Verräther in den Alpen	Gregor
Wasserträger	Micheli
Wilhelm Tell	Tell
Cosi fan tutti	Guglielmi
Zauberflöte	Sarastro
Zampa	Zampa
Freischütz	Kaspar
Fidelio	Pizarro
Cortez	Telasco

In meinem Schauspielrepertoire begegneten sich ebenfalls die Extreme:

Wallenstein	Wallenstein
Zeitgeist	Junker von Alp
Götz von Berlichingen	Götz
Die feindlichen Brüder	Zacharias Styx

u. s. w. Auch in der wiener Zauberposse mußte ich zuweilen mitwirken, und es war eben nicht leicht, noch auch erfreulich, heute den König Philipp im „Carlos“ und

morgen den Schuſter im „Lumpacivagabundus“ zu ſpielen. Wie die Sachen damals ſtanden — und ſie ſind ſeitdem wenig beſſer geworden — mußte der deutſche Schauſpieler ſeine Individualität gänzlich verleugnen und Alles ſpielen, mochte er dann ſelber zuſehen, daß die Vielſeitigkeit nicht zur Taſchenſpielerei wurde.

Zu meinen liebſten Rollen zählte ich: Götz, Oranien, Antonio im „Taſſo“, Wilhelm Tell, Wallenſtein, Dunois, Stadtmuſikus Miller, Nathan, Paul Werner, Odoardo Galotti, Oberförſter, Kriegsrath Dallner. In den Shakſpeare'ſchen Stücken war mir jede Rolle lieb und werth, und ich ſpielte zu verſchiedenen Zeiten mit gleicher Hingebung: Paris, Tybalt, Mercutio, Lorenzo oder Capulet. Ich darf mir wohl überhaupt das Verdienſt zuſchreiben, jede Rolle, auch die kleinſte, mit gleichem Eifer ſtudirt zu haben, um der Intention des Dichters nachzukommen, ohne dabei aus einer Epiſode eine Hauptrolle machen zu wollen. Heutzutage iſt von derartiger künſtleriſcher Discretion, die doch eine Hauptbedingung jedes Enſembles auf der Bühne iſt, wenig mehr die Rede, und wenn das Publikum ſtaunen kann, was der oder jener aus der „kleinen, undankbaren Rolle“ gemacht hat, und daraus den großen Künſtler zu erkennen glaubt, ſo iſt das Publikum ſelbſt und der ſogenannte große Künſtler zufrieden, ohne danach zu fragen, wie ſtörend

die Episode aus dem Rahmen des Kunstwerks heraus-getreten ist.

Vom Jahre 1833 an erweiterte sich meine Thätigkeit in Oper und Schauspiel immer mehr, und ich werde später Gelegenheit nehmen, meine Auffassung einiger Hauptcharaktere dem Leser zur Beurtheilung vorzulegen.

Obgleich ich in der letztern Zeit nur selten Gelegenheit gehabt hatte, Goethe um Rath und Belehrung zu fragen, war doch der Riß, den sein Tod auch in mein künstlerisches Leben brachte, nicht minder groß und schmerzlich, die Leere, die er überall zurückließ, nicht minder fühlbar.

Im Monat Mai 1852 kam Emil Devrient mit seiner Frau nach Weimar. Das Künstlerpaar war von unserm Intendanten zu einem Gastspiel eingeladen, welches unter dem rauschendsten Beifall des Publikums bei stets gefülltem Hause vorüberging. Ueber Emil Devrient's Leistungen und deren hohe künstlerische Bedeutung habe ich bereits im zweiten Bande dieses Buchs gesprochen und werde später nochmals auf dieselben eingehender zurückkommen. Doris Devrient, geborene Böhler, zählte damals zu den Besten der deutschen Bühne; sie war im Lustspiel ebenso bedeutend wie in der Oper. Nur die Günther-Bachmann, wenn auch in ihrer Auffassung etwas derber, konnte man ihr in späterer Zeit an die

Seite stellen. Doris entwickelte in ihrem Spiel eine Grazie und einen Liebreiz, die Jedermann bezauberten. Rollen wie Aschenbrödel, Aennchen im „Freischütz", Zerline in „Don Juan", dann wieder Franziska in „Minna von Barnhelm", Suschen im „Bräutigam aus Mexico", Frau von Schlingen in den „Wienern in Berlin" waren Meistergebilde; auch im feinern Lustspiel, z. B. als Leopoldine in „Der beste Ton", bewegte sie sich mit großer Anmuth und feinem Takte.

Anfang Juni, nachdem unsere lieben Verwandten uns verlassen hatten, rüsteten auch wir uns zur Reise. Bei mir hatte sich ein böser Gast, die Gicht, eingestellt, und auf den Rath der Aerzte wollte ich Karlsbad gebrauchen, um womöglich die üble Gefährtin für immer los zu werden. Die ganze Familie ging mit mir bis Chemnitz; dort trennte sich meine Schwiegermutter mit zweien meiner Kinder von uns, um die nächste Zeit bei Devrients in Dresden zu verbringen; meine Frau nebst den zwei andern Kindern begleitete mich nach Karlsbad.

Zwar nicht mit dem Liedlein von Götzen's Thurmwart: „Heißa, mach's Thor auf!" fuhren wir aus Ilm-Athens Hallen, aber doch mit dem „schönen, grünen Jungfernkranz", den unser Postillon recht sauber blies.

Von jeher unterhielt ich mich gern mit diesen gelbjackigen Gesellen; darum erlaubte ich dem unserigen,

der ein munterer, netter Burſche war, ſeine vier Roſſe vom Bocke aus zu lenken, und ſetzte mich zu ihm. Erſtens fuhr er beſſer und dann gewann ich ſeine Unterhaltung. Ein Schauſpieler muß ſich in allen Schichten der Geſellſchaft bewegen; lernt er in der einen den gebildeten — wie oft auch verbildeten! — Menſchen kennen, ſo kann er in der andern den naturwüchſigen ſtudiren.

Ohne daß uns irgend etwas Beſonderes vorgekommen wäre, fuhren wir am nächſten Morgen von Chemnitz ab, dem Thal der heißen Quellen zu.

Bemerkenswerth auf der ganzen Tour war uns nur die kleine Bergſtadt Gottesgab, deren weibliche Einwohner ſich mit Spitzenklöppeln, die männlichen mit Eiſen-, Zinn- und Torfgräberei beſchäftigen.

Meine Frau trug Verlangen, die Verfertigung der Spitzen, dieſes nothwendigen Requiſits der Damentoilette, zu ſehen. Der Poſtmeiſter war ſo gefällig, uns in das nächſte Haus zu führen, wo die meiſten Arbeiterinnen beiſammen ſaßen. Obgleich wir auf die große Armuth dieſer Leute vorbereitet waren, ſo überraſchte uns doch die über alle Beſchreibung jammervolle Dürftigkeit.

In einer großen Stube, die kaum acht Fuß hoch war, ſaßen etwa zwanzig weibliche Weſen aus den verſchiedenſten Altersklaſſen, deren Kleidung kaum ihre Blößen

bedeckte und die mit unermüdlicher Emsigkeit acht bis zehn Klöppel hin und her warfen. Der Postmeister flüsterte mir zu, daß die Fleißigste unter ihnen täglich kaum drei Groschen verdienen könne. Wie viele Thränen und Seufzer mögen da mit eingewebt werden, an die jene Damen, deren Busen von dem feinen Gewebe umhüllt wird, wenig denken. Unwillkürlich mußte ich in der elenden Hütte an die Prachtsäle der feinen Welt denken, und wie wenig fiel der Vergleich zu Gunsten der letztern aus!

Während meine Frau sich von der Vorsteherin Muster zeigen ließ und ohne zu handeln, was sonst den Frauen schwer möglich ist, mehrere Stücke kaufte, betrachtete ich mir die arbeitende Gesellschaft. In einer Ecke saß eine junge bleiche Frau mit glänzend schwarzem Haar, welches höchst sauber um ihren Kopf geordnet war. Die langen Wimpern bedeckten Augen, welche stets auf der Arbeit ruhten. Ein kleines Kind mit blondem Lockenkopf stand neben ihr und stemmte sich mit den nackten Aermchen, gleich einem Rafael'schen Engel, auf der Mutter Tisch. Nicht nur ich, auch meine Frau trat zu der Gruppe, um das bildschöne Kind in seinem saubern Hemdchen zu liebkosen, wobei dasselbe aus seinen azurblauen Augen verwundert aufblickte. Auch die Mutter erhob endlich ihr Haupt und blickte uns voll stummen Dankes an. „Nicht wahr,

das ist Ihr Kind?" fragte ich, denn es war eine sprechende Aehnlichkeit in den Zügen beider. „Ja, mein Herr!" — „Ihr Mann ist wohl in den Gruben beschäftigt?" Ein tiefer Schmerz zuckte durch das bleiche schöne Gesicht und mit Thränen in den Augen erwiderte sie: „Er ist bei Gott, und ich wäre gern auch da, wenn ich das Kind nicht hätte. Voriges Jahr ist er mit zweien seiner Kameraden im Stollen verunglückt!" — „Gott tröste Sie", flüsterte ich ihr zu, indem ich unbemerkt dem Kinde einen Thaler in das kleine Händchen drückte und dann eilig die dumpfe, geheizte Stube verließ. Als wir abfuhren, stand sie mit ihrem Engelchen auf dem Arme in der Hausthür und nickte uns dankend zu. Bis an das Ziel unserer Reise stand das Bild des Schmerzes und der Armuth vor meiner Seele.

Wir kamen gegen Abend in Karlsbad an und fanden die Zimmer, die ich im Gasthof zum goldenen Löwen bestellt hatte, bereit. Die Wirthschaft daselbst wurde von einer Wittwe mit großer Umsicht und wahrhaft männlicher Energie geführt.

Eine Beschreibung von Karlsbad und seiner reizenden Umgebung unterlasse ich, da deren zur Genüge vorhanden sind, und will nur einige dortige Erlebnisse in kurzen Umrissen geben.

Der Wüthrich von Doctor schrieb mir zunächst eine

entſetzliche Diät vor und verbot mir alle Aufregung, ſowie jede geiſtige Anſtrengung. Letzteres warf mir meinen ganzen Plan, den ich mir hinſichtlich geiſtiger Beſchäftigung in Karlsbad gemacht hatte, über den Haufen. Der Leſer, welcher ſchon in meinem Tagebuche geblättert hat, wird lächeln, wenn ich eingeſtehe, daß ich abermals eine Oper ſchreiben wollte. Ganze Stöße Notenpapier hatte ich mitgebracht, um „in des Waldes düſtern Gründen" nicht wie Rinaldo Rinaldini Raub- und Mordgedanken nachzuhängen, ſondern meine Gedanken und Gefühle in Notenköpfe zu verwandeln. Das Machtwort des geſtrengen Herrn Doctors verbannte das Notenpapier ſofort wieder in den Koffer. Das Componiren wäre mir übrigens auch ohnedies bald vergangen, denn das verdammte lauwarme Waſſer des Mühlbrunnens — den Sprudel konnte ich gar nicht vertragen — machte mich nach und nach ganz mürbe und ſtumpfſinnig.

Zu unſerer großen Freude traf bald nach uns Hummel in Karlsbad ein und nahm nebſt ſeiner Frau und zwei Söhnen, Eduard und Karl *), gleichfalls im Löwen Quartier. Wir verlebten viele frohe Stunden zuſammen, an die ſich auch noch durch Hummel's wunderbares

*) Damals ein Knabe von acht Jahren, jetzt der berühmte Landſchaftsmaler Karl Hummel.

Klavierspiel die genußreichsten reihten. Seine Anwesenheit war bald in Karlsbad bekannt geworden, und man bestürmte ihn, ein Concert zu geben. Trotzdem er nur zu seiner Erholung im Bade war, ließ er sich doch dazu bewegen und gab die Hälfte des Ertrags, welcher über 200 Dukaten betrug, an die Armen.

In seinen freien Phantasien hat Hummel bis jetzt noch Niemand erreicht. Seine Themata wählte er gewöhnlich aus Mozart's, seines Lehrers, Opern, und so oft ich ihn auch über die Melodien: „Reich mir die Hand, mein Leben", oder: „Treibt der Champagner", oder: „Thränen vom Freunde getrocknet", phantasiren hörte, stets waren seine Umwandlungen neu und unendlich reizend. Seine musikalische Phantasie war darin unerschöpflich, und welchen zauberhaften Reiz erhielten diese Improvisationen durch seine meisterhafte Behandlung des Instruments!

Hummel war nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch verehrungswürdig, denn viele unglückliche Familien wurden durch seine großmüthige Hülfe dem Elend entrissen. Dabei durfte nie sein Name genannt werden, und in Weimar selbst hatte er einige seiner zuverlässigsten Freunde förmlich zu seinen Armenpflegern gemacht. Da ich selbst oft von ihm zu solchem Dienst verlangt wurde, hatte ich Gelegenheit, Zeuge seiner

uneigennützigen Großmuth zu sein. Erst nach seinem Tode fand seine Gattin in einem geheimen Fache seines Schreibtisches die Dankbriefe Beethoven's, welchen Hummel bis zu dessen Tode unterstützt hatte. Wie es gerade Hummel begegnen konnte, für geizig zu gelten, wäre unbegreiflich, wenn man nicht die Oberflächlichkeit des Urtheils der Menge jeden Tag neu bestätigt fände. Freilich hatte er manche kleine Eigenheit, die mißdeutet werden konnte. Ein kleines Beispiel, welches ich selbst mit ihm erlebte und das mir viel Spaß bereitete, möge hier einen Platz finden.

Wir machten in größerer Gesellschaft von Karlsbad aus eine Partie nach Elnbogen, und man hatte mich zum Reisemarschall erwählt, welcher Alles ordnen und zahlen sollte. Als die Rechnung repartirt wurde, bekam Hummel von mir noch einen leichten Kreuzer heraus, den ich gerade nicht einzeln hatte. Ich wollte ihm denselben bis Karlsbad schuldig bleiben. „Nix da!" rief er; „lassen's wechseln; so was wird vergessen, und dann is' mer drum!" Ich mußte wirklich wechseln lassen, um ihm seinen leichten Kreuzer zu geben. Und derselbe Mann gab mir wenige Tage darauf für eine arme Weberfamilie, die dem Untergange nahe war, ohne Besinnen fünfzehn Thaler.

Am Ende dieses Kapitels wird man sehen, wie er

seinen edelmüthigen Sinn auch der weimarischen Hofkapelle gegenüber bethätigte.

Mit den Verlegern gerieth er öfters so hart zusammen, daß es noch heutzutage einem armen gedrückten Componisten wohl thun muß, seine Bedrücker und Tyrannen so mit ihrer eigenen Münze heimgezahlt zu sehen. Der bekannte und reiche Verleger P. in L. gab Hummel ein glänzendes Souper, zu dem auch meine Frau und ich eingeladen waren. Hummel hatte gerade seine große „Klavierschule" beendet und verlangte dafür 11,000 Thaler Honorar, die P. aber nicht geben wollte. Bei Tische gingen die Verhandlungen über diesen Gegenstand hin und her, und da Hummel mit großer Ruhe auf dem geforderten Preise beharrte, schrie endlich P. in vollem Zorn: „Ihr Componisten seid alle verrückt geworden! Ihr wißt gar nicht mehr, was Ihr von den armen Verlegern verlangen sollt." Das brachte Hummel aus seinem Gleichmuth und er erwiderte: „Ja, Ihr verfluchten Kerle von Verlegern, wie könntet Ihr denn solche Soupers geben, wenn wir armen Componisten nicht wären?" Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus, in welches P., nachdem er sich einigermaßen von seiner Verblüffung erholt hatte, herzlich mit einstimmte.

Der Großherzog Karl Friedrich von Weimar war

ebenfalls in Karlsbad angekommen; er gebrauchte die Heilquelle faſt jedes Jahr, und ſein Erſcheinen dort wurde nicht nur von der verſammelten Ariſtokratie, ſondern auch von allen Nothleidenden freudigſt begrüßt. Wie im eigenen Lande, ſo war er auch hier der ſtets bereite Tröſter und Helfer in Noth und Elend.

Die Weltgeſchichte geht ſchnell an einem Fürſten vorüber, der nicht durch große Thaten ſich und ſein Volk berühmt zu machen gewußt hat. Epochemachendes weiß auch ich nicht von Karl Friedrich zu erzählen, dafür aber viele Züge edlen, warmen Gefühls, die den Fürſten ſo hoch ehren wie den Menſchen; und wenn ſie nicht im großen Buche der Geſchichte aufgezeichnet ſtehen, ſo werden ſie dafür in den dankbaren Herzen der Vielen fortleben, die durch ſeine Herzensgüte von Noth und Verderben errettet worden ſind, wie auch in der Erinnerung derer, die als Augenzeugen oder durch ſeine Umgebung Kenntniß davon erhielten. Seine Unterthanen haben ihm ein Denkmal in ihren Herzen aufgebaut; ſie nannten ihn den Gütigen, und das mit vollem Recht, denn er war ein edler, feſt an ſeinem Worte haltender Fürſt. Sein Schatzmeiſter, geheimer Hofrath Helbig, war namentlich angewieſen, ſich in Weimar nach allen Nothleidenden umzuſehen; ſo oft er ihm darüber berichtete, frägte der Großherzog: „Iſt dies auch Alles? Haben Sie nichts

mehr? Sagen Sie nur, sagen Sie! Ich will nicht nur der Vater meiner Unterthanen heißen, ich will es auch sein."

Als wir eines Tages von unserm Frühstück und Morgenspaziergang zurückkehrten, wurden wir durch ein Rennen und Laufen im Orte erschreckt und sahen fast nichts als bleiche, angstvolle Gesichter. Der Schreckensruf: „Die Cholera ist ausgebrochen!" erklärte diese allgemeine Bewegung. Das war allerdings ein Popanz, der auch mir und meiner Frau drohend genug erschien. Meine Frau mußte packen, ich lief zur Post, um Pferde zu bestellen. Aber da sah es schlimm aus; ziemlich die ganze Badegesellschaft hatte gleiche Fluchtgelüste wie wir, und Hunderte von Menschen waren auf der Post versammelt; dort konnte oder vielmehr wollte man nur die Vornehmsten berücksichtigen, und so ging ich unverrichteter Sache wieder heim. Unterwegs sprach ich Hummel, der glücklicher war als ich und sein eigenes Geschirr mithatte. Er wollte nur bis zur ersten Station fahren und mir dann die Pferde zurücksenden. Noch ehe wir jedoch unsern Fluchtversuch ausführen konnten, löste sich die ganze Angst in ein Mißverständniß auf.

Das Dienstmädchen eines Arztes, welches an Epilepsie litt, war auf dem Markte zusammengebrochen. Dieser Arzt war wenige Tage vorher von Teplitz angekom-

men, wo wirklich die Cholera hauste und von wo er hatte flüchten müssen, weil er die Krankheit als rechtlicher Arzt beim rechten Namen genannt hatte, wofür ihm die guten Teplitzer die Fenster einwarfen. Wäre der ganze Lärm nicht noch glücklicherweise schnell aufgeklärt worden, so hätten es ihm die Karlsbader wahrscheinlich nicht besser gemacht.

Der Frau, welche mir in meinem siebzehnten Jahr so ungekannte Gefühle eingeflößt hatte, mußte ich hier in Karlsbad wieder begegnen. Sie hatte sich äußerlich wenig verändert; die Augen hatten nichts von dem feurigen Glanze verloren, und nur aus den goldenen Locken waren dunklere Flechten geworden, die sie in antiker Form um den Kopf geschlungen trug. Sie war noch immer eine schöne Frau, obgleich seit unserm Begegnen in Lauchstedt achtzehn Jahre verflossen waren. Sie stellte mir einen alten Mann, der sie begleitete, als ihren Gemahl vor, und was ich dabei vorausahnen konnte, enthüllte sie mir selbst in einer Unterredung, um die sie mich heimlich bat. Kein anderes als ein mitleidiges Gefühl ließ mich ihrem Wunsche Folge leisten, und ich fand in der Schilderung ihres unglücklichen verfehlten Lebens das Loos all der Frauen, die, dem Triebe ihrer Leidenschaften zügellos folgend, sich nach und nach von Allem verlassen finden, was das Glück und die innere

Befriedigung des Weibes ausmachen kann. Sie hatte, um ihre äußere Existenz zu retten, den alten Mann geheirathet und schleppte so ihr elendes Leben wenigstens mit einem äußern Flitter behangen weiter. Ich segnete es, daß meine Unterredung mit ihr eine geheime geblieben war, denn so konnte meiner reinen, edlen Frau dieses Bild weiblicher Ausschweifung in seinen jammervollen Folgen verborgen bleiben. Es war das letzte Mal, daß ich sie gesehen habe.

Ich konnte unmöglich Karlsbad verlassen, ohne die Räume zu sehen, in denen Goethe öfters gewohnt hatte; sie waren vermiethet, aber der Inhaber gestattete mir freundlich den Eintritt. Der Salon mit seinen vier Fenstern, von denen zwei nach der Wiese, zwei nach dem Gebirge hinausgingen, erinnerte mich an eine Anekdote von Goethe, die zwar als unwahr angegriffen wird, deren Wahrheit ich aber durchaus nicht bezweifeln kann, da sie Hofrath Rehbein (Goethe's Hausarzt) selbst erzählt hat.

Der treue Diener Goethe's, Karl, erhält am 27. August früh Befehl, zwei Flaschen Rothwein nebst zwei Gläsern heraufzubringen und in den obenerwähnten, sich gegenüberliegenden Fenstern aufzustellen. Nachdem dies geschehen, beginnt Goethe seinen Rundgang im Zimmer, wobei er in abgemessenen Zwischenräumen an einem

Fenſter ſtehen bleibt, dann am andern, um jedesmal ein Glas zu leeren. Nach einer geraumen Weile tritt Rehbein, der ihn nach Karlsbad begleitet hatte, ein.

Goethe. Ihr ſeid mir ein ſchöner Freund! Was für einen Tag haben wir heute und welches Datum?

Rehbein. Den ſiebenundzwanzigſten Auguſt, Excellenz.

Goethe. Nein, es iſt der achtundzwanzigſte und mein Geburtstag.

Rehbein. Ach was, den vergeſſe ich nie; wir haben den ſiebenundzwanzigſten.

Goethe. Es iſt nicht wahr! Wir haben den achtundzwanzigſten.

Rehbein (determinirt). Den ſiebenundzwanzigſten!

Goethe (klingelt, Karl tritt ein). Was für ein Datum haben wir heute?

Karl. Den ſiebenundzwanzigſten, Excellenz.

Goethe. Daß Dich — Kalender her! (Karl bringt den Kalender.)

Goethe (nach langer Pauſe). Donnerwetter! Da habe ich mich ja umſonſt beſoffen. — Letzteres konnte für Alle, die ihn kannten, nur als eine humoriſtiſche Phraſe gelten, denn Goethe betrank ſich nie.

Endlich durfte ich Karlsbad verlaſſen und ging über Dresden zurück, um mich dort im Kreiſe meiner Familie

erſt noch von den Strapazen des Trinkens zu erholen. Wir verlebten herrliche, vergnügte Tage, denn Freunde wie Verwandte thaten Alles, um uns den Aufenthalt äußerſt angenehm zu machen. Kunſt und Natur erfriſchten denn auch bei mir Geiſt und Körper alsbald vollkommen. Eine Vorſtellung des „Don Carlos" wird mir unvergeßlich ſein, in welcher Emil Devrient den Poſa, ſein Bruder Karl den Don Carlos und Kühn von Hamburg den Philipp (als Gaſt) ſpielte. Alle drei waren vortrefflich, aber doch ſtrahlte Emil noch unter ihnen hervor. Er war der beſte Poſa, den ich je geſehen habe, ſelbſt Wolff nicht ausgenommen, vor welchem Emil die Vorzüge der Jugend, Schönheit, Schwärmerei und eines wunderbar klangvollen Organs voraus hatte.

Die deutſche Oper in Dresden entbehrte gerade ihrer höchſten Zierde; Wilhelmine Schröder-Devrient war in London. Durch den erfreulichen Beſuch des Herrn von W., Adjutanten des Großherzogs von Weimar, wurden wir noch zu einer Partie in die Sächſiſche Schweiz veranlaßt, bei der wir Freud und Leid wie alle Touriſten durchmachten, das heißt, wir genoſſen entzückt die herrliche Gegend und ärgerten uns, wenn das Wetter, wie zum Beiſpiel bei der Ausſicht vom Prebiſchthor nach Böhmen hinein, einen dicken Regenvorhang vorzog. Wir waren übrigens eine ſo muntere Geſellſchaft, daß die

Verſtimmung nie lange dauerte, und auch fremde gute Geiſter dienten zur Erhöhung unſeres Humors. So machte uns das Album auf dem Kuhſtall, welches manchen hübſchen Gedanken, aber noch weit mehr übermäßige Schwärmerei und ſchlechte Bemerkungen enthielt, viel Spaß.

Bei meiner Rückkehr nach Weimar theilte mir Hummel mit, daß ſein langgehegter Plan, einen Penſionsfonds für die der Kapelle Angehörigen zu ſtiften, endlich zur Ausführung kommen werde. Am 18. Nov. 1832 fand das erſte Concert zu dieſem Zwecke ſtatt, worin Hummel ſein Klavierconcert opus 113 und eine freie Phantaſie vortrug. Alljährlich fand ſolch ein Concert ſtatt, und ſeine Mitwirkung zog ſtets ein zahlreiches Publikum herbei. Aus dieſem Grunde und durch die bedeutenden Beiträge der höchſten Herrſchaften wuchs der Fonds zu ſolcher Höhe, daß ſchon ſeit einigen Jahren mehrere Penſionen gezahlt werden konnten. Für ſeine eigene Frau hatte der Gründer dieſes wohlthätigen Vereins von vornherein auf jede Penſion verzichtet.

Zweites Kapitel.

Raupach.

Die Erinnerung an Raupach ist mir so lieb und werth, ich habe dem eigenthümlichen und trefflichen Manne so viel Anregung und Belehrung, so manchen Aufschluß und Fortschritt in meiner Kunst zu verdanken, daß es mir ein Herzensbedürfniß ist, ihm in diesen Aufzeichnungen — anspruchslos und ohne mir anmaßen zu wollen, ein erschöpfendes literarhistorisches Urtheil damit zu geben — ein Gedenkblatt der Freundschaft und Verehrung zu widmen.

Die nachfolgende Skizze seines Jugendlebens ist einer Broschüre entnommen, die seine Wittwe, Pauline, geborene Werner, nach seinem Tode erscheinen ließ.

Ich habe mich freilich nur auf Bruchstücke daraus beschränken müssen, soweit es mir nöthig schien, um einen Ueberblick über Raupach's Charakter zu geben. Jedem

Freunde der Dichtkunst und Literaturgeschichte kann ich aber empfehlen, das kleine verdienstliche Buch selbst zu lesen.

Ernst Benjamin Salomo Raupach ward am 21. Mai 1784 zu Straupitz, einem Kirchdorfe bei Liegnitz in Schlesien, geboren, wo sein Vater das Predigeramt bekleidete. Dieser, ein ernster Mann von strenger Sitte, leitete und überwachte den ersten Unterricht seines Ernst, während der elf Jahre ältere Sohn Friedrich das Gymnasium in Liegnitz besuchte. Ernst durfte keinen Gottesdienst versäumen und mußte jedesmal das Gehörte dem Vater im Umriß mittheilen. Dadurch wurde schon in frühster Jugend sein Gedächtniß und Denkvermögen geschärft. Umgang mit Altersgenossen hatte er nur selten, seine Zeit war fast ausschließlich dem Lernen gewidmet.

Den ersten erschütternden Eindruck auf Raupach's Gemüth machten die Greuel der Revolution in Frankreich, von denen der Vater, ein ebenso treuer Diener des Throns als des Altars, tief ergriffen und empört dem Sohne umständlich erzählte.

An seinem zehnten Geburtstag verlor Ernst seinen Vater, der vom Schlage getroffen an seiner Seite niedersank. Seit jenem Tage war aller Frohsinn von dem Knaben gewichen. Außer den beiden Söhnen hinterließ

der Pfarrer Raupach eine Wittwe und vier Töchter in den dürftigsten Umständen.

Die Familie siedelte nach Liegnitz über, wo Ernst das Gymnasium besuchte; sein Bruder nahm eine Hauslehrerstelle in Petersburg an.

Im Frühjahr 1801 bezog Ernst die Universität zu Halle, um Theologie zu studiren, und kehrte 1803 nach Liegnitz zurück. Da erhielt er einen Brief von seinem Bruder, der, schon längere Zeit kränkelnd, mit dem Entschluß umging, Petersburg zu verlassen und statt seiner Ernst dahin zu ziehen. In diesem Schreiben verlangte Friedrich von ihm einen umständlichen Bericht seines akademischen Lebens. Raupach antwortete:

„Liegnitz, 8. Nov. 1803. — — Du forderst von mir einen umständlichen Bericht meines akademischen Lebens; was heißt das anders als eine Geschichte meines ganzen Lebens? Als ich aus den Knabenjahren trat, fehlte mir nichts als ein edler Lehrer und Freund, der sich mein völliges Zutrauen zu erwerben gewußt hätte; so wäre gewiß aus mir ein wahrhafter und thätiger Mensch geworden. Ich hatte unstreitig ein gutes Herz, ich fühlte tief und heftig und hatte für jedes Unglück, auch für das allerentfernteste Thränen des Mitleids und auch den Muth zu helfen, selbst wenn es über meine Kräfte ging. Allein solch ein Freund fehlte mir; ich ward mit diesen

meinen Gesinnungen verlacht und zum Gespött. Eine Probe: Der Rector Werdermann las uns einst bei der Präparation zum Abendmahl ein wirklich schönes Gedicht über den Tod Jesu vor. Er weinte, ich noch heftiger. Als er fort war, belehrte mich das laute Gelächter meiner Mitschüler um mich her, daß mir die Thränen noch in den Augen standen; man nannte mich einen weichgebackenen Narren, einen Schwärmer und dergleichen. Diese und ähnliche Vorfälle stießen mich zurück; ich ward verschlossen und in mich gekehrt; ich fing an, mich dieser menschlichen Empfindungen zu schämen und die Menschen zu verachten, die mich deswegen verlachten, da ich doch überzeugt war, daß ich nicht Unrecht that. So begann ich denn allmälig, mich für besser als Andere zu halten, und die Verachtung, die ich gegen Manche hegte, breitete sich nach und nach auf Mehrere und fast Alle meines Alters aus. Ich gab mir nie Mühe, mich ihnen zu nähern und mir ihre Liebe zu erwerben; daher habe ich bis auf den heutigen Tag nie einen wahren Freund gehabt und auch nicht die Kunst erlernt, mir welche zu erwerben. Insofern bin ich Ursache, daß ich keinen Freund habe. Die Achtung der Menschen weiß ich mir wohl zu verschaffen, aber niemals ihre Liebe. Mich liebte Niemand, ich liebte Niemand; lieben muß der Mensch, ich liebte mich also selbst. Dort suche ich den

Grund meiner besonders ehemals unbegrenzten Eigenliebe. Um nicht ausgelacht zu werden, affectirte ich ein rohes, unempfindliches, rauhes Wesen, das ich in der That nicht hatte, wovon mir aber nach und nach Manches anhing. Aus diesem und meiner Eigenliebe floß ein ungemeiner Starrsinn und der unbegrenzte Ehrgeiz, der mich stets antrieb, mich höher zu arbeiten als Andere, damit ich einen Grund mehr hätte, die zu verachten, die ich schon verachtete."

Er beschreibt nun das erste Jahr seines Studentenlebens, das ein zügellos wildes gewesen sein mag. Außer Mathematik und Geschichte, die seine Lieblingsstudien waren, hörte er auch Kirchengeschichte, Logik und Aesthetik. Sein lockeres Leben zog ihm eine heftige Krankheit zu. Er sagt darüber:

„Am Ende des Jahres fühlte ich die Folgen meiner zerstörten Gesundheit; ich lag hart darnieder an Leberentzündung, in einer äußerst mißlichen Lage, ohne Geld und Pflege. Mein Wechsel betrug jährlich nur 130 Thaler, und bei meiner bis dahin geführten Lebensart hatte das nicht hinreichen können. Schulden hatte ich schon und kam durch diese Krankheit noch tiefer hinein."

Er sagt nun, daß ihn sein bisheriges Leben angeekelt und er sich mit Eifer wieder seinen Studien zugewendet habe.

Auf dieſen Brief antwortete der Bruder: — — „Von Deinen Ausſichten ſchreibſt Du nichts; vielleicht haſt Du keine, außer hier in Rußland. Vor dreißig Jahren kriegſt Du in der Heimat keine Pfarrerſtelle, und ich, der ich achtundzwanzig Jahr alt bin, könnte ſchon etwas geſammelt haben, wenn — die Familie nicht wäre. Hier bleiben kann und will ich nicht, darum mußt Du herkommen. Ich will gern für Dich ſorgen, wenn Du auf Deiner Seite leiſten kannſt, was ich verlange. Und was ich verlange, iſt wahrlich nicht viel — Franzöſiſch und Manieren, Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, keine Menſchenſcheu. Bilde Dir nicht ein, daß man ſich die Achtung der Menſchen erwerben könne, ohne ihre Liebe zu gewinnen. Lieber Junge, wem Dein Aeußeres nicht gefällt, der bekümmert ſich gar nicht um Dein Inneres.“

Was Sprachkenntniß und Wiſſenſchaft anlangte, darin beſtand er ſeinem Bruder gegenüber gewiß vollkommen, aber Höflichkeit und Liebenswürdigkeit waren nicht Raupach's Sache. Offen und geradedurch war ſein Wahlſpruch, dem er ſelbſt in höchſter Geſellſchaft treu blieb. Genug, im Jahre 1804 ging er nach Petersburg und nahm dort eine nicht eben günſtige Lehrerſtelle an, die ihm aber Zeit gewährte, ſich in der Mathematik und franzöſiſchen Sprache noch mehr zu vervollkommnen. Die Brüder kamen oft zuſammen, um zu ſtudiren, allein

nach einem Jahre hörte ihr Zusammenleben auf, da Ernst die Erziehung der Knaben eines sehr reichen, aber ungebildeten Russen übernahm, dessen Güter 250 Werst von Moskau lagen.

In einem Briefe an seinen Bruder, vom Jahre 1806, aus Pereselcs datirt, macht er eine schreckliche Beschreibung seines dortigen Aufenthalts und schließt, daß solches Leben nicht zu ertragen sei und er bei der nächsten Gelegenheit den Ort verlassen werde.

Bald darauf kehrte er wirklich nach Petersburg zurück und übernahm zu Anfang des Jahres 1807 die Erziehung des jüngsten Sohnes der verwittweten Gräfin R. Sein Bruder Friedrich verließ Petersburg, um nach Liegnitz zurückzukehren, wo er als Professor der Mathematik an der dortigen Ritterakademie im Jahre 1819 starb.

Raupach lebte nun mit Eifer und angestrengtem Fleiße seinen Pflichten als Lehrer; die Freistunden benutzte er zur Erlernung der italienischen, spanischen und russischen Sprache. Mathematik, Geschichte und Philosophie wurden nicht vernachlässigt. Dieser Zeit gehören wohl auch seine ersten dramatischen Dichtungen „Timoleon", „Die Gründung Moskaus" u. a. an.

Daß Raupach ein guter Sohn und Bruder war, beweist ein Brief, den er an Friedrich im August 1811

abſandte, worin er unter anderm ſchreibt: „Du klagſt über Mangel. Hat ſich denn Alles in meinem Vaterlande umgekehrt, daß Du mit 800 Thalern reinen Einkünften nicht leben kannſt? Lebten doch ſonſt ganze Familien mit 500 Thalern und ſehr anſtändig. Verliere den Muth nicht. Schicke ich nicht genug für die Familie? Ich will mehr ſchicken, ich kann mich einſchränken. Klagt nur nicht, es macht mich zu traurig. Brauchſt Du Geld, ſo ſchreibe mir; was ich habe, iſt Dein!“

Aus dieſem Briefe ſehen wir ferner, daß er ſich mehr und mehr der dramatiſchen Poeſie zuwendete. Er ſchreibt: „Vorigen Sonntag habe ich meine poetiſchen Arbeiten für dieſes Sommerhalbjahr beendet. Sie beſtehen in zwei dramatiſchen Gedichten. Das erſte iſt ein Trauerſpiel in fünf Acten und in Verſen, betitelt: »Die Fürſten Chawansky.« Das zweite iſt ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen und in Verſen, genannt: »Die Matrone von Epheſus.« Beide zuſammen ſollten einen dritten Band dramatiſcher Verſuche ausmachen, wenn die beiden erſten wären gedruckt worden; ſo aber — nun, mögen ſie ruhen. Wenn ich doch ſagen könnte, wie ich mich über jede vollbrachte Schöpfung freue! Mehr als ein Vater über den neugeborenen Sohn von der geliebten Gattin. Ich begreife ſehr wohl, was das heißt, wenn die heilige Schrift von Gott ſagt, er ſei ſelig in dem Anſchauen ſeiner

Werke. Ich bin es auch, nur mit dem Unterschiede, daß er, der nie sich ändert, nie sich irrt, seiner Schöpfung die höchste Vollkommenheit geben konnte und also ewig im Anschauen derselben selig ist, statt daß ich nach Verlauf einiger Monden meine Schöpfung verwerfe, weil mein fortgeschrittener Geist ihrer Unvollkommenheit inne wird. Glaubst Du, ich arbeite für den Ruhm? Mit nichten, mein Freund! Ich leugne nicht, daß es mir angenehm sein würde, unter die patres conscriptos der literarischen Republik gezählt zu werden, denn zu den Besten seiner Art gehören wollen, ist ja des Menschen vernünftiger Ehrgeiz; aber mein Zweck ist es wahrlich nicht."

Raupach, wie ich ihn später habe kennen lernen, strebte gewiß danach, zu den Besten seiner Zeit gezählt zu werden, und die geringen Erfolge, die er anfangs hatte, der Zweifel, ob es ihm überhaupt gelingen werde, jemals das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen, mögen wohl die Grundursache der Bitterkeit und Schärfe gewesen sein, die sich so merkbar bei ihm kund gab.

Im Jahre 1816 wurde Raupach bei der in Petersburg neu gegründeten Universität als Ordinarius der philosophischen Facultät und im Jahre 1817 als Professor der allgemeinen Weltgeschichte und der deutschen Literatur angestellt. Zu Anfang des Jahres 1816 verheirathete er sich mit einer deutschen Schweizerin, Cäcilie

von Wildermeth. Schon nach einem Jahre riß der Tod die Gattin von seiner Seite und nahm den Knaben, den sie ihm geboren, mit sich. Erst im Jahre 1848 schritt er zu einer zweiten Ehe mit der preußischen Hofschauspielerin Pauline Werner, der wir die bereits erwähnte Broschüre und außerdem ein paar anmuthige, feine Lustspiele verdanken.

Seine Stellung an der Universität Petersburg wurde ihm dadurch verleidet, daß er wegen seiner zu freien Lehre mit der Regierung in Conflict gerieth. Er erbat und erhielt deshalb im Jahre 1822 Urlaub zu einer Reise nach Italien und Deutschland. Zunächst verlebte er den Winter in Italien. Zur Zeit des Congresses von Verona schrieb er „Hirsewenzel's Briefe aus und über Italien" und ging dann im Frühjahre 1823 nach Liegnitz zu seiner Familie. Von hier aus kam er um Entlassung aus dem russischen Staatsdienste ein und erhielt sie. Ueber diesen Punkt sagte er einst zu seiner nachherigen Gattin: „Kaiser Alexander hatte vollkommen Recht; er durfte als Kaiser die Lehrfreiheit in diesem Grade nicht dulden, einmal, weil sich dabei schlechterdings nicht, am wenigsten in Rußland zu damaliger Zeit, regieren läßt, dann aber auch, weil ich als Staatsbeamter im Unrecht war. Ich fühlte das auch ganz wohl, aber ich konnte und wollte nicht widerrufen, was ich einmal öffentlich gesagt, und

der Kaiſer war gnädig genug, mir den Abſchied zu bewilligen. Freilich verließ ich ohne Penſion ein Land, dem ich mit Hingebung aller meiner Kraft gedient, allein was der Menſch ſelbſt verſchuldet hat, darüber darf er ſich nicht beklagen.“ Uebrigens war Raupach von jeher ein ſo mäßiger Menſch und ſo trefflicher Verwalter ſeiner Einnahmen geweſen, daß die pecuniären Nachtheile bei Aufgabe ſeiner Stellung nicht ſehr in Betracht kamen und ſein Wohlſtand dennoch von Jahr zu Jahr wuchs.

Im Herbſt 1823 kam Raupach nach Leipzig. Seine dramatiſchen Werke „Die Fürſten Chawansky“, „Die Gefeſſelten“, „Lorenzo und Cäcilie“, „Die Erbennacht“ hatten bei dem deutſchen Publikum damals bereits Anerkennung gefunden. Das erſtgenannte Drama war ſchon einigemal mit vielem Beifall in Leipzig gegeben worden. Um Raupach zu ehren, ließ Hofrath Küſtner dieſe wirklich gelungene Darſtellung ihm vorführen.

Der Dichter befand ſich rechter Hand vom Zuſchauer in einer kleinen Eckloge dicht am Orcheſter. Nach dem Schluß der Vorſtellung wurde ihm vom Publikum ein dreimaliges Hoch gebracht, eine Auszeichnung, die vor ihm nur Schiller widerfahren war; ein ſteifes, kaltes Kopfneigen war ſein Dank. Sein Aeußeres hatte eben nichts Anziehendes. Das ſtarre, dunkle, emporſtehende Haar, das eherne Geſicht, in dem kein Zug freudiger

Erregung zu erblicken, die hagere, knochige Gestalt, sie waren nichts weniger als geeignet, beim ersten Anblick Sympathien für den Mann zu erwecken. So erging es mir, und so mochte es vielen Andern ergehen, besonders den armen Schauspielern, die ihr Bestes gethan, um dem Dichter zu genügen, und die kein Wort des Dankes oder der Aufmunterung von ihm erlangen konnten, außer Madame Mietke, die eine treffliche Darstellerin der Sophia war. Für diese hatte er denn doch einige herablassende gnädige Worte. So sehr mich auch der Dichter angezogen, trug ich doch kein Verlangen, den Menschen näher kennen zu lernen.

Sein Urtheil über Darstellung war unserer Ansicht nach zu jener Zeit noch nicht maßgebend, denn er lobte einen Schauspieler unserer Bühne, der im Lustspiel ganz Vortreffliches leistete, in der Tragödie aber schrecklich carrikirte. Wir hatten zum Beispiel große Noth, ihm, als er den Burleigh in „Maria Stuart" spielen sollte, das schwarze Koller mit rothen Puffen, gleichfarbigen Tricots und die struppige rothe Perücke wegzudisputiren, denn dieses Teufelscostüm hielt er für dergleichen Charaktere für unerlaßlich. Sein mit diesem grellen Geschmacke in Einklang stehendes Spiel war freilich nicht zu ändern. Und mit solcher grauslichen Manier aus dem achtzehnten Jahrhundert zeigte sich Raupach damals

einverstanden. Es war also kein Wunder, daß er in seinen Erstlingswerken nicht immer naturwüchsige Menschen zeichnete. Wo hätte er sie auch kennen lernen sollen, da er schon als Knabe die Menschen floh und noch nicht viel glückliche Erfahrungen mit ihnen gemacht hatte? Später erst fand er die feinen Fühlfäden der menschlichen Natur heraus und wußte sie mit großer Wirkung in seine dramatischen Werke einzuweben.

Zu Anfang der dreißiger Jahre lernte ich Raupach, der Weimar fast jährlich mit seinem oft monatelangen Besuche erfreute, näher kennen. Obgleich er mir beim Beginn unserer Bekanntschaft in seiner Art und Weise sehr unbequem war, fühlte ich mich doch zu seinem eminenten Geist und Scharfsinn unwiderstehlich hingezogen und duldete seinen Sarkasmus und seine mitunter wirklich impertinenten Zurechtweisungen. Sein Aeußeres war, wie schon bemerkt, durchaus nicht anziehend und wurde durch ungleichfarbige, nach verschiedenen Richtungen hinblickende Augen noch abstoßender.

Ehe ich aber das Treiben des Mannes in geselligen Kreisen näher schildere, will ich meine Ansicht über den Dichter vom Standpunkte des Schauspielers aussprechen. Manchem Aesthetiker wird sie parteiisch erscheinen, aber wer ist von Selbstsucht frei? Raupach schrieb gute und dankbare Rollen und erwarb dadurch die Vorliebe der

Schauspieler. Ich habe mich dem Studium dieser Aufgaben stets mit voller Lust und Liebe gewidmet und bei allen meinen Collegen die gleiche Wahrnehmung gemacht.

Im Jahre 1819 erschien Raupach zum ersten Male als dramatischer Dichter in „Die Gefesselten" auf Weimars Bühne. Chronologisch folgten: „Lorenzo und Cäcilie", „Die Erdennacht" (1827), „Die Tochter der Luft" (1827), „Der versiegelte Bürgermeister" (1828), „Die Schleichhändler", „Der Zeitgeist", „Die feindlichen Brüder"*), „Gute Miene zum bösen Spiel", „Vormund und Mündel" (1829), „Der Degen", „Der Platzregen als Eheprocurator" (1830). In den dreißiger Jahren traten an ihre Stelle die Trilogie „Cromwell" und die „Hohenstaufen". Mit ihnen beherrschte Raupach fast ausschließlich das weimarische Bühnenrepertoire. Den meisten Anklang beim Publikum fanden „Die Royalisten", „Cromwell's Ende", „König Enzio" und die beiden Friedrich. „Die Schleichhändler", „Der Zeitgeist", „Die feindlichen Brüder" füllten stets die Kasse und erschütterten das Zwerchfell der Zuhörer.

Obgleich Raupach's Lustspiele an das Possenhafte

*) Darin soll Ludwig Devrient als Zacharias Rax unübertrefflich gewesen sein. Da ich der Darsteller dieser Rolle in Weimar war, suchte ich den großen Meister wenigstens in Sprache und Aeußerem nach Kräften zu copiren.

ſtreifen und er im Charakter des Schelle eigentlich den Hanswurſt wieder auf die Bühne bringt, ſind ſie doch kernig, voll Humor und Witz und beſchränken ſich nicht blos auf komiſche Situationen, obſchon ſich nicht leugnen läßt, daß die Charaktere oft manierirt ſind. Schreibt ihr jungen Dichter nur ſolche Stücke, dann wird es auch an dauerndem Beifall nicht fehlen. Dabei müſſen freilich die Vorſtände der deutſchen Bühnen ſtets der goldenen Worte Hamlet's eingedenk bleiben: „Laßt Eure Narren nicht mehr ſagen, als in ihren Rollen ſteht.“ Es gibt Dichter, und Raupach gehörte vornehmlich zu ihnen, die ſchon bis zur Grenze des Schicklichen gehen; wird dieſe von dem Schauſpieler überſchritten, ſo kann ein vortreffliches Werk vernichtet werden. Folgendes Beiſpiel mag dies zeigen. In der Mitte der zwanziger Jahre wurde in Leipzig Raupach's Luſtſpiel „Laßt die Todten ruhn“ gegeben. Der Schauſpieler, welcher den Till ſpielte, hat bei der Frage, ob man dem neugeborenen Kinde in der Taufe den Namen Emma geben ſoll, zu ſagen: „Ich würde nicht zu Emma rathen, denn es könnte ihr in ſpätern Jahren einmal einfallen, den Namen umzukehren.“ Wäre das Geſpräch ohne Unterbrechung fortgegangen, ſo hätte das Publikum kaum Zeit gewonnen, darüber nachzudenken, aber ſo ſprach der gute Herr den umgekehrten Namen recht breitſpurig aus. Die

Folge war, daß ein ungeheures Pochen und Pfeifen entstand und das Stück, was bis dahin gefallen hatte, verloren war. Es ist die Pflicht eines jeden Schauspielers, den edlern Theil des Publikums im Auge zu haben, nicht den rohen; Dank den Bestrebungen Küstner's hatte der erstere die Oberhand.

Jedes neue Werk von Raupach, der sich schon einen bedeutenden Namen erworben hatte, wurde von einem Theil der Presse, sei es aus Ueberzeugung oder aus Neid, hart angegriffen. Seine „Hohenstaufen" nannte man dialogisirte Schulhefte, die nur aus leeren Phrasen bestünden und aller Poesie baar und ledig wären. Ja, selbst Immermann, dessen echter Dichterkraft ich hohe Verehrung zolle, behandelt ihn in seinem „Münchhausen" nicht würdig.

Ich fragte Raupach, als wir im Jahre 1840 die Heilquelle von Franzensbad brauchten, wodurch er sich die Feindschaft Immermann's zugezogen. „Die Geschichte ist sehr einfach", sagte er. „Immermann, mit dem ich längere Zeit in Correspondenz stand, schickte mir ein Lustspiel zur Beurtheilung zu und bat mich, meine Meinung ohne Rückhalt darüber auszusprechen. Das Ding war aber nur eine ganz triviale Posse, und das sprach ich denn ohne Rückhalt aus. Danach hörte unsere Correspondenz auf, und die Antwort auf meinen Brief

gab er im »Münchhausen«.“ Ob Raupach mit dieser Erklärung das Richtige getroffen hat oder die Veranlassung zu dem schonungslosen Angriffe nicht in persönlichen Vorkommnissen, sondern lediglich in dem grundverschiedenen Streben und Wesen der beiden Männer zu suchen ist, darüber maße ich mir kein Urtheil an, ich gebe nur Raupach's Worte wahrheitsgetreu wieder.

Dagegen muß ich auch einer spätern Aeußerung gedenken. Nach Immermann's Tode war Raupach wieder in Weimar und eines Tages in einem kleinen Gesellschaftskreise in meiner Wohnung. Einer der andern Gäste brachte das Gespräch auf den verstorbenen Dichter, beurtheilte ihn sehr wegwerfend und erhob auf seine Kosten den lebenden gegenwärtigen. Raupach erwiderte gelassen: „Unsere Literatur ist zu beklagen, daß er »Tristan und Isolde« nicht hat vollenden können; es ist ein schönes Gedicht.“

Raupach konnte die Jugend niemals begeistern, wie es Schiller that, denn seine Werke sind mehr Kinder des Verstandes als des Gefühls. Nie ließ er seiner Phantasie den Zügel schießen, sein Verstand leitete sie in die Schranken, in denen er sich bewegen wollte; aber poesie- und schwunglos, wie ihm Manche vorwerfen, war er darum noch nicht. Dafür mögen als nur flüchtig ausgewählte, meinem Gedächtniß eingeprägte Proben

ein paar kurze Stellen aus „Kaiser Friedrich II.“ sprechen:

O Deutschland, Deutschland! Fest wie deine Berge,
Still sinnig wie das Dunkel deiner Wälder,
Geräuschlos stark wie deiner Ströme Flut!
Du Land der Treu, des Glaubens und der Liebe,
Bist deiner Tugend müd' und deines Glücks?

Wer ist, der eine Krone menschlich trüge,
Wenn in der Brust kein fühlend Herz ihm schlüge?

Aus einem Munde, der nicht schelten kann,
Muß uns die Bitte doppelt heilig sein.

Zum König Ludwig sagt Friedrich über dessen Vater:

Ja, wir waren Freunde
In dem schönen Alter, wo der Himmel
Des Lebens über uns sich heiter wölbt
Und Sorg' und Plage nur als leicht Gewölk
Kaum sichtbar fern am Horizonte schweben.

Zu seinem Sohne Heinrich, als er die Verbannung über ihn ausspricht:

Es kommt ein Tag, da schlägt das ew'ge Licht
Den Nebeldunst des ird'schen Lebens nieder,
Da wünsch' ich Dich zu finden — fehle nicht!
Auf Erden sehen wir uns niemals wieder.

Welche politische Gesinnung Raupach hatte, documentirt er fast in allen seinen Dramen, besonders in seinen „Hohenstaufen“. Er war strenger, überzeugungstreuer Royalist. Auch dafür einige Proben. Kaiser Friedrich

ſagt zu Hermann von Salza, als dieſer ihm den Verrath ſeines Sohnes Heinrich berichtet und ihm räth, mit einem Heere nach Deutſchland zu ziehen:

Wozu ein Heer, wenn in ſein Kaiſerreich
Der Kaiſer kommt? Muß ſeines Hauſes Thür
Der Vater etwa mit Gewalt erbrechen?
Ich komm' allein, weil ich der Kaiſer bin,
Denn etwas gibt es, hab' ich oft empfunden,
Wovor der Frevel zitternd ſtille ſteht;
Es iſt, was Gott auch mir ums Haupt gewunden,
Die Glorie, geheißen Majeſtät.

Charakteriſtiſch für den Dichter iſt der Monolog, den er in Cromwell's Mund legt:

„Freiheit! Geſpenſt, das mir auf allen meinen Wegen entgegentritt, laß dir einmal ins Auge ſchauen und ſehen, was du biſt! Womit verführſt du die Welt? Was verſprichſt du deinen Jüngern? Dem Volke Erlöſung von jeder Laſt und jedem Zwange, dem Schurken Willkür und ungeſtrafte Plünderung, dem weltfremden Denker ausſchließliche Herrſchaft der Vernunft, der Jugend Verwirklichung ihrer Träume und Luftgebilde und allen Sicherheit, Ordnung, Frieden. Kannſt du das Alles halten, das Widerſprechende? Du kannſt nicht — biſt eine Lügnerin. Du äffſt die ewige Freiheit nach, die jenſeits der Morgenröthe ſteht und niemals ihren Fuß dieſſeits ſetzt, und durch dies erheuchelte Weſen verwirrſt du die Welt, Betrügerin. Narren, die dir glauben!

Steht nicht in den ſibylliniſchen Büchern der Weltgeſchichte, daß du immer nur die Vorläuferin der Gewaltherrſchaft geweſen biſt? Ich hätte dich ſelbſt als Fahnenträgerin gebraucht? Nein, du hatteſt das Volk ſchon betrogen, und ich mußte es dulden, daß du auch meine Fahne trugſt. Aber nun, Geſpenſt, will ich dich bannen bis in die unterſte Hölle."

Solche Worte legt Raupach einem Cromwell in den Mund, der allerdings im letzten Theil der Trilogie die heuchleriſche Maske faſt ganz abwirft und als oberſter Staatsmann, gleichſam als König daſteht. Die engliſchen Geſchichtſchreiber würden Manches gegen ſolche Aeußerungen ihres ſtaatlichen Reformators einzuwenden haben. Raupach ſpricht aber hier nur ſeine eigenen Geſinnungen aus. Die Freiheit, welche die große Menge im Jahre 1848 begehrte und von den Fürſten verlangte, war ihm ein Greuel; er verließ Berlin und zog ſich mit ſeiner Gattin in ſeine Heimat nach Schleſien zurück, und nur die Liebe zu ſeinem Königshauſe konnte ihn bewegen, ſpäter wieder nach Berlin zurückzukehren. Nach dieſer Kataſtrophe ſagte er einſt zu ſeiner Gattin: „Welche Regierungsform ich auch annehme, einer wird immer der Höchſte ſein, nenne man ihn König, Präſident oder Tribun. Da will ich doch lieber dem zum Thron Geborenen, den ich auch deshalb richtig von Gottes Gnaden

nenne, gehorchen als dem, der durch eigene Anstrengung Gebieter eines Volkes wird. Der als Königssohn geborene Fürst, der Niemand über und neben sich sieht, was kann er Anderes wollen als das Glück, die Größe seines Volkes? Wie anders der, der im unsichern Besitze des Gutes, das er schwer errungen, in jedem Nächststehenden den Nebenbuhler sieht; wie leicht artet der nicht zum Despoten aus! Freilich gab es auch einen achten Heinrich, doch das waren andere Zeiten, und die Völker nicht allein, auch die Könige schreiten vorwärts. In der alten Welt wollen sie die Throne wegräumen und in der neuen Welt werden sie welche bauen."

„Gedankenfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetz, das sind die beiden Güter, welche das Volk mit Recht von seinen Fürsten verlangen kann", sagte er einst zu mir; „was drüber hinausgeht, sprengt die Schranken der ewigen Ordnung." Ich konnte nicht umhin, darauf zu erwidern, daß ich ein Freund der Verfassung sei und das Land am glücklichsten preise, in welchem der Fürst mit den Vertretern seiner Unterthanen Hand in Hand gehe.

Raupach war wohl einer der fruchtbarsten Schriftsteller, denn in einem Zeitraume von circa dreißig Jahren schrieb er 116 Dramen, Lustspiele und Possen und brachte fast alle auf die Bühne. Manche davon waren allerdings nicht mehr als Eintagsfliegen, und es wäre

für seinen Ruhm besser gewesen, sie ad acta zu legen, aber der Gewinn kam bei ihm doch mit in Frage. Daß die jetzigen Vorstände der deutschen Bühnen Raupach's Dramen bis auf „Cromwell's Ende" ganz vom Repertoire verschwinden lassen, ist nicht zu billigen und zeigt von wenig Pietät für einen Mann, der sich um das Theater so große Verdienste erworben hat. Man gebe nur seine Friedriche, Enzio und andere in guter Besetzung, und der Beifall des Publikums wird auch heute nicht fehlen.

Im Theater saß ich, wenn ich nicht beschäftigt war, immer neben ihm und fand, daß er stets ein aufmerksamer Zuhörer war. Nie sprach er ein günstiges oder ungünstiges Urtheil über die Darstellung seiner Stücke aus, höchstens sagte er: „Das Wort habe ich nicht gebraucht, es heißt so." Er arbeitete Alles im Kopfe vollständig aus, bevor er etwas niederschrieb, weshalb man in seinen Manuscripten selten einen ausgestrichenen Vers findet. Ich glaube, er wäre im Stande gewesen, alle seine Dramen der Reihe nach zu recitiren, denn sein Gedächtniß war wirklich bewundernswürdig.

Eine sonderbare Eigenheit besaß er. Während er beim Schreiben zuweilen noch überlegte, zeichnete er auf ein nebenliegendes Blatt allerhand in einander geschlungene Charaktere. Ich fragte ihn bei Betrachtung eines solchen Blattes über die Bedeutung desselben. „Ja,

Lieber", ſagte er, „das ſind nun ſolche Gedankenſpäne, die die Feder faſt unbewußt zu Papier bringt."

In geſelliger Hinſicht war Raupach ein wunderlicher Kauz. Er konnte zuweilen höchſt liebenswürdig, aber mitunter auch das directe Gegentheil davon ſein, namentlich wenn ſich ein Element in dem Kreiſe befand, das ihm nicht zuſagte. Solch ein Individuum hatte dann ſeine üble Laune zu büßen, und man ſah ihm die boshafte Freude an, wenn es ihm gelang, daſſelbe in Verlegenheit zu ſetzen. Er war das Urbild des Till und hat in dieſem ſein getreues Konterfei auf die Breter gebracht.

Als wir endlich in ein freundſchaftliches Verhältniß traten, wurde es mir zum Bedürfniß, Raupach öfter zu beſuchen, und nie ging ich von ihm, ohne reiche Belehrung über Geſchichte, Philoſophie und Religion empfangen zu haben.

Wenn er nun ſolche Themata gleich einem ausgezeichneten Contrapunktiſten nach allen Seiten ausgearbeitet hatte, brach er plötzlich ab und rief: „Na, nun widerſprechen Sie mir, wenn Sie können." — „Ei, ich werde mich wohl hüten", erwiderte ich; „was Deines Amts nicht iſt, da laſſe Deinen Vorwitz. Wenn Sie mit mir über dramatiſche Darſtellung ſprechen wollen, ſoll es von meiner Seite an Widerſpruch nicht fehlen, denn Sie haben Ihre Anſichten darüber und ich die

meinen. Wo aber die Wappen Philoſophie und Geſchichte an den Schranken ausgehangen ſind, bleibe ich hübſch als aufmerkſamer Zuſchauer außer denſelben." — „Aber Widerſpruch muß daſein", polterte er; „was thue ich mit einem Jamann, der ſeine Meinung entweder aus Beſcheidenheit oder Unſicherheit nicht ſagen will? Jedes Geſpräch hört auf, wenn nicht einer da iſt, der widerlegt und dadurch der Unterhaltung neuen Stoff gibt. Der tiefſte Brunnen läßt ſich endlich ausſchöpfen, wenn nicht Schichtwaſſer ihm neue Nahrung geben."

Nun, ſoweit ich es vermochte, bemühte ich mich mit aller Beſcheidenheit, der Unterhaltung etwas Schichtwaſſer zukommen zu laſſen.

Gar zu buchſtäblich durfte man ſein Verlangen aber doch nicht nehmen. So erinnere ich mich einer geradezu entgegengeſetzten Meinungsäußerung von ihm. Ich ſtellte ihm meinen Sohn vor, der in kurzem die Univerſität beziehen ſollte. „Was wollen wir denn ſtudiren?" war ſeine Frage. „Die Rechtswiſſenſchaft!" Raupach wiegte den Kopf, ließ ein „Hm! hm!" vernehmen und meinte: „Ich würde mich doch lieber der Theologie zuwenden!" Mein Sohn verſetzte, er fühle dazu keinen Beruf, bat aber um Erläuterung des Vorzugs der einen Wiſſenſchaft vor der andern und erhielt als Auskunft: „Nun, auf der Kanzel predigt man den Menſchen wohl

eine Stunde lang, und Keiner darf ein Wort widersprechen!"

Für ſich ſelbſt nahm er allerdings größere Freiheit in Anſpruch. Er liebte es, den Geiſt zu ſpielen, der ſtets verneint, und nichts ergötzte ihn mehr, als Ebenbürtige durch ſeine Dialektik ins Gedränge und zum Schweigen zu bringen. Folgender Vorfall wird dies beſtätigen.

In Tiefurt, dem Sitz der Muſen zu Anna Amalia's Zeiten, dem kleinen, zu einem herrlichen Park umgewandelten, von der Ilm durchfloſſenen Thale, wo Goethe's Schäferſpiele „Die Fiſcherin", „Der Jahrmarkt von Plundersweilern" zuerſt ans Licht der Welt traten, hatten ſich, Raupach zu ehren, die Schöngeiſter Weimars verſammelt, unter ihnen auch Kanzler Friedrich von Müller, Stephan Schütze und Riemer. Letzterer hatte kürzlich ein neues Sonett, das er meiſterlich handhabte, vollendet und las es der Geſellſchaft vor. Alle bis auf Raupach brachen in Lobeserhebungen aus. Sobald ſich aber der Sturm des Beifalls gelegt hatte, nahm Raupach das Wort und ſagte: „Ich habe alle Hochachtung vor meines Freundes Riemer Dichtertalent und Wiſſenſchaft, aber Sonette kann er nicht ſchreiben." Nun entwickelte er nach allen Seiten hin die Regeln eines guten Sonetts mit einem Scharfſinn und einer ſo eminenten Redegabe, daß ſelbſt ein Friedrich von Müller endlich den Kampf

aufgab. Eine Weile saß die Gesellschaft stumm und verstimmt da, nur Riemer schmunzelte still vor sich hin. Da ergriff Raupach wieder das Wort und sagte: „Ich danke Ihnen, mein lieber Riemer, für dies wahrhaft treffliche Sonett. Es ist wohl das beste, was in der Neuzeit geschrieben worden ist; ich wollte nur den Herren, vor deren Kunsturtheil ich ja den größten Respect habe, beweisen, daß ein frecher Kerl, wenn er den Kopf und die Zunge auf dem rechten Flecke hat, selbst dem Teufel ein X für ein U machen kann."

Ob die Herren die Persiflage nicht übel genommen haben, will ich dahingestellt sein lassen.

Raupach zog, wenn er in Weimar war, die Einladungen solcher Familien vor, in denen er sich gern bewegte und wußte, daß er seinem sarkastischen Muthwillen den Zügel schießen lassen konnte, ohne befürchten zu müssen, dadurch anzustoßen. Zu diesen gehörten vor allen unser Oels, bei dem er auch wohnte, solange dieser treffliche Künstler lebte, Stephan Schütze, die Regisseure Seidel, Durand und mein Haus.

Der geneigte Leser möge, damit das Charakterbild keines irgend bezeichnenden Zuges ermangle, auch ein paar Haus- und Wirthschaftsanekdoten freundlich mit in den Kauf nehmen.

Raupach war eben kein Gourmand, aber Alles, was

ihm gereicht wurde, mußte gut und fein bereitet sein, sonst hatten es die armen Hausfrauen zu büßen. Darum zitterten diese auch, wenn der Herr Gemahl ihnen ankündigte, daß er Raupach zu Tische eingeladen habe, und wurden schon blaß, wenn sie seinen schlürfenden Tritt hörten. Die Beherzteste von allen war Frau Durand, die ihm nie eine Antwort schuldig blieb. Einstens sagte er zu ihr: „Madame Durand, wie machen Sie das nur, daß man bei Ihnen stets das beste Rindfleisch genießt?" — „O ganz einfach, Herr Hofrath. Ich schicke das Fleisch so lange dem Metzger zurück, bis ich das bekomme, was ich verlangt habe." — „So machen Sie das also? Ja, ja! Ich dachte mir gleich, daß etwas Diabolisches dabei im Spiele sein müßte. Ich gratulire mir, aber nicht dem Fleischer." — „O mein bester Hofrath", erwiderte sie, „man kann wohl zum Teufel werden, wenn man einen so difficilen Gast zu bewirthen hat."

Ein anderes Mal, bei Stephan Schütze, präsentirte dessen Gattin Raupach ein Gericht Hopfenkeimchen, die in ihrer Form viel Aehnlichkeit mit Spargel haben, nur daß den Kopf ein kleiner grüner Büschel bildet. Raupach betrachtete lange, mit und ohne Brille, dieses ihm fremde Gericht, endlich sagte er mit satirischer Freundlichkeit: „Ich danke Ihnen, meine hochverehrte Frau Hofräthin; da ich aber nicht zu dem Geschlecht der wiederkäuenden

Geſchöpfe gehöre, möchte ſich mein Magen mit dieſer ſonderbaren Speiſe nicht einverſtanden erklären.“ Die arme Frau wurde blutroth und übergab die Schüſſel dem Diener.

„Friedrich's II. Tod“ wurde zur Aufführung vorbereitet. In einem Abendcirkel bei Obermarſchall von Spiegel, dem Intendanten des Theaters, der aus Adligen, Gelehrten und Schauſpielern beſtand — Spiegel wollte ſeine Untergebenen geachtet und geehrt wiſſen, darum zog er ſie mit in ſeine erſten Cirkel — bat die Oberhofmeiſterin Gräfin von F., die eine große Verehrerin Raupach's war, denſelben, doch einige der ſchönſten Stellen aus dem genannten Werke vorzuleſen. „Meine Gnädige“, ſagte Raupach in gereiztem Tone, „ich habe nicht einzelne ſchöne Stellen, ſondern ein Ganzes geſchrieben, wenigſtens bin ich bisher dieſer kecken Anſicht geweſen.“ Die Gräfin erwiderte: „Nun, wenn die Zeit nicht geſtattet, den ganzen Schmuck bewundern zu können, iſt man ſchon zufrieden, einzelne geſchliffene Diamanten betrachten zu dürfen, wenn man ſie auch aus der Faſſung nehmen muß!“ Nach einer tiefen Verbeugung gegen die Gräfin wandte er ſich zum Tiſche, ſchlug das Manuſcript auf und las die Scene zwiſchen dem Kaiſer und König Ludwig ganz vortrefflich vor.

Ich könnte noch mehrere ſolcher ſchroffen Züge von

ihm erzählen, wenn ich nicht fürchten müßte, den Leſer zu ermüden.

Unvergeßlich wird mir ſein, wie wir im traulichen Kreis zuſammen waren und Raupach gleichſam als Prophet in unſerer Mitte ſaß. Es war die Zeit, wo überall der politiſche Boden anfing ſich zu bewegen; aber was bisher anderwärts geſchehen, konnte nicht befürchten laſſen, daß der Aufruhr jemals durch ganz Deutſchland ſeine Fahne tragen würde, und wir ſprachen unſere Sicherheit kecklich aus. Da ſagte Raupach: „Man leſe die Weltgeſchichte, ſo wird man finden, daß faſt jedes Volk eine ſolche Kataſtrophe aufzuweiſen hat; auch in Deutſchland könnte ſie erſcheinen; ja ſelbſt Rußland wird vor ihr nicht ſicher ſein. Wer aber, außer Gott, kann die Zeit ermeſſen, wo dieſer finſtere Geiſt auch über unſern Häuptern ſchweben und ſie verrücken wird! Kommt er, dann hoffe ich, daß mannhafte Fürſten, nicht mit Gebeten und Weihwedel, ſondern mit dem Schwert in der mächtigen Hand, ihn zu Boden werfen werden. Man gebe dem Volke, was Rechtens, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Darin beſteht die Ordnung der Welt.“

Alle dieſe Züge von Schroffheit, Sarkasmus, Bitterkeit und Menſchenverachtung geben aber doch nur, ich möchte ſagen die geiſtige Außenſeite des Mannes, die

rauhe Schale, die sich um den gebildet hatte, der seines Charakterwerthes, seiner Begabung und geistigen Ueberlegenheit sich so klar bewußt war, als dessen, was ihm mangelte, die Ziele seines dichterischen Strebens zu erreichen, die er sich hoch genug gesteckt hatte; denn er wollte seinem Volke eine neue Gattung von Lustspiel und von welthistorischer Tragödie schaffen. Darum verletzte ihn die ungerechte Mißachtung, mit der die Kritik sein Streben verwarf, und der flüchtige Beifall der Menge konnte ihm nicht genügen. Der Kern seines Wesens war echt und edel, das beweisen seine Dichtungen Jedem, der unbefangen an sie herantritt, und davon sind alle überzeugt, die sich seine Freundschaft erworben hatten. Da verschwand jenes abstoßende, verletzende Wesen, seine strenge Wahrheitsliebe, seine Fülle von Kenntnissen in allen Gebieten menschlichen Wissens, sein hoher ernster Geist und seine edle Gesinnung traten hell zu Tage und zogen unwiderstehlich an. Darum würdigten zwei erhabene Fürstinnen, die unvergeßliche Großherzogin Maria Paulowna von Weimar und ihre gleichgesinnte Tochter, die Königin Auguste von Preußen, ihn ihrer Freundschaft. Und mit welch innigem Dank und welcher unwandelbaren Treue er diese ihm unschätzbare Anerkennung empfand, dafür könnte ich viele Aeußerungen des Mannes anführen, dem Niemand

die ſtrengſte Wahrheitsliebe und unbeſtechliche Aufrichtigkeit abſprechen kann, bedürfte es dafür noch eines Zeugniſſes.

Auguſte und Maria Paulowna waren die Sterne, die den Abend ſeines Lebens mild und wohlthuend verklärten.

Drittes Kapitel.

Laroche verläßt Weimar. — Oels' Tod. — „Der Verräther in den Alpen." — „Der Templer und die Jüdin." — Reise nach Dessau und Hamburg.

Das Jahr 1833 brachte unserm Institute zwei große Verluste. Zunächst verließ Laroche die weimarische Bühne und ging nach Wien. Er nahm Ende Februar als Daniel Cappuzzi in „Zampa" von dem Publikum Abschied, das ihn — man sollte es kaum glauben — ganz kalt entließ, einen Mann, der zehn Jahre lang dasselbe durch seine Leistungen erfreut hatte, der stets ein willkommener Gast in geselligen Kreisen gewesen war. Woher diese Theilnahmlosigkeit? Weil die guten Leute ihn für undankbar erklärten, daß er Weimar, wo es ihm so gut gegangen, verlassen und nach Wien gehen konnte. Laroche wäre, trotz der bei weitem glänzendern Aussichten, vielleicht dennoch in Weimar geblieben, wenn

man ihm in seinen Privatverhältnissen sich nicht feindlich entgegengestellt hätte und wenn er nicht einer damals einflußreichen Person unbequem gewesen wäre. Darum bemühte man sich nicht, ihn zu halten.

Der andere Verlust war ebenso unersetzlich und ergriff alle Freunde der Kunst auf das schmerzlichste. Oels, der uns noch wenige Monate zuvor durch seine Darstellung der beiden Friedriche von Raupach begeistert hatte, starb am 7. December.

Nach meiner Rückkehr aus dem Bade ging ich mit Eifer an die Vollendung meiner Oper „Der Verräther in den Alpen", die ich schon früher begonnen und zu der mein Freund Max Seidel den Text geschrieben hatte. Sie lief glücklich am 8. April 1833 vom Stapel und war das Probestück meiner Regieführung, die ich für Laroche übernahm. Sujet wie Musik fanden Anklang beim Publikum, und so erfolgten mehrere Wiederholungen. Raupach, der einer dieser Aufführungen beiwohnte, sagte mir andern Tags: „Ihr Werk ist melodienreich, aber, Theurer, für den großen Haufen muß man nicht Miniatur, sondern Fresco malen; ich bin überzeugt, daß nur Wenige die Anklänge der beiden französischen Volkslieder, die den Verräther des Vaterlandes andeuten sollen, verstanden haben." Ich hatte nämlich in der Arie des Bösewichts, der ein Spion der

Franzosen war, die Motive der Marseillaise und des „Marlborough s'en va-t-en guerre“ angebracht.

Noch vor Schluß der Saison setzte ich „Templer und Jüdin“ von meinem Freunde Marschner in Scene. Die Intendanz hatte mir die Mittel bewilligt, die Oper in jeder Hinsicht würdig auszustatten, und da alle Mitwirkenden ihre Schuldigkeit thaten, so durfte man die Darstellung, die zuerst am 27. Mai stattfand, als eine höchst gelungene betrachten. Ganz vortrefflich war Franke als Bruder Tuck.

Marschner hatte mich schon 1829, kurz nach meinem Eintreffen in Weimar, mit seinem Besuche erfreut; zunächst um der ersten Aufführung seines „Vampyr“ beizuwohnen, außerdem auch, um mich mit „Templer und Jüdin“ und namentlich darin mit der Rolle des Bois Guilbert bekannt zu machen. Noch fehlte ihm eine Originalmelodie für das Lied des Ivanhoe im dritten Acte, und ich war erfreut, ihm ein Buch alter schottischer Schlachtgesänge, welches zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Edinburg erschienen und im Besitz der Frau Ottilie von Goethe war, verschaffen zu können. Er fand darin, was er brauchen konnte.

Da die Saison in diesem Jahre schon am 15. Juni geschlossen wurde, trat ich eine längere Kunstreise an, auf der meine Frau mich leider nicht begleiten konnte, da

Mutterpflichten sie zurückhielten. Zunächst folgte ich einer freundlichen Einladung des Hofmarschalls von L. in Dessau, um auf dem dortigen Schloßtheater einige dramatische Vorstellungen zu leiten. Da das dortige Personal, außer zwei Kammersängern, nur in vier Dilettanten bestand, forderte ich Herrn und Frau Seidel zur Mitwirkung auf. Fräulein Marie Schmidt, schon im zweiten Band meines Tagebuchs (S. 272) erwähnt, war ein stets willkommener Gast in Dessau und hatte gleichfalls eine Einladung vom Hofmarschall erhalten. In Gemeinschaft mit Marie Schmidt und ihren wackern Aeltern trat ich die Reise an, die nicht ohne Abenteuer abgehen sollte; denn kaum hatten wir Halle, wo wir Nachtquartier genommen, im Rücken, als die Axe unseres Wagens brach. Mariechen stieß einen Schrei aus — ich glaube, es war das zweigestrichene C — daß sich Alt und Jung, wir waren gerade bei einem Dorfe, versammelte. Was war nun zu machen, da der Wagner erklärte, den Schaden nicht unter vierundzwanzig Stunden repariren zu können? Man sagte uns, daß der Herr Oberamtmann ein sehr freundlicher Mann wäre und „eene scheene Kutsche" hätte. Ich lenkte also meine Schritte zu dem Oberamtmann und überlegte reiflich, wie ich meine Bitte am gewinnendsten vortragen könnte.

Ein Hercules ohne Löwenfell und Keule, aber mit

bocklebernen Unnennbaren zeigte mir die Thür, wo ich anzuklopfen habe. Ich that es und ein markiges „Herein!", was nur aus einer hochgewölbten Bruſt kommen konnte, drang in mein Ohr. Ich öffnete und ein wohlhäbiger, kräftiger Mann mit friſchem, vollem Geſicht trat mir mit dem Ausruf entgegen: „Ei, mein lieber Herr Genaſt, was verſchafft mir denn das Vergnügen, Sie bei mir zu ſehen? Können Sie ſich noch erinnern, wie Sie mit Ihrem Freunde nach dem »Don Juan« in Alippi's Keller kamen und dort einen Haufen wilder Oekonomen antrafen?" Nun ſtand mir mit einem Male das ganze Nachtgemälde mit Auſtern, Champagner u. ſ. w., aber wahrlich kein Stillleben, vor Augen. So ein Schauſpieler, namentlich wenn er in einer großen Handelsſtadt Carrière gemacht hat, iſt doch bekannt auf allen Wegen und Stegen! Ich konnte mir die wohlgeſetzte Rede nun jedenfalls ſparen und dem alten luſtigen Geſellen ohne weitere Umſtände zu Leibe gehen. Aber, o Jammer! die herrlichen Steindämme, die damals noch den ganzen Diſtrict durchkreuzten, hatten ſeinen Wagen ebenfalls unbrauchbar gemacht, und er konnte uns nur mit einem Leiterwagen aus der Noth helfen. Dieſer wurde mit Dank angenommen; Koffer, Kiſten und Kaſten waren bald aufgepackt, und auch mit dem Stroh geizte der Herr Oberamtmann nicht, damit, wie er ſich ausdrückte,

die Damen bequem ſitzen könnten. Unter einem „Glückliche Reiſe!“ unſeres lächelnden Wohlthäters raſſelten wir in unſerm Phaëton, der ganz einem frühern Thespiskarren gleich ſah, von dannen. So oft wir durch einen Ort kamen oder Menſchen ſahen, verhüllte Mariechen ihr liebliches Geſicht mit einem dichten Schleier; Papa Schmidt hatte ſeinen Platz zwiſchen einer großen Kiſte und der Wagenleiter gewählt und ſchrie Ach und Weh über die Rippenſtöße, die er davontrug, wenn ein oder das andere Rad über einen kleinen adersbacher Felſen rutſchte. Mama Schmidt duldete ihren unbequemen Sitz mit einer wahren Engelsſanftmuth. Da mein Haupt nur mit einer koketten Morgenmütze bedeckt war, kam ich bei dem Sonnenbrande mehr mit dem Antlitz eines Indianers als dem eines ehrlichen Thüringers in Deſſau an. Es war den Vorübergehenden nicht zu verdenken, wenn ſie uns für den Vortrab einer Seiltänzerbande hielten. Zum Glück erwartete uns der Onkel Mariechens, Baurath Pozzi, auf dem letzten Dorfe vor Deſſau. Kein Eichkätzchen kann ſchneller vom Baume herunterkommen, als Mariechen vom Leiterwagen; nur Papa Schmidt blieb geduldig als Wächter auf dem Phaëton bis in die Stadt hinein.

Die erſte Vorſtellung, die wir in dem kleinen Schloßtheater den höchſten Herrſchaften vorführten, war die

„Schweizerfamilie", worin Oberkammerherr von B. den Grafen, die Kammersänger Krüger und Dietecke den Richard und Jakob, Marie Schmidt und ihre Tante, Bauräthin Pozzi, Emmeline und Gertrud, Seidel den Durmann und ein Dilettant den Paul übernahmen. Die Sänger gaben sich alle Mühe und die Sache ging glatt und rund zusammen; besonders zeichnete sich das Orchester unter Friedrich Schneider's trefflicher Leitung aus. Obgleich sentimentale Rollen nicht zu dem Fache der Schmidt gehörten, war sie doch ein so talentvolles, begabtes Mädchen, daß sie sich in jeden Charakter hineinzudenken wußte; auch hatte sie kurz zuvor mit Vortheil die große Schröder-Devrient in dieser Rolle gesehen.

„Adrian von Ostade", „Das Landhaus an der Heerstraße" und die „Wiener in Berlin" wurden noch im Schloßtheater gegeben und, damit das größere Publikum auch etwas davon haben sollte, im Stadttheater der „Barbier von Sevilla". Hierbei und im „Adrian" wirkte ich gleichfalls als Darsteller mit.

Man suchte uns von seiten der Herrschaften den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Der liebenswürdige, humane Fürst gab uns ein glänzendes Fest in Wörlitz, wobei der Hofmarschall von L. mit seiner Gemahlin präsidirte und sämmtliche Cavaliere mit ihren Damen zugegen waren.

Wörlitz war mir schon von frühern Zeiten her bekannt, aber doch erfreute ich mich, namentlich in so liebenswürdiger Gesellschaft, an dieser aus einer Sandwüste erschaffenen Idylle. Nicht weniger trug die wahrhaft herzliche Gastfreundschaft des wackern Pozzi und seiner trefflichen Gattin zu unserm Wohlbefinden bei.

Die zehn Tage, auf die ich meinen Aufenthalt in Dessau ausdehnen durfte, waren bald vergangen. Mit tiefer Dankbarkeit empfahl ich mich der fernern Huld des hochgesinnten fürstlichen Paares.

In Hamburg angekommen, stieg ich im Hotel Hannover, dem Theater gegenüber, bei Marr, dem Vater des ausgezeichneten Charakterspielers Heinrich Marr, ab.

Als Don Juan trat ich auf und entsprach den Erwartungen, die das zahlreich versammelte Publikum von mir gehegt zu haben schien, wahrscheinlich nicht. Die guten Hamburger waren, wie mir meine Freunde des andern Tages sagten, gewohnt, den Don Juan als einen Ausbund von Liederlichkeit aufgefaßt zu sehen; ich mußte also, da mir ein leidlicher Ruf in dieser Rolle voranging, ihrer Meinung nach der Oberste aller gemeinen Lüstlinge sein; da ich aber nach Rochlitz' Ansicht darin den feinen, gewandten Cavalier hervorhob, so fand ich eben nicht den Beifall, der mir anderwärts geworden war.

Die zweite Rolle, in der ich auftrat, war der Bertram in „Robert der Teufel“. Mein Stimmumfang eignete sich für solche Aufgaben wenig, jedoch suchte ich, was mir darin mangelte, durch ausgeprägte Charakteristik und fleißig nüancirtes Spiel zu ersetzen, soweit das eben bei einem solchen Zwitter zwischen Mensch und Teufel möglich war, und es gelang mir vollkommen, die Gunst des Publikums zu gewinnen; ich mußte die Partie wiederholen. Zu gleicher Zeit mit mir gastirte die Pirscher und etwas später Cornet mit seiner Gattin. Eine Scene, der ich bei Cornet's erstem Auftreten in „Fra Diavolo“ beiwohnte und die noch jetzt meine Heiterkeit erregt, will ich hier mittheilen. Ein großer Theil des Publikums war gegen Cornet eingenommen, weil er kein umgänglicher Mensch gewesen sein soll, und dieses ließ man höchst tadelnswerther Weise seiner Künstlerschaft mit entgelten; unter der Judenschaft aber zählte er viele Anhänger. Ein christlicher Riese mit dem Umfang eines Falstaff stand vor mir und Jost im Parterre neben einem kleinen Juden — man konnte sich kein besseres Bild von Goliath und David denken. So oft sich nun die Gelegenheit bot, Cornet Beifall zu spenden, schrie Davidchen: „Bravo, bravo, bravo!“ worauf Goliath ihm stets einen verächtlichen Blick zuwarf. Nach der Arie im dritten Act schrie der Kleine wie besessen: „Da capo, Herr

Cornet, da capo, capo, capo!“ Dabei erhob er seine Hände über den Kopf, daß sie in gleiche Höhe mit dem Gesicht des Riesen kamen, und klatschte wie ein Wahnsinniger. Goliath mußte einen Schritt beiseite treten, um nicht eine enthusiastische Ohrfeige zu bekommen. Das setzte seiner Geduld ein Ziel und er schrie ein so furchtbares „Ruhe!“ in die Ohren des Kleinen, daß wir glaubten, Liliput würde davon umfallen. Aber wie ein Wiesel wandte er sich an seinen Gegner und schrie, was nur die Lunge hergeben wollte: „Ruhe? Da capo, Herr Cornet! Wie können Se sich unterstehen, zu schreien Ruhe? Da capo, Herr Cornet! Ich zahle mein Geld so gut wie Sie! Da capo, Herr Cornet! Mer woll'n doch mal sehn! Da capo, capo, capo!“ Es war ein solcher Heidenlärm von Pfeifen, Pochen und Applaudiren, daß man sich auf einem polnischen Reichstag hätte glauben können. Endlich gaben die Christen vernünftigerweise nach und die andere Partei behielt die Oberhand.

Damals stand noch die hamburger Bühne in der ersten Reihe der deutschen Theater, namentlich das männliche Personal, denn Lenz, Jost, Lebrun, Schmidt, Gloy waren Künstler ersten Ranges. Unter den Damen zeichneten sich besonders aus Constanze Le Gay, nachmals Frau Dahn, und Karoline Lebrun, geborene Steiger.

Hier wurde mir Gelegenheit, die Schröder'sche Schule im Ensemble zu sehen, und ich fand den Ausspruch meines Vaters: Goethe habe nach dem Idealen, Schröder nach dem Realen gestrebt, vollkommen gerechtfertigt. Kein weimarischer Schauspieler hätte hier in den Rahmen der Tragödie gepaßt, wie umgekehrt kein Schröder'scher Schüler in den der weimarischen. Was ich besonders vermißte, war der poetische Schwung der Redekunst. Wien und Hamburg mögen wohl im Anfang dieses Jahrhunderts in dieser Hinsicht geistesverwandt gewesen sein, wie Weimar und Berlin. Es hätte mir große Freude gemacht, Mitwirkender in dem genannten trefflichen Ensemble zu sein, aber der eigensinnige Director Schmidt wollte mir weder den Wachtmeister in „Minna vom Barnhelm", noch den alten Busch im „Räuschchen" gestatten.

Meine alten und neuen Freunde in Hamburg thaten Alles, mir das Leben dort so angenehm als möglich zu machen, aber meine Sehnsucht nach Weib und Kindern wuchs mit jedem Tage und ich war von Herzen froh, als ich im Eilwagen saß und der geliebten Heimat wieder zueilte. Da ich einen Tag länger zur Reise gebraucht hätte, wenn ich mit der Post über Leipzig gefahren wäre, so bestellte ich mir in Halle einen eigenen Wagen, und um das Wiedersehen noch zu beschleunigen, gönnte ich meinen Gliedern nur wenige Stunden Schlaf, um sich von der

Strapaze der langen Fahrt zu erholen. Ich hatte meine Frau brieflich gebeten, mir mit den Kindern und der Mutter bis Herren-Gosserstedt entgegenzukommen. Am Morgen um zwei Uhr fuhr ich von Halle ab, und den wohlbekannten Weg über die Dörfer Karstorf, Kalter Haase u. s. w. nehmend, eilte ich dem ersehnten Ziele, Herren-Gosserstedt, entgegen. Nicht der Erinnerung des eben Erlebten gehörten meine Gedanken an, sondern ausschließlich meinem Weibe und meinen Kindern, von denen ich sechs Wochen lang getrennt gewesen war.

Als ich auf dem Vorsprung des Berges anlangte, von wo aus man das Thal mit dem friedlichen Dörfchen erblickt, sah ich im Grunde desselben vier Kinder und zwei Frauen, die ihre weißen Tücher schwenkten. Wie wäre ich da im Stande gewesen, in dem engen Wagen die steile Höhle hinabzufahren! Mein Herz jauchzte auf; mit einem Sprung war ich aus dem Wagen und rannte wie ein gejagter Hirsch den Abhang des Berges hinunter. Mit seligem Entzücken schloß ich wieder mein theures, geliebtes Weib, Kinder und Mutter in die Arme.

Viertes Kapitel.

Tenorist Knaust. — Harzreise. — Sophie Schröder in Leipzig. — Ringelhardt. — Die leipziger Oper. — Lortzing's Gastspiel in Weimar. — Livia Gerhardt. — Mein und meiner Frau Gastspiel in Leipzig.

Im Jahre 1834 gelang es endlich der Intendanz, einen glücklichen Ersatz für unsern verstorbenen Moltke in dem trefflichen Tenoristen Knaust zu gewinnen, der, von Bremen kommend, bei uns lebenslänglich engagirt wurde. Seine Stimme hatte mehr den Charakter eines Helden- als eines lyrischen Tenors, dabei war er ein ganz wackerer Schauspieler, und so gelangen ihm Partien wie Masaniello, Licinius und andere dieses Genres ganz ausgezeichnet. Leider verlor er schon im Jahre 1838, wo der Kaiser Nikolaus mit seiner Gemahlin sich acht Tage lang in Weimar aufhielt und den hohen Gästen zu Ehren jeden Tag Theater, darunter viermal Oper gegeben wurde, seine Stimme. Die übermäßige An-

ſtrengung koſtete ihm ſein ſchönes Organ; aber auch hier bewährte ſich das edle Herz unſeres Fürſten. Knauſt bezog zwei Jahre lang ſeinen vollen Gehalt, dann trat ein anſtändiges Wartegeld dafür ein, und erſt im vierten Jahre erfolgte ſeine Penſionirung.

Ende Mai hatten wir das Vergnügen, den trefflichen Heldentenor Kammerſänger Babenigg aus Dresden zu hören und zwar in zwei ſeiner hervorragendſten Leiſtungen, als Fra Diavolo und Othello. Obgleich ſeine Stimme ſchon die jugendliche Friſche eingebüßt hatte, konnte man ſich doch an dem durch und durch gebildeten Sänger und wackern Schauſpieler erfreuen.

Den Gaſtſpielantrag, der mir und meiner Frau für dieſes Jahr nach Breslau geworden war, lehnten wir ab, da wir nach ſo angeſtrengter Berufsthätigkeit uns während der Sommermonate eine Erholung gönnen wollten.

Vorerſt unternahmen wir in Geſellſchaft unſeres Schwagers Emil Devrient eine kleine Reiſe in das uns noch unbekannte Harzgebirge. In einer leichten offenen Droſchke mit raſchen Pferden und wackerem Kutſcher fuhren wir durch die lachenden Fluren der gülbenen Aue, und noch vor Sonnenuntergang erreichten wir den alten Kyffhäuſer, wo Kaiſer Rothbart an die ſiebenhundert Jahre ſein Mittagsſchläfchen hält. Da nach üblichem Brauch

das Bett des Kaisers nicht ohne Krone sein darf, hatte hier die Sonne das Geschäft des Juweliers übernommen und umstrahlte das alte Gemäuer mit der vollen Glut ihrer untergehenden Pracht. Die Rothenburg wurde ebenfalls betrachtet, und dann fuhren wir auf einem schauerlichen Wege, der jetzt einer trefflichen Chaussee Platz gemacht hat, nach Roßla, wo wir Nachtquartier nahmen. Der Leser mag aber nicht fürchten, daß ich ihn mit einer Beschreibung des Harzes langweilen will; ich wüßte wahrlich nicht, womit ich sie kurzweilig machen sollte, da unsere Reise sich ganz in dem gewöhnlichen Gleise bewegte, in welchem sie Tausende vor und nach uns gemacht haben. Auch ich habe mich an dem Schönen und Wunderbaren der Harzgegend innigst erfreut, muß aber dabei eingestehen, daß mir der Thüringerwald mit seinem idyllischen Charakter, seinen Bergen und lachenden Thälern, seinen duftigen Wäldern und erquickenden Quellen sympathischer ist.

Das Endziel unserer Reise war das Ilsethal und der Brocken; von da fuhren wir über Blankenburg, Ballenstedt und Eisleben, wo nicht versäumt wurde, Luther's Wohnung in Augenschein zu nehmen, nach Leipzig, um dort unsern Freunden einen Besuch abzustatten. Im Theater sahen wir unter Ringelhardt's Direction die „Braut von Messina", worin Sophie

Schröder als Isabella auftrat und ihren hohen Ruhm bewährte. Die Vorstellung ging, was die Hauptpersonen und auch die Chöre anbetrifft, gut zusammen. Dessoir, welcher den Don Cesar spielte, documentirte, wenn auch seine Plastik noch Manches zu wünschen übrig ließ, doch schon sein bedeutendes Talent zur dramatischen Darstellung. Die zweite Vorstellung, die wir sahen, war der „Maskenball" von Auber, den Ringelhardt mit vieler Pracht und großem Glück in Scene gesetzt hatte. Wir hörten ein Ensemble von schönen Stimmen, wie man es selten vereinigt findet. Eichberger (Gustav), Hauser (Ankarström), die Piehl (Melanie) und die siebzehnjährige Livia Gerhardt (Oskar) leisteten wirklich Ausgezeichnetes. Die drei Erstgenannten waren mir bereits bekannt, in Livia Gerhardt aber lernte ich ein neues, höchst bedeutendes Talent kennen. Wie selten findet man persönliche Schönheit mit ebenso sympathischer als gut geschulter Stimme, dramatische Begabung mit ebenso viel Grazie und Liebreiz vereinigt! Bei ihr war dies Alles vorhanden. Da ich mit dem Vater des reizenden Mädchens von früher her bekannt war, erkundigte ich mich zunächst, unter welchen Bedingungen sie bei Ringelhardt engagirt sei. Sie waren der Art, daß man ihr in Weimar weit bessere stellen konnte, und so hoffte ich denn mit großer Zuversicht, diese Perle für unser Theater gewinnen zu können.

Aber ich fand bei meinem Herrn Intendanten kein geneigtes Ohr, trotzdem ich ihm alle ihre Vorzüge schilderte und die Dringlichkeit der Sache vorstellte, da ein solches Talent nicht lange unbekannt bleiben könnte. Alles war vergebens; er begnügte sich eben mit dem, was er hatte, obgleich das Fach der lyrischen Sängerin an unserer Oper unbesetzt war.

Der als Componist später so allgemein beliebte Albert Lortzing, der zu dieser Zeit noch der Bühne angehörte, trat im Herbst an drei verschiedenen Abenden als Gast bei uns mit vielem Beifall auf: als Karl Ruf, im „Leichtsinnigen Lügner" und „Fest der Handwerker" als Felix Wase und Hähnchen, im „Dachdecker" und „Kapellmeister von Venedig" als Petzold und Peter. Nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch gewann er sich alle Herzen, denn er gehörte zu den liebenswürdigsten, bescheidensten Naturen, die ich je gekannt habe. Sein Lehrer Rungenhagen in Berlin hatte ihn zu einem tüchtigen Musiker herangebildet, und er beschäftigte sich schon frühzeitig mit Composition von Chören, Märschen, Liedern und Operetten. „Ali Pascha von Janina", „Der Pole und sein Kind", „Die beiden Schützen" hatte er schon geschrieben, als er 1838 mit „Zaar und Zimmermann" hervortrat und so bedeutende Erfolge erzielte. Manche Musiker spielten seine Werke

mit hochmüthigem Achſelzucken und fühlten ſich verletzt, wenn der ehemalige Komödiant den Dirigentenſtab in die Hand nahm, und doch war ſchwerlich einer dieſer Herren an gründlicher Kenntniß und großer Begabung ihm gleich. Schade, daß er den Schauſpieler mit dem Kapellmeiſter vertauſchte, und höchſt betrübend, daß der Tod ihn ſo bald ſeinem Wirken entriß!

Kurze Zeit nach ihm trat Sophie Schröder auch bei uns in der „Braut von Meſſina" auf und begeiſterte uns alle durch ihre vollendete Meiſterſchaft. Wer möchte es unternehmen, aus einem ſo vollkommenen Ganzen alle die einzelnen wunderbar ergreifenden Momente aufzuzählen? Nur des einen will ich gedenken, wo ſie die Leiche des Manuel erblickt. Dieſer herzzerreißende Aufſchrei: „O himmliſche Mächte!" und dann mit tonloſer Stimme: „Es iſt mein Sohn" — es war, als ob die Sonne des Lebens in einen Abgrund endloſen Wehs verſänke. Nicht ein ganzes Meer von Thränen hätte beſſer ein gebrochenes Mutterherz bezeugen können. Wir ſollten die Schröder noch als Iphigenia ſehen, aber leider erkrankte der Darſteller des Oreſt und ſie konnte ihre Abreiſe nicht verzögern.

Was ich vorausgeſehen hatte, ging bald in Erfüllung; der Ruf von Livia Gerhardt verbreitete ſich mehr und mehr bereits in den höchſten Kreiſen Weimars. Herr von

Spiegel beauftragte mich nun, an Fräulein Gerhardt zu ſchreiben und ihr ein Gaſtſpiel anzutragen. Sie trat am 30. Mai 1835 zuerſt in „Montecchi und Capuletti“ als Giulietta mit außerordentlichem Beifall auf. Dieſe Rolle und die Prinzeſſin von Navarra mußte ſie wiederholen. Außerdem ſang ſie noch die Roſine im „Barbier von Sevilla“ und die Alice in „Robert der Teufel“. Sie machte in allen ihren Darſtellungen ſo großes Glück, daß man ihr Engagement allgemein wünſchte. Beſonders hatte ſie ſich die Gunſt unſerer im hohen Grade muſikverſtändigen, wie in allen Künſten den reinſten Geſchmack bewährenden Großherzogin Maria Paulowna zu erwerben gewußt. Da verſtand es ſich denn von ſelbſt, daß man kein Opfer ſcheute und ſelbſt eine Gage bot, die für den hieſigen Bühnenetat eine außerordentliche zu nennen war. Daneben bekundete ſich wieder die edle und einſichtsvolle Humanität der fürſtlichen Frau. Sie ließ der lieblichen Sängerin, deren Geſundheit uns damals angegriffen erſchien, das Anerbieten machen, vor dem Eintritt in das Engagement einen halbjährigen Aufenthalt in einem ſüdlichen Klima zu nehmen, und wollte die Koſten dafür verwilligen. Aber leider waren alle dieſe Bemühungen jetzt zu ſpät, und man erfuhr nunmehr, daß Livia Gerhardt bereits von Herrn Cerf in Berlin für die Königſtädter Bühne gewonnen worden war.

Unvergeßlich werden mir die genußreichen Stunden bleiben, die sie nicht nur auf der Bühne, sondern auch in geselligen Kreisen durch ihre trefflichen Liedervorträge und ihre liebenswürdige Persönlichkeit uns allen bereitete.

Director Ringelhardt hatte mich und meine Frau für den obenerwähnten Sommer zu einem Gastspiel nach Leipzig eingeladen. Mit Vergnügen folgten wir dieser Aufforderung, welche uns Gelegenheit verschaffte, wieder mehrere Wochen im Kreise unserer lieben leipziger Freunde zu verleben. Mit altgewohnter Herzlichkeit wurden wir von allen aufgenommen. Meine Frau konnte nicht ruhig sein, ohne wenigstens eins ihrer Kinder bei sich zu haben, darum wurde das jüngste mitgenommen, und wir stiegen seinethalben nicht in einem Gasthof ab, sondern mietheten eine Wohnung in der Hainstraße, die uns besonders wegen einer Stube mit einem hübschen vorspringenden Erker gefiel. Gerade dieser Erker bereitete uns in der ersten Zeit unseres Aufenthalts keine geringe Verlegenheit, denn nicht nur unser Haus, sondern auch die Nachbarhäuser und fast alle Gebäude der Hainstraße waren in demselben Stil gebaut, und als ich mit meiner Frau nach Mitternacht aus einer Gesellschaft kam, wurden wir auf einmal zu unserm Schrecken inne, daß sie einander wie Zwillingsbrüder glichen und wir bei der damals noch sehr bescheidenen Straßenbeleuchtung nicht

herauszufinden vermochten, welcher von allen dieſen Erkern der unſerige war. Was thun? Des Kindes wegen konnten wir nicht in einem Gaſthof übernachten, alſo ſtrengten wir uns von neuem an, das richtige Haus zu errathen, und riefen eins um das Andere, bald vor dieſer, bald vor jener Thür: „Hier muß es ſein!“ — „Nein, hier!“ — „Gewiß, liebe Frau, hier!“ — „Verlaß dich drauf, lieber Mann, hier!“ Da erſcholl plötzlich hinter uns eine mächtige Stimme mit zweifelloſer Sicherheit: „Hier in dieſem Hauſe wohnen Sie, Herr Genaſt!“

Ich war ſo überraſcht durch den Eintritt dieſes deus ex machina, daß ich dem unbekannten Helfer, der, ohne ſich bei uns aufzuhalten, ſeines Weges weiter ging, kaum noch meinen Dank nachrufen konnte; unſere Wohnung hatte er richtig gezeigt.

Auf vielſeitigen Wunſch trat meine Frau als Donna Diana und ich als Don Juan auf, und das Publikum, das bei allen unſern Vorſtellungen das Haus füllte, nahm uns mit großer Wärme auf. Unter anderm ſang ich auch den Seneſchall in „Johann von Paris“, und da die Oper nach Anſicht des Directors den Abend nicht ausfüllte, trug ich vorher ein neues Werk von mir vor. Ich hatte die Ballade von Saphir: „Die letzte Stunde des Hauſes“ für eine Singſtimme und ganzes Orcheſter componirt. Der Beifall übertraf bei weitem meine Hoffnungen; es fand an

einem der nächsten Abende eine Wiederholung statt, die Wunder'sche Handlung gab Partitur und Klavierauszug heraus, und meine Arbeit wurde dann auch in andern Städten günstig aufgenommen.

Unsere letzte Gastvorstellung war „Lenore" von Holtei, worin meine Frau die Lenore und ich den Unteroffizier Wallheim spielte. Meine lieben Collegen Eichberger, Lortzing, Berthold und Pögner hatten sich, uns zu ehren, erboten, Husaren vorzustellen, um an der Leiche Wilhelm's das Mantellied zu singen. Sie trugen es so herrlich vor, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ueberhaupt war an diesem Abend die sympathische Stimmung zwischen Künstlern und Publikum nicht zu verkennen.

Nach dem Theater ging meine Frau zu ihrem Kinde nach Hause und ich mit meinen Freunden, deren Zahl nicht gering war, in das Hotel de Pologne. Wir suchten die Rührung, die uns mehr oder minder alle erfaßt hatte, abzuschütteln, wozu uns der schäumende Wein und der Witz Herloßsohn's denn auch bald verhalfen. Nur Heiterkeit und Frohsinn sollten den letzten Abend beherrschen. Scherzhafte Toaste, worauf jedesmal ein vierstimmiges Lied folgte, wechselten ab, bis ein Kellner hastig meldete, daß mir und meiner Frau vom zittauer Gesangverein ein Ständchen gebracht würde. Natürlich verursachte

das einen allgemeinen Aufbruch, und die ganze Schaar zog mit mir dem Orte zu, wo eine Menschenmasse fast die Straße sperrte. Ich drängte mich voran durch das Gewühl, und da ich doch unmöglich erst die Treppe hinaufeilen, meine Frau wecken, schließlich mit ihr an das Fenster treten und eine unvorbereitete Rede halten konnte, suchte ich mir lieber mitten unter der Menge Gehör zu verschaffen und baute in der Eile aus „Nachsicht und Güte, tiefgefühltem Danke, unvergeßlichem Abend, freundlichem Andenken" und dergleichen Redensarten, die ein Schauspieler zu gebrauchen pflegt, wenn er nach seiner letzten Rolle gerufen wird, eine Danksagung zusammen. Da man mir aber anhören mochte, daß es dessenungeachtet nicht nur hergebrachte Redensarten waren, sondern daß ich die ehrenvolle Auszeichnung und alles Freundliche, das uns in diesen Wochen in dem lieben Leipzig zu Theil geworden, tief im Herzen empfand, nahm man die Worte günstig auf.

Durch dies Alles wurden meine Freunde und ich noch mehr angeregt. Jetzt nach Hause zu gehen, war uns unmöglich; in den Gasthof zurückzukehren, genügte uns nicht, wir waren eben aufgelegt zu allerlei Kurzweil. So entsprach denn endlich nur der excentrische Vorschlag, mitten auf dem Markte ein Lagerleben zu beginnen, unserer Stimmung. Gesagt, gethan. Die Sommer-

nacht war lau und sternhell. Aus Alippi's Keller wurden dienende Geister heraufbeschworen, die geschäftig Champagnerflaschen und Gläser herbeibrachten; die Pfropfen knallten, der Wein schäumte, aber die freudigen Künstlerherzen verlangten noch nach einem höhern Genuß und edlerer Befriedigung. Beides wurde ihnen in schönster Weise zu Theil. Eichberger mit seinem klangvollen Tenor, Pögner mit seinem prachtvoll sonoren Baß, Lortzing und Berthold hoben vierstimmig „O sanctissima" an. Bei dem herrlichen, meisterhaft eingeübten und vorgetragenen Liede verflog uns allen die ausgelassene Laune, eine weihevoll andächtige Stimmung überkam uns, der Wein verschäumte ungetrunken in den Gläsern. Nun folgte der Chor „O Isis und Osiris", und der unsterbliche Mozart riß die Zechgenossen abermals zu entzückter Bewunderung hin. Eben sollte auf allgemeines Verlangen die Ouvertüre zur Zauberflöte angestimmt werden, da, o Jammer! trat die Polizeiwache dazwischen, erhob ihre anders lautende Stimme und sprach: „Meine Herren, haben Sie die Güte, nach Hause zu gehen; Mitternacht ist längst vorüber." Wohl oder übel erhoben wir uns, nur der kleine dicke Freund U., der des süßen Weines voll und der Vater dieses Lagers war, blieb liegen und lallte mit schwerer Zunge: „Herr, wie können Sie sich unterstehen, uns zu beleidigen! Und was ist das für eine

Manier, die Mütze auf dem Kopfe zu behalten?" — „Herr U.", erwiderte der Polizeimann gelassen, „das ist meine Dienstmütze, die nehme ich selbst vor meinen Vorgesetzten nicht ab." — „Ach was", schrie U., „Sie mögen mir schöne Kerle zu Vorgesetzten haben!" Hierauf wurde Freund U. ohne weiteres von zwei Polizisten in Beschlag genommen und auf die Polizei abgeführt. Herloßsohn hatte sich gleich beim Beginn des Conflicts mit zwei Flaschen des süßen Sectes in Sicherheit gebracht, denn er kam nie gern mit der Polizei in nähere Berührung. Das war ein kalter Platzregen auf die erhitzten Köpfe; aber was thun? Sitzen konnten wir doch den kleinen betrunkenen Kerl nicht lassen. Darum entschlossen wir uns, durch verständige Vorstellungen und Bitten, die wir dem Herrn Polizeicommissar an sein menschliches Herz legen wollten, ihn wieder loszueisen. Der ganze Trupp zog vor das Polizeigebäude, und Eichberger, mein Freund Isensee und ich begaben uns in das Bureau des diensthabenden Commissars, der am Pulte sitzend und uns den Rücken zukehrend mit einem barschen „Was gibt's?" die Eintretenden empfing. Ich war der Erste, der seine Beredtsamkeit an dem Manne des Gesetzes prüfen wollte. Kecklich trat ich vor, um eine Pauke voll Entschuldigung für den Gefangenen zu halten, aber kaum hatte ich begonnen, als der Gefürchtete

ſich raſch umwandte und mit freundlich lächelndem Geſicht ſagte: „Ei, Herr Genaſt, das iſt ja höchſt erfreulich, Sie noch ſo ſpät bei mir zu ſehen! Sie wollen mir gewiß Adieu ſagen, da Sie morgen ſchon abreiſen. Ah, und Herr Eichberger! Und auch Herr Iſenſee, Sie haben gewiß Ihre Compagnie inſpiciren wollen, die heute gerade auf Wache ſteht.“ (Iſenſee war Hauptmann der Communalgarde.)

Iſenſee. Beſter Herr Commiſſar, wir ſind gekommen, um Sie zu bitten, den armen Teufel U. frei zu geben, der wahrlich ſeiner Sinne nicht mächtig iſt und durchaus nicht weiß, was er ſpricht.

Commiſſar. Ei, ei, meine Herren! Sie haben um Mitternacht auf offenem Markte Skandal gemacht; ſo lautet der Rapport, und Herr U. hat die Wache inſultirt.

Ich. Das Letztere iſt leider wahr, doch der Menſch iſt ganz und gar betrunken. Skandal aber haben wir nicht machen wollen. Sie werden bemerken, daß wir ebenfalls angeheitert ſind. In dieſer fröhlichen Stimmung haben wir den Marktbewohnern eine muſikaliſche gute Nacht zugerufen und dabei ein Glas Champagner auf ihr Wohlſein geleert. Sie wiſſen, verehrter Herr Commiſſar, Jugend hat nicht Tugend, und wir alle haben das Schwabenalter noch nicht erreicht.

Der Commiſſar mußte lachen, ließ den Gefangenen herbeibringen und gab ihn nach einigen ernſten Ermahnungen

frei. Mit freudigen Gesichtern, nicht mit Jubel, denn dieser hätte uns schlecht bekommen können, wurde er von den Außenstehenden begrüßt. Nun wollte der wilde Junge erst recht auf dem Markte kneipen, aber trotz seines Sträubens brachten wir ihn in das Hotel de Russie. Wir zählten die Häupter unserer Lieben und siehe, uns fehlte nur Herloßsohn's theures Haupt. „Wo kann er nur stecken?" fragte Jeder. „Bei Noack", rief Lortzing, und richtig, da saß er, die beiden Flaschen Champagner unverletzt vor sich auf dem Tisch und zugleich ein Seidel bairisches Bier zu einstweiligem eigenen Gebrauche.

Der Morgen dämmerte bereits, als ich so leise als möglich mein Lager suchte, um meine Frau nicht im Schlafe zu stören.

Wie oft muß ich dieser glücklichen Zeit, wenn auch mit tiefer Wehmuth gedenken, da die meisten dieser Freunde nun die kühle Erde deckt, die heiter, mit geflügeltem Schritt, aber auch mit dem besten Herzen das Leben genossen! In meiner Erinnerung werden sie fortleben, bis auch mich die letzte Ruhestatt empfängt.

Fünftes Kapitel.

Der „Maskenball" von Auber. — Der Violiniſt G. — Joſt's Gaſtſpiel. — Tanzdivertiſſement. — Bad Kösen und ſein Wachsthum.

Eine gute alte Sitte, die ſich in Weimar bis jetzt fortgepflanzt hat, iſt, die Geburtstage des Herrſcherpaares durch neue dramatiſche Werke im Theater zu feiern; dadurch wird auch dem Publikum die erwünſchte Gelegenheit geboten, den Hochverehrten Huldigung und Liebe durch freudigen Zuruf auszudrücken. Wie ich ſchon im erſten Theile dieſes Buches bemerkt, traten Schiller und Goethe faſt ſtets an ſolchen Tagen mit neuen Werken hervor. Dieſe Quelle, die ſich befruchtend über ganz Deutſchland ergoß, verſiegte nach dem Jahre 1807; von da ab mußte man zu fremden Schöpfungen greifen, und die Wahl war für die Intendanz und Regie keine leichte Aufgabe, um ſo ſchwerer, als die beiden Geburtstage ſo dicht auf einander folgten; der Karl Friedrich's

fiel auf den 2., der seiner Gemahlin auf den 16. Februar. Bisher hatte man an dem einen ein Schauspiel oder eine leichte komische Oper, an dem andern eine große Oper gegeben. Im Jahre 1836 jedoch kam zum 2. Februar „Das eherne Pferd" und zum 16. „Der Maskenball" unter dem veränderten Titel „Die Ballnacht" zur Aufführung. Letztere bot große Schwierigkeiten dar, denn nichts Geringeres als der ganze tragische Schluß, der Mord Gustav's III., mußte wegen des festlichen Tages und wegen der Gefeierten wegfallen. Mein College Seidel unternahm es, die Umwandlung zu vollbringen. Er versetzte die Handlung um ein paar Jahrhunderte zurück und aus Schweden nach Siebenbürgen; Gustav III. wurde in einen Stephan Bathori, Ankarström in Juranicz, Melanie in Elisa umgetauft. Aehnliche Veränderungen erlitten auch die Nebenpersonen. So konnte Alles ohne merklichen Unterschied gegen das Original bis in den fünften Act von statten gehen. Hier begann gleich nach der Verwandlung das Finale, und Elisa vereitelte das Verbrechen, indem sie ihrem Gemahl das Pistol wegschlug und ihm das Erkennungszeichen der Verschworenen von der Brust riß. Der Fürst verzieh seinem Günstling und schickte ihn nebst Gemahlin auf den Gesandtschaftsposten nach Bulgarien. So endete Alles glücklich und man brauchte um die Zukunft keine Sorge

mehr zu haben. Dieſe Umänderung hatte Hummel ſehr wirkſam componirt und darin dem Fürſten ein reizendes Cantabile gegeben. Der Maskenzug und das Ballet bildeten den Schluß der Oper. Es war das allerdings ein Griff, den man eher keck als kühn nennen mußte und den kaum die Noth entſchuldigen konnte, aber die äſthetiſche Kritik nahm damals von Operntexten gar keine Notiz, und das Publikum war äußerſt duldſam. So überwog denn die Spannung der Handlung und der Reiz der Muſik, und die Oper fand ſolchen Beifall, daß ſie im erſten Jahre achtmal wiederholt wurde, ein für Weimar außerordentlicher Erfolg. Als Kaiſer Nikolaus im Jahre 1838 mit ſeiner Gemahlin in Weimar verweilte, ließ er ſich die Oper dreimal vorführen und wünſchte eine Abſchrift der weimariſchen Einrichtung für Petersburg, die auch in aller Unterthänigkeit und prachtvollem Einband Sr. Majeſtät zu Füßen gelegt wurde. Man gratulirte uns bereits zu den goldenen Doſen, die der Kaiſer für uns beſtimmt hätte, aber ſie ſind wahrſcheinlich die Haupttreppe hinab- und die Hintertreppe wieder hinaufgegangen.

Als ich eines Abends ſchon um die zehnte Stunde mein Lager geſucht hatte, um ein Manuſcript ungeſtört zu leſen, hörte ich ein Lied meiner Compoſition mit Begleitung der Guitarre unter meinem Fenſter ſingen.

Die Stimme war warm und höchst klangvoll. Als der Gesang geendet hatte, sprang ich aus dem Bette und fragte durch das geöffnete Fenster, wer da sänge. „Der junge G. aus dem Orchester", war die Antwort meines Freundes P., der den Accompagnisten gemacht hatte. Ich bestellte den jungen Sänger auf den andern Tag zu mir, um den ganzen Umfang seiner Stimme zu prüfen, und fand, daß dieselbe den Charakter des Mezzo-Tenors hatte, obgleich er die Töne des obern Registers, G, Gis, A, noch nicht anschlagen konnte, da sie noch ganz ungeübt waren. Der junge Mann war ein trefflicher Violinist, aber unüberwindliche Lust trieb ihn zur Bühne, und ich übernahm es, ihn für dieselbe auszubilden. An Fleiß, gutem Willen und Geduld fehlte es weder ihm noch mir, und so gingen wir beide rüstig ans Werk. Mit großer Vorsicht erweiterte ich seine Stimmregister; mit der Zeit wurde sein Tonanschlag höchst wohlthuend und ganz tadellos, sodaß er nach etwa einem Jahr Partien wie Max im „Freischütz", Joseph in „Jakob und seine Söhne" u. s. w. gesanglich vollkommen bewältigen konnte. Mit angestrengtem Fleiße gelang es uns, auch seine Darstellungsgabe auszubilden, und er hatte eine Stufe erreicht, wo man ihn ohne Gefahr ein erstes Debüt auf dem Theater machen lassen konnte. Wir wählten dazu den Jakob in der „Schweizerfamilie". Noch steht vor meiner

Erinnerung der arme zitternde Mensch, wie er vor Anfang des zweiten Actes in meine Garderobe kam und erklärte, kein Wort mehr von seiner Rolle zu wissen. Nur durch ernste und freundliche Zusprache ließ er sich bewegen, das Lied hinter der Scene zu beginnen. Das Publikum suchte ihn durch lebhaften Beifall zu ermuthigen, aber dies gelang nur theilweise, denn immer richteten sich während des Gesprächs mit dem Grafen seine Blicke der Coulisse zu, aus welcher ich als Richard Voll zu kommen hatte; und kaum daß ich die Bühne betrat, stürzte er auf mich zu und umklammerte mich wie der Ertrinkende ein Rettungstau. Im Ganzen fiel der erste Versuch für einen solchen gut aus; sein schöner seelenvoller Gesang erwarb sich immer mehr Sympathien im Publikum und er trat in die von Knaust verlassene Stelle mit glücklichem Erfolge ein. Nach und nach lernte auch sein fleißiges Streben Herr der großen Befangenheit werden, und sein ausgesprochenes lyrisches Talent kam zu schöner Entfaltung. Rollen wie Joseph, Max, Lionel und alle dieses Genres gelangen ihm vortrefflich; auch auf komischem Gebiet, z. B. als Postillon von Lonjumeau, treuer Schäfer u. s. w., gestaltete sein Talent die anmuthigsten Gebilde. Leider erlag er dem Loos so Vieler, die Höheres erreichen wollen, als ihnen die Grenzen der physischen Begabung erlauben. Der Ehrgeiz trieb ihn

zu Aufgaben wie Masaniello und ähnlichen. Dies beeinträchtigte bald sein schönes, weiches Organ, und schon nach sechzehn Jahren mußte er eine Laufbahn aufgeben, die er bis dahin mit so vielem Glück verfolgt hatte.

Das Jahr 1837 brachte uns einen sehr willkommenen Gast in dem Schauspieler Jost von Hamburg, der mit außerordentlichem Beifall auftrat. Jost gehörte nicht zu den Schauspielern, die nach anerkannten Vorbildern ihre Aufgaben modelliren; er war selbstständig in der Auffassung seiner Charaktere und brachte sie mit psychologischer Wahrheit zur Darstellung. Besonders interessant war mir sein Auftreten in der Rolle Ludwig's IX. wegen des Vergleichs, den ich hier anzustellen vermochte. Ludwig Devrient's Auffassung war höchst genial, Jost's Charakterzeichnung jedoch abgerundeter und feiner nüancirt.

Unser Großherzog Karl Friedrich fand Gefallen an kleinen Ballets, und da kein Ueberfluß an solchen vorhanden war, kam ich dem Wunsch des Intendanten nach und versuchte mich auch in dieser Gattung der Composition. Das erste dieser Art, was ich schrieb und das man der Handlung nach, welche ich unterlegte, ebenso sehr eine Pantomime nennen konnte, betitelte ich „Ein Stündchen vor dem Maskenballe". Da es dem Großherzog und dem Publikum gefiel und öfter wiederholt wurde, ließ

ich später noch ein zweites folgen: „Nymphe und Schmetterling", welches ebenfalls günstig aufgenommen wurde.

Die Gesundheit meines einzigen Sohnes machte eine Badereise nöthig, und auf den Rath meines Hausarztes wählte ich das nicht allzu weit entfernte, in einer reizenden Thalschlucht der Saale liegende Soolbad Kösen.

Fliegt man jetzt mit dem Bahnzug von den nordischen Metropolen dem Süden zu und biegt unweit Naumburg, den Krümmungen der Saale folgend, in ein reizendes Thal ein, so wird man angenehm berührt durch den reichen Schmuck bequemer, hübscher Bade- und Vergnügungsetablissements, die zu Füßen der lang ausgebreiteten Saline entstanden sind und den jetzt zahlreichen Besuchern des Ortes zur Annehmlichkeit dienen. Damals aber lag das ganze Bad als solches noch in unentwickeltster Kindheit. Außer den gemietheten Wohn- und Schlafstätten — ich freue mich, einen Ausdruck zu finden, der mich aus der Verlegenheit befreit, zwischen den Benennungen „Hütten" oder „Häuser" wählen zu müssen — hatte man als gemeinschaftlichen Versammlungsort nur einen Saal des Bäckermeisters Hämmerling und einen Garten, den sogenannten Kuchengarten. Ersterer hatte den Vorzug, wenn auch schmucklos, doch bei jedem Wetter brauchbar zu sein. Letzterer war eine

trügerische Schönheit, sobald man Schutz vor der Ungunst des Wetters suchen mußte, denn das Dach that nicht seine Schuldigkeit und ließ den Regen durch.

Man hatte mich gewarnt, nicht allein mit meinem Sohne zu reisen, da der Aufenthalt dort für mich ohne Familie und ohne den Freundeskreis, an den ich so sehr gewöhnt war, unerträglich sein würde; ich hoffte aber, daß in der anmuthigen Gegend und in geistiger Thätigkeit die Zeit mir schnell vergehen werde. So reiste ich und empfand in dem kleinen, stillen Flecken keine Oede, solange ich mich mit der Composition einer zweiten Ballade: „Schwerting der Sachsenherzog" von Ebert, beschäftigte. Dieselbe lag nach vierzehn Tagen vollendet vor mir, und nun wurde die Warnung meiner Freunde vor dem langweiligen Badeaufenthalt furchtbare Wahrheit. Nach einigen Tagen, in denen ich die ganze versammelte Badegesellschaft kennen gelernt und außer besorgten Müttern und kranken Kindern nur einen alten Major aufgefunden hatte, mit dem ich in meiner Verzweiflung einigemal Whist à deux spielte, rief ein Brief von mir schnell Frau und Kinder herbei. Nun erst genoß ich, meine Frau am Arm, das kleine muntere Völkchen unserer Kinder um uns geschaart, die höchst anmuthige Umgebung des Ortes: die herrlichen Wälder, die berühmte alte Rudelsburg, das nahe Schulpforta mit der schönsten Lage, die

man sich als Umgebung ernster Studien denken kann. Am Ende unseres Badeaufenthalts hatten wir das kleine Stückchen Erde so lieb gewonnen, daß ich meiner Familie und mir gelobte, bald und oft dahin zurückzukehren, ein Entschluß, den wir in den nächsten fünfzehn Sommern elfmal zur That machen konnten. Und nicht immer blieben wir auf unser Familienleben und die Natur beschränkt; Kösen vergrößerte sich ziemlich rasch, der Besuch des Bades wurde bedeutend zahlreicher. Ohne durch sich wiederholende Beschreibungen des elfmaligen Badeaufenthalts ermüden zu wollen, lasse ich nur die Erinnerung daran vor mir vorüberziehen, die mir manche interessante Begegnung, manche Blüte des Humors und der Fröhlichkeit ins Gedächtniß zurückruft Vor allem lebt dabei in dankbarster Erinnerung der Verkehr mit einer der liebenswürdigsten Familien in mir auf. Immer schon nach dem reizenden Schulpforta hingezogen, fesselte uns dort bald außer der zauberischen Lage die Bekanntschaft des Professors Koberstein und seiner Familie. Aus dem ersten geselligen Umgang wurde bald eine gegenseitige Freundschaft; gemeinsam verlebte genußreiche Stunden, Uebereinstimmung in allen höhern geistigen Interessen und der Zauber gastfreiester, herzlichster Aufnahme verbanden uns endlich der verehrten Familie aufs innigste, und selbst ein nur selteneres Wiedersehen in spä-

tern Jahren hat nie die enggeſchloſſene, treue Freundſchaft gelockert. Wie gern und dankbar erinnere ich mich meiner Spaziergänge mit dem verehrten Freunde, auf denen ſich mir der reiche Schatz ſeines Wiſſens belehrend erſchloß.

Eine intereſſante Bekanntſchaft, vor der gleichfalls nicht das allgemeine Vorurtheil gegen die Flüchtigkeit der Badebekanntſchaften Stich hielt, ſondern die ſich zu dauernder Freundſchaft geſtaltete, machte ich an dem Buchhändler Otto Wigand aus Leipzig. Der originelle Mann gab unſerm Verkehr die intereſſanteſte Anregung; oft ergötzte uns die Art, wie er ſich z. B. mit ſeinen Kindern unterhielt. Ich erinnere mich eines Abends, wo er ſeine ſämmtlichen Kinder ſich in eine Reihe ſetzen ließ und ihnen eine rührende Geſchichte von einem Vater erzählte, der ſich von ſeinen geliebten Kindern trennen muß und in die weite Welt hinausgeſtoßen wird. Er ſchilderte den Schmerz des Vaters mit ſo lebendigen Farben, daß endlich die Kinder in lautes Schluchzen ausbrachen. Wenn er ſie ſo weit hatte, dann kehrte er den Spieß um und fing an die Freude des Wiederſehens auszumalen, wobei nach und nach die thränenfeuchten Geſichterchen zu lächeln anfingen, die Schnupftücher verſchwanden und aus dem Schluchzen ein ungeheurer Jubel entſtand, bei welchem ſie den Vater mit einer Zärtlichkeit umarmten, als ob ſie wirklich die

verlassenen Kinder und er der rückkehrende Vater gewesen wäre.

Allmählich hatten wir uns einen Kreis gebildet, der sich alljährlich wieder zusammenfand und den reizvollsten Genuß unseres Sommeraufenthalts bildete. Gemeinsame Ausflüge, bei ungünstigem Wetter Zusammenkünfte, worin ästhetische Vorlesungen mit Musik und gemeinschaftlichem Lesen dramatischer Werke abwechselten, bildeten die unerschöpfliche Quelle geselliger Freuden.

Leider war Kösen zu beschränkt, um uns von allem Verkehr außerhalb des selbstgewählten Kreises abschließen zu können, und ein widerlicher Kastengeist, der sich in dem Badeleben eingenistet hatte, ärgerte uns gewaltig. So beschlossen wir gegen denselben mit unsern geistigen Hülfstruppen zu Felde zu ziehen. Koberstein, mein geistreicher Freund G. aus Berlin und ich arrangirten Réunions, in denen musikalische und rhetorische Vorträge abwechselten. Jeder, dem Gott ein Talent gegeben, welches durch Bildung die nöthige Reife erlangt hatte, mußte an diesen Abenden mitwirkend thätig sein; nur wen die Natur in dieser Beziehung allzu stiefmütterlich behandelt hatte, durfte als Zuhörer Theil nehmen. Bald stellte sich die gesammte gebildete Badegesellschaft unter unsere Fahne, und in dem heitersten Zusammenleben, welches sich bald auf reizende Land- und Wasser-

partien ausdehnte, siegten wir über einige allzuhart gesottene Aristokraten, die, einer Vereinigung mit dem Bürgerstande entsetzt ausweichend, sich in beschränkter Abgeschlossenheit an einsame Orte zurückzogen und dort dem wässerigen Genusse saurer Milch huldigten.

Als Schluß meiner kösener Badeerinnerungen mag die Beschreibung einer unserer gemeinschaftlichen Vergnügungsfahrten hier Platz finden.

Wir unternahmen eine Gondelfahrt nach der Rudelsburg, die aus mehr als hundert Personen bestand. Alle Kähne ober- und unterhalb des Wehres der Saale wurden zu diesem Zweck in Beschlag genommen und zu drei und drei zusammengebunden, Breter darüber gelegt und so in zwölf Kähnen die Zahl der Personen untergebracht. Zwei Kähne mit Musik eröffneten den Zug, denn die jungen Damen hatten sich in den Kopf gesetzt, in der alten Räuberburg trotz Schutt und Steingerölle tanzen zu wollen. Das hierzu nöthige Herrencontingent lieferten die Referendarien aus Naumburg, die ich zu der Partie eingeladen hatte. Musik, abwechselnd mit dem Gesange vierstimmiger Lieder, belebte die Fahrt. Am Fuß der Burg landeten wir, und ich gab der Musik die Weisung, eine Polonaise anzustimmen. Die Aelteren der Gesellschaft verfolgten den bequemen

Fahrweg, die junge Welt aber wählte den steilen Fußpfad, und es war ein reizender Anblick, die jungen schönen Mädchen und Männer gleich flüchtigen Gazellen die Höhe hinaufklimmen zu sehen. Oben auf der Zinne des alten Gemäuers stand der Thurmwart und Wirth, seit Jahren schon von den jenenser Musensöhnen Samiel getauft, und entlockte, unsern Empfang zu ehren, einer alten Trompete schauerliche Töne. Aber dieselben stimmten die Gesellschaft nur noch harmonischer, und unter Jubel zogen wir in die Burg ein. Jeder meiner Leser hat wohl schon den eigenthümlichen reizvollen Eindruck empfunden, in eine Wohnstätte früherer Jahrhunderte einzutreten, die wir schnell mit den romantischen Gebilden unserer Phantasie, mit kühnen stolzen Rittern und minniglichen Edelfräulein wieder bevölkern. In jeder Fensternische, wo oft noch die erhaltenen Steinsitze uns selbst zur Ruhe und zum Genuß der zauberischen Aussicht laden, sehen wir ein zartes Burgfräulein sitzen, in das sonnige herrliche Thal hinunterspähend, ob der Geliebte noch nicht aus dem Streit gegen den feindlichen Nachbar siegend zurückkehre. Wir lauschen selbst mit auf das Stampfen der Pferde und die lustigen Signale der Heimkehrenden; vor unsern Augen gähnt schon das tiefe Verließ, welches die armen Gefangenen des strengen Burgherrn aufnehmen soll, erzählt uns, indem es uns mit den trümmerhaften

weiten Augen anſtarrt, von all den Klagen, die an ſeinen Wänden einſt verhallten.

Kehren wir aus ihm wieder in die muntere Gegenwart zurück und erlaben uns an dem erquickenden Genuß, den uns jetzt ſeine Tiefe verſchafft!

Der ſchwarze Samiel entſteigt ihm mit dem herrlichſten friſchen Biere; Schinken, Schwarzbrod, Käſe und — wir fügen uns noch einmal dem Eindruck rauherer Sitten — Schnaps labten uns nach dem heißen Gang. Auch in Kaffee und Kuchen bewies der rauhe Samiel ſeine Galanterie gegen das zartere Geſchlecht. Unter Scherz, Genuß, Tanz, Erklettern der einzeln ſtehenden Mauern, kurz, unter fröhlichſtem Leben und Treiben brach die Nacht herein.

Paarweiſe wurde der Rückzug angetreten, und damit beim Beſteigen der Boote kein Unfall geſchähe, hatte ich auf der Nordſeite der Burg bengaliſches Feuer angebracht, welches der gute Samiel auf einen von mir abgefeuerten Piſtolenſchuß entzündete. Tageshelle verbreitete ſich über den Fluß und die ganze Umgebung, und ohne Gefahr konnte man Platz in den Kähnen nehmen, wofür mir beſonders die ältern Damen und Herren äußerſt dankbar waren. Als wir an einem Vergnügungsort der Badegeſellſchaft, die Katze genannt, vorbeifuhren, wurde uns noch eine angenehme Ueberraſchung zu Theil.

Der eckartsbergaer Liederkranz, der sich wohl zufällig in Kösen befand, begrüßte uns mit einem vierstimmigen Gesang; wir ließen halten und erwiderten den freundlichen Gruß mit ebenfalls vierstimmigem Danke. Der Landungsplatz war unweit des Wehres auf großen Flößen, die erleuchtet waren, damit auch das Aussteigen ohne Gefahr vor sich gehen konnte. Geheimrath B. aus Berlin brachte dem Arrangeur des Festes ein Hoch worin die ganze Gesellschaft einstimmte, und noch manches Jahr ist dieses heitern Festes gedacht worden.

Sechstes Kapitel.

Immermann. — Das Jubiläum Graff's.

Immermann's letzte Tragödie „Ghismonda, oder die Opfer des Schweigens" wurde am 16. Juni 1837 zum ersten Male in Weimar aufgeführt. Die Darsteller thaten, was in ihren Kräften stand, den Intentionen des Dichters nachzukommen und das treffliche Werk dem Publikum würdig vorzuführen, trotzdem aber konnte das Stück nur einen sogenannten succès d'estime erringen. Freilich dehnt sich die Exposition zwei Acte durch, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erwecken; das Interesse an der Handlung beginnt erst mit der Scene zwischen Ghismonda und Guiscardo im dritten Act, wo letzterer Ghismonda seine Liebe entdeckt; von da wächst es aber bis zum Schluß.

Die genannte Scene, in der Ghismonda dem Geliebten unverbrüchliches Schweigen auferlegt, ist eine Perle poetischer Schönheit, die bald darauffolgende, in welcher Guiscardo ein Opfer dieses Schweigens wird, von ergreifender Wirkung, nicht minder der ganze vierte Act. Ghismonda erfährt den Tod ihres Geliebten und sucht den Dienerinnen gegenüber ihren Schmerz hinter kühlem Mitleid zu verbergen. Nun erst wird ihr hinterbracht, daß ihr Vater der Mörder ist. Die Oberhofmeisterin bezeichnet seine That als einen unseligen Fehltritt, und nun durchbricht Ghismonda's Schmerz alle Schranken, die Verzweiflung stürmt fesselos dahin.

Nicht minder erschütternd ist der Tod Ghismonda's. Dennoch fand das Werk beim Publikum nicht mehr Beifall, als ich schon erwähnt habe, während Kunstkenner und Schauspieler den Werth desselben hoch zu schätzen wußten.

Immermann hatte auch mit seinen andern Tragödien auf der Bühne kein Glück. So erging es seinem „Thal von Ronceval", das zu Anfang der zwanziger Jahre Regisseur Weidner in Frankfurt eingerichtet und mit größter Liebe und Sorgfalt zur Aufführung gebracht hatte, ja sein in vielem Betracht ganz herrliches Werk „Andreas Hofer" hatte kaum ein besseres Schicksal, obwohl er selbst es später unter dem Titel „Das Trauer-

ſpiel in Tirol" eigens für die Bühnenaufführung umarbeitete und man da und dort bis in die neueſte Zeit ähnliche Verſuche damit gemacht hat. Den beſten Erfolg erzielte noch ſein allerliebſtes, feines Luſtſpiel „Die ſchelmiſche Gräfin".

Man würde doch wohl Unrecht thun, wenn man den Grund dieſes Mißlingens nur in der Unempfänglichkeit des Publikums ſuchen wollte. Immermann's dramatiſche Werke, obgleich gehaltvoll in ihrem Weſen, ſind doch in einer Weiſe ausgearbeitet und ſelbſt angelegt, welche bei dem größern Zwiſchenraum, der zwiſchen Schauſpieler und Zuſchauer als zwiſchen Buch und Leſer vorhanden iſt, nur ſelten und in einzelnen Stellen eine fortreißende Wirkung hervorzubringen vermag. Darum war nicht das Drama, ſondern die epiſchen Dichtungsarten das Feld, auf dem Immermann's herrliches Talent ſich am freieſten und ſchönſten entfalten konnte und zum Entzücken des deutſchen Volkes auch in ſeinen Romanen und Epen, zu denen man den tiefſinnigen „Merlin" trotz der dramatiſchen Form wohl mit rechnen darf, entfaltet hat. Leider nur zu kurze Zeit! War es ihm doch nicht einmal vergönnt, ſein unvergleichliches Werk „Triſtan und Iſolde" zu vollenden!

Im September 1838 erfreute er Weimar mit ſeinem Beſuche. Ich war ſehr begierig, den Mann kennen zu

lernen, von deſſen Theaterleitung in Düſſeldorf ich ſo viel Rühmliches und auch Sonderbares gehört, was mir in ſpätern Jahren durch ſeine „Memorabilien" beſtätigt wurde. Dort ſagt er, daß er ſeinen Schauſpielern die Rollen hätte vorbuchſtabiren müſſen, wenn er eine gute Vorſtellung ermöglichen wollen. So arg mag es wohl nicht geweſen ſein. Ich gebe zu, daß manche ſeiner Mitglieder zu früh der Schule entlaufen oder gar nicht hineingegangen ſind. Aber er hatte unter ſeinem Perſonale auch einen Porth, der mit Recht den Ruf eines tüchtigen Künſtlers in ganz Deutſchland beſitzt. Er hat mit jenen Worten wohl nur ſagen wollen, daß er die Seele des Ganzen geweſen ſei, und das glaubt man ihm gern; aber daß er ſeinen Geiſt auf ihn umgebende leere Flaſchen tropfenweis gezogen, möchte ich doch bezweifeln. Dieſe kleine Schwäche des geiſtvollen Mannes kannte ich damals noch nicht und hatte nur den lebhaften Wunſch, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, wozu mir denn auch in dem Hauſe des Kanzlers Friedrich von Müller Gelegenheit wurde. Hatte mich der Dichter entzückt, ſo nahm mich jetzt der liebenswürdige joviale Mann durch ſein freundliches Weſen und Entgegenkommen nicht minder ein. Er las uns den „Hamlet" vor, und ich muß ſagen, daß die Charakteriſtik des Claudius vollendet war; auch die Auffaſſung des Hamlet war theilweiſe ſehr

gelungen, weniger die des Polonius, den er zu sehr als Spaßmacher, nicht genug als den in höfischer Etikette ergrauten, schmiegsamen, selbstgefälligen, aber feinen und lebensklugen Staatsmann hinstellte. Vortrefflich las er die Todtengräberscene.

Im Jahre 1839 besuchte er abermals Weimar und stellte seine junge Frau, die Tochter Eduard Niemeyer's, meines Jugendfreundes, dessen ich früher schon öfters Erwähnung that, seinen weimarischen Freunden vor.

Als Empfang im Theater fand eine Wiederholung von „Ghismonda" statt, der er mit seiner jungen Frau beiwohnte. Unser Publikum, das sich bei solchen Gelegenheiten stets rücksichtsvoll erweist, nahm die Vorstellung mit weit größerem Beifall als das erste Mal auf. Auch Immermann sprach seine Zufriedenheit gegen die Schauspieler höchst anerkennend aus. Immermann war als Mensch gerade das Gegentheil von Raupach. Ich hätte wohl beide im geselligen Kreis sich gegenüber sehen mögen, ob Immermann's sprudelnder Humor oder Raupach's Dialektik den Sieg davongetragen.

Am folgenden Tage wurde von Freunden, Künstlern und Literaten dem jungen Ehepaar ein Festmahl im Sommersalon der Gesellschaft Erholung gegeben.

Friedrich von Müller brachte einen höchst sinnigen Toast auf den Dichter aus, worin er dessen Verdienste

um die deutsche Literatur, die dramatische Poesie auf das treffendste entwickelte, und hieß ihn willkommen als geistigen Mitbürger der großen Zeit Weimars.

Immermann erwiderte ungefähr Folgendes: „Wie die Säule des Memnon frisch erklingt, wenn der belebende Strahl der ewigen Sonne sie berührt, so fühle auch ich mich frisch begeistigt und ermuthigt, so oft ich den Boden betrete, den die größten und edelsten von Deutschlands Dichtern geheiligt haben; hier, wo die reichsten Erinnerungen sich mit einer ihrer würdigen Gegenwart vereinigen, wo ein Kranz von Freundschaft und Wohlwollen mich umschlingt, dessen reinste Blüte sich mir in dem Mitgefühl an meinem neuen häuslichen Lebensglück entfaltet, hier darf ich es wohl bekennen, daß ich es für den höchsten Lohn meiner Bestrebungen achte, in so edlem Kreise verstanden und geliebt zu werden und auch abwesend in ihm fortzuleben."

Da ich das Glück hatte, dem Dichter gegenüber zu sitzen, und die Rede auf seinen herrlichen Roman „Münchhausen" kam, ergriff ich die Gelegenheit, ihn zu befragen, welches Motiv ihn bewogen habe, sich persönlich darin einzuführen, um den Knoten zu lösen. „Das war eben der Grund, Theurer!" erwiderte er. „Ich hatte die Sache so verwickelt, daß ich den Knäuel mit Ruhe nicht entwirren konnte, er mußte also zerhauen

werden, wie Wallenstein sagt; so gebrauchte ich mich denn selbst als Schwert."

Am Abend las er uns bei Friedrich von Müller Shakspeare's „Julius Cäsar" vor. „Für dieses kolossale Stück", sagt F. v. M. in seinen „Erinnerungen an Immermann", „war der mächtige Umfang seiner Stimme und die effectvolle Energie seines Vortrags wie ganz eigen geschaffen. Den Casca und die Rede des Antonius gab er mit vollendeter Meisterschaft, und in den Volksscenen wußte er den Eindruck bis zur lebendigsten Illusion zu steigern."

Auch ich stimme diesem Ausspruche bei, muß aber hinzufügen, daß mir theilweise die Farben des Bildes zu grell erschienen. Sein Vortrag erinnerte mich lebhaft an den Goethe's, wenn er in der Rhetorik die Lichtpunkte bei seinen Schülern mehr hervorgehoben haben wollte. Immermann's Organ war gewaltig, dabei aber höchst klangvoll; wenn er die ganze Kraft seiner Stimme gebrauchte, klirrten fast die Fenster und manche Zuhörerin von nicht sehr starken Nerven, namentlich auch die junge Frau des Dichters selbst, fuhr erschrocken zusammen. Der Vorlesung der „Iphigenie" konnte ich leider nicht beiwohnen, hörte aber später von Müller, daß der lyrische Theil derselben nicht gelungen gewesen sei.

Wer hätte ahnen können, daß dieser vollkräftige

Mann nach kaum einem Jahre ein Raub des Todes sein würde! Und doch war es so. Immermann starb am 25. Aug. 1840.

Die Nachricht von dem Dahinscheiden des herrlichen Mannes, den wir so hoch verehrten und liebten, schmerzte uns tief. Der Lorbeer, den ihm die Mitwelt um das Haupt geschlungen, wird auch bei der Nachwelt immer reicher grünen.

Der Frühling desselben Jahres brachte uns Schauspielern ein seltenes Fest im Theater. Unser würdiger Veteran Graff, der erste Darsteller des Götz von Berlichingen, Wallenstein, Attinghausen u. s. w., feierte am 10. April 1839 das fünfzigjährige Jubiläum seiner theatralischen Laufbahn. Er hatte dazu den Kriegsrath Dallner in Iffland's „Dienstpflicht" gewählt, und der alte Mann führte seine Aufgabe so kräftig und warm durch, daß er von dem zahlreich versammelten Publikum mit Beifall, Kränzen und Blumen überschüttet wurde. Er war nach Eßlair der beste Dallner, den ich je gesehen. Von unserm gütigen Fürsten wurde er an diesem Freudentage mit der goldenen Verdienstmedaille geschmückt, die Frau Großherzogin ließ ihm ein sehr werthvolles

Andenken zuſtellen, ſeine Collegen und Freunde überreichten Liebesgaben. Es war ein Tag der Freude für ihn und uns alle. Er wirkte noch längere Zeit, wenn auch nur in kleinen Rollen mit, bis er im Jahre 1841 mit der Rolle des Abbé in den „Taubſtummen“ von Kotzebue gänzlich von der Bühne Abſchied nahm.

Siebentes Kapitel.

Reiſe nach Stuttgart. — Die Wahnſinnige im Juliusſpital. — Schillerfeſt in Stuttgart.

Das Jahr 1839 ſollte mir und meinem Collegen Durand die Theilnahme an noch einem Feſte bringen, welches man vielleicht nicht mit Unrecht das erſte deutſche Nationalfeſt nennen könnte.

Schiller's Statue, von Thorwaldſen modellirt und von Stiglmaier in Erz gegoſſen, wurde in Stuttgart aufgeſtellt und am Vorabend ſeines Todes, am 8. Mai, enthüllt. Das dortige Schiller-Comité hatte an alle Hof- und großen Stadttheater Einladungen zu dieſer Feier ergehen laſſen. Durand und mir wurde die Auszeichnung zu Theil, vom Großherzog als Deputirte unſeres Theaters entſendet zu werden.

Mit einer bedeutenden Summe aus der großherzoglichen Schatulle und einem bequemen Reiſewagen aus

dem fürstlichen Marstall versehen, fuhren wir am 2. Mai aus Weimars Mauern und bei rauhem Wetter über den noch zum Theil mit Schnee bedeckten Thüringerwald. Im meininger Thale herrschte dagegen schon der milde Frühling, wir hörten im Schloßgarten die Nachtigallen schlagen, und das Mainthal prangte im vollen Blütenschmuck. In Würzburg wünschte Durand das Juliusspital kennen zu lernen. Wir begaben uns zunächst dahin und hatten Gelegenheit, im großen Hofe des palastähnlichen Gebäudes zwei Irre zu beobachten. An einem vergitterten Fenster, das zur Hälfte zugemauert war, stand ein junger Mann mit fahlblondem, wirrem Haar und gemeinen Gesichtszügen. Sein Kopf lag an dem Gitter, welches die Hände krampfhaft gefaßt hielten, und seine Augen blickten unstät umher. Als er uns gewahr wurde, sprang er wie ein wildes Thier im Käfig hin und her und fletschte die Zähne, bis ihm unser Führer drohte, worauf er sich erschrocken zurückzog. Gegenüber stand an einem ähnlichen Fenster ein bildschönes junges Mädchen. Ihr marmorweißer Arm, in dessen Hand ihr Kopf ruhte, stützte sich in das Gitterwerk; das aufgelöste lange Haar floß wie schwarze Wellen über ihren Busen. Die edlen Züge dieses unglücklichen Geschöpfes waren ohne alles Leben, der Blick starr, nur zuweilen zuckte aus den dunklen schönen Augen ein unheimlicher Blitz; sie kam

mir vor wie eine ſterbende Magdalena. Das Mädchen intereſſirte uns lebhaft. Wir fragten unſern Führer, wann dieſe Arme, die kaum zwanzig Jahre zählen mochte, in die Anſtalt gebracht worden, und ob ihm der Grund ihres Wahnſinns bekannt ſei. Er erzählte: „Es ſind nun bald zwei Jahre, daß die Kranke in Begleitung zweier Frauen und eines Arztes ſpät Abends hierher gebracht wurde. Der Director hatte das beſte Zimmer für ſie einrichten und mit Blumen ſchmücken laſſen und geleitete die Ankommenden ſelbſt in die bereitete Wohnung. Willig, mit niedergeſchlagenen Augen folgte die Kranke; als ſie aber den mit Blumen geſchmückten Tiſch ſah, ſtieß ſie einen herzzerreißenden Schrei aus, blickte ihre Begleiter wild an, begann zu toben, wüthend um ſich zu ſchlagen und ſich die Kleider vom Körper zu reißen. Ihre Umgebung that Alles, ſie zu beruhigen, da aber kein Zureden half, mußte ihr die Zwangsjacke angelegt werden. Nun wurde ſie förmlich raſend und ſchrie in einem fort: «Heinrich, hilf mir! Sie wollen mich zwingen! Bitte, bitte, lieber Heinrich, rette mich doch!» Das ſagte ſie zuletzt mit einem ſo bittenden Jammerblick und mit ſo matter Stimme, daß uns allen die Thränen in die Augen traten und der Director ihr die Zwangsjacke abnehmen ließ. Sie war jetzt kraftlos und gefügig. Die Wärterinnen ſagten mir, daß ſie zwei Tage in einer

völligen Erstarrung dagelegen, und nur wenn man ihr Arznei oder ein wenig Suppe eingeflößt, hätte sie ein Lebenszeichen von sich gegeben und geflüstert: «Ich danke Dir, mein lieber, armer Heinrich! Ach, Du bist so gut!» Als man sie aber am dritten Tage umkleiden wollte, brach sie wieder in Wuth aus und schrie: «Weg, weg mit dem Brautkleid!» Man gab ihr nach, die Wuthausbrüche wurden immer seltener und endlich verfiel sie in einen stillen Wahnsinn. Stundenlang kämmt sie oft ihr langes Haar und steht am Fenster, wie die Herren sie jetzt sehen."

„Aber weiß man denn nicht den Grund dieses Wahnsinns?" fragten wir. „Man sagt, der Vater dieses Mädchens sei ein lutherischer Geistlicher, ein strenger Mann. Er habe die Tochter zur Ehe mit einem seiner Amtsgenossen zwingen wollen, während ihr Herz an einem Candidaten der Theologie hing. Weder Bitten noch Thränen der Tochter, noch die Versicherung des jungen Mannes, daß er an dem Tage, wo seine Geliebte einem Andern ihre Hand reiche, sich erschießen würde, konnten den starren Vater andern Sinnes machen. Die Mutter sah die Verzweiflung ihrer blühenden Tochter, stand aber, vielleicht gezwungen, auf ihres Mannes Seite. Der Trauungstag brach an, und in des Mädchens Stübchen, dessen Fenster nach dem Pfarrgarten gingen, wurde das

arme Opfer mit dem Brautſtaate bekleidet. Da rief eine Stimme aus dem Garten: «Leb wohl, Marie! Gott verzeihe mir die Sünde!» und ein Schuß fiel. Mit einem gellenden Schrei machte Marie von ihren Peinigern ſich frei und lief in den Garten. Da lag der heißgeliebte Mann mit zerſchmettertem Haupte. Wüthend zerriß ſie den Brautkranz, warf ſich unter Jammerrufen über den blutigen Leichnam und umſchloß ihn feſt, bis ihr die Beſinnung ſchwand. Sie erwachte aus der Ohnmacht als Wahnſinnige. Ich erzähle Ihnen die traurige Geſchichte, wie ſie mir von einem Augenzeugen mitgetheilt worden iſt. Seit jenem Unglückstag hat das arme Mädchen keinen lichten Augenblick mehr gehabt. Ich hoffe, Gott wird ihren Leiden bald ein Ende machen, denn ſie wird von Tag zu Tag ſchwächer."

Selbſt die lachenden Fluren Schwabens konnten dies traurige Bild nicht aus meiner Seele verdrängen. Spät Abends kamen wir nach Heilbronn und begaben uns ſogleich in unſer Nachtquartier. Aber trotz aller Müdigkeit vermochten wir nicht einzuſchlafen, denn einen unruhigern, lärmendern Geſellen habe ich niemals getroffen als den, der ſich unmittelbar neben uns einquartiert hatte. Als mein Klopfen, Huſten, halb und ganz lautes Verwünſchen nicht die geringſte Wirkung hervorbrachte, war der letzte Reſt von Geduld in mir

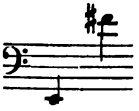
erschöpft; ich rief einige Donnerwetter durch die Thür, erhielt eine nicht minder höfliche Erwiderung, die Wechselreden wurden immer heftiger, bis auf einmal jedem die Stimme des Andern etwas bekannt erschien und auf meine dies ausdrückende Frage die Antwort erfolgte: „Ich bin der Appellationsrath von Schiller!“ und er in mein herzliches Gelächter einstimmte, als ich ihm darauf meinen Namen nannte. Dieses Zusammentreffen zweier Jugendgespielen nach langer Trennung war allerdings drollig genug. Am andern Morgen feierten wir ein vergnügteres Wiedersehen.

Durand kannte Heilbronn noch nicht, darum führte ich ihn zum Thurme, in dem Götz gesessen hat, dann auf das Rathhaus, damit er die Beschwerdeschrift Götzen's und den Absagebrief Sickingen's läse. Auch den Saal betrachteten wir uns, wo nach Goethe Götz seinem Herzen gegen die Rathsherrn Luft macht und Jeden, der kein ungarischer Ochse sei, warnt, sich in den Bereich seiner Eisenfaust zu wagen.

Der gerade anwesende Bürgermeister, als er hörte, daß wir Deputirte von Weimar wären, zeichnete uns dadurch aus, daß er uns den Brief lesen ließ, in welchem Schiller den Magistrat der damals noch freien Reichsstadt Heilbronn um Schutz anspricht.

Wir kamen am 5. Mai zeitig genug in Stuttgart

an, um noch das Theater beſuchen zu können. „Robert der Teufel" wurde gegeben, und Staudigl aus Wien ſang den Bertram. Ich war ganz entzückt über dieſes trefflichen Sängers ſchöne Stimme. Die Töne von



waren von ſeltener Gleichheit und behielten den Charakter des Baßtons bis zur höchſten Lage bei. Stromeyer's Stimme dagegen nahm von

Tenorklang an. Den großen Schauſpieler, den Viele in ihm erkennen wollten, vermochte ich freilich nicht zu entdecken, und doch hätte er gerade in dieſer Partie vollauf Gelegenheit gehabt, es zu beweiſen. Karl Formes, den ich ſpäter in der nämlichen Rolle ſah, übertraf ihn als Darſteller. Im Ganzen war die Vorſtellung gelungen zu nennen, und beſonders zeichnete ſich das Orcheſter unter Lindpaintner's Leitung aus.

Das Schiller-Comité hatte uns im König von England ein Zimmer vorbehalten, aus deſſen Fenſtern wir den größten Theil des Feſtplatzes überſehen konnten. Mitbewohner unſeres Gaſthofs waren der Oberförſter Karl von Schiller mit ſeiner Gattin und ſeinem zwölfjährigen Sohne, der Appellationsrath Ernſt von Schiller

mit Frau und Tochter, Herr von Gleichen-Rußwurm, der Schotte Bruce, der Schiller's „Don Carlos" ins Englische übertragen hatte und die meisten Dramen Schiller's auswendig zu wissen schien; denn so oft Jemand den Anfang einer Schiller'schen Rede citirte, brachte er sie ohne Anstoß zu Ende. Er kam mir darin vor wie Zelter, dem es ein Greuel war, wenn eine musikalische Phrase nicht zu Ende gebracht wurde, und der einst, als er hinter einem berliner Schusterjungen herging, der fort und fort „Schöner grüner, schöner grüner Jungfernkranz" sang und diesen Anfang immer wiederholte, voll Aerger mit seiner Baßstimme einfiel: „veilchenblaue Seide! veilchenblaue Seide!" worauf der Junge sich umdrehte und sagte: „Hör'n Se mal! Wenn Sie den Jungfernkranz singen wollen, fangen Se sich 'n och an!"

Als Vorfeier des Festtags wurde am 6. Mai „Wallenstein's Lager" und die „Glocke" mit Musik von Lindpaintner, am 7. die „Piccolomini" und endlich am 8. „Wallenstein's Tod" gegeben. Alle drei Vorstellungen lieferten viel Anerkennungswerthes; die schwächste war „Wallenstein's Lager". Man hatte es wirklich ärmlich in Scene gesetzt. Die Introduction „So leben die Soldaten"*), die Schiller und Goethe kurz vor der ersten

*) Vgl. Bd. I, S. 102.

Aufführung in Weimar weislich hinzugefügt hatten, um den Zuschauer sogleich in das damalige Lagerleben einzuführen, blieb weg. Das Reiterlied wurde von nur zwei Sängern gesungen. Der Schauspieler, welcher den ersten Küraſſier gab, ging während seiner Reden, die Pickelhaube mit einem großen Federbusch am Arme, an der Fronte der Soldaten im Proscenium mit gespreizten Schritten auf und ab und machte stets, wenn er die Schlußworte ins Publikum hineingeschleudert hatte, eine Schwenkung nach dem Hintergrunde, um seinen Zweck, die Hände der Zuschauer in Bewegung zu setzen, zu erreichen. Wir trugen allerdings ein anderes Bild dieses Meisterwerks im Herzen, das unser unvergeßlicher Oels uns eingeprägt hatte.

Unsere gütige Großherzogin hatte uns einen Brief an den König von Würtemberg eingehändigt, den wir in die Hände des Hofmarschalls von Seckendorf, des Schwiegersohns unseres Intendanten, zur Ueberreichung legten; er bewirkte, daß uns manche Auszeichnung und Annehmlichkeit während unseres Aufenthalts zu Theil wurden.

Freund Lindpaintner und ich beeiferten uns, Durand alle Schönheiten der Umgegend Stuttgarts zu zeigen. Ich selbst hatte die Blütenpracht des Neckarthals noch nie gesehen und war entzückt über den Anblick, den man

auf der bewaldeten Höhe, dem alten Stammſchloß der Könige Würtembergs, dem jetzigen Mauſoleum der verſtorbenen Königin gegenüber, gewinnt; ſelbſt das Main- und Saalthal bieten nichts Aehnliches; ein wahres Blütenmeer bedeckt die Ufer des Neckars.

Die Unterhaltung beim Mittag- und Abendtiſche bot reichen geiſtigen Genuß; außer den bereits genannten Perſonen waren noch Peter Cornelius, Welcker und Itzſtein angekommen. Noch eine Perſönlichkeit intereſſirte mich, ein Nachkomme von Berlichingen, der ebenfalls den Vornamen Götz führte.

Es war wahrlich höchſt betrübend, daß von allen deutſchen Theatern nur das weimariſche bei dieſem deutſchen Feſte vertreten war. Mannheim hatte, wahrſcheinlich aus ökonomiſchen Rückſichten, den Regiſſeur Moritz in Stuttgart beauftragt, und doch hätte Mannheim es als Ehrenpunkt betrachten ſollen, Abgeordnete zu ſenden, da es den wohlverdienten Ruhm genießt, dem dramatiſchen Schaffen Schiller's die erſte Stätte bereitet zu haben.

Der Tag des Feſtes erſchien, an dem die Hülle, die bis dahin das Meiſterwerk Thorwaldſen's und Stiglmaier's verbarg, fallen ſollte. Es ſei mir vergönnt, eine beſſere Feder zur würdigen Beſchreibung des einzigen Feſtes für mich eintreten zu laſſen. Ich entnehme den

folgenden Auszug einer Broschüre, welche damals in Stuttgart erschien und deren ungenannter Verfasser wohl kein Anderer als Wolfgang Menzel ist.

„Der große Festtag selbst begann. Schon in der Frühe wurden die Bewohner der Stadt von den die Straßen durchziehenden Musiken der beiden Bürgercorps geweckt. Später tönte fröhliche Musik vom großen Kirchthurm. Der Festplatz war gesperrt; man hörte noch die letzten Hammerschläge der schaffenden Meister. Auf allen Straßen wogte eine fröhliche Menge; man ging den noch in die Stadt einrückenden Liederkränzen entgegen. Diese kamen theils auf mit Blumen bekränzten Wagen, theils zu Fuß an, geschmückt mit grünen Reisern; beinahe alle mit fliegenden Fahnen. Um 8 Uhr war der innere Festplatz für die mit Eintrittskarten Versehenen eröffnet worden. Die verschiedenen Tribünen und innern Räume boten für ungefähr 5000 Personen, die Sänger mit eingerechnet, Platz. Das Musikcorps der Stadtreiter spielte auf dem Platze. Die Festordner, 150 an der Zahl, welche in schwarzer Kleidung mit gelber Bandschleife erschienen, empfingen auf dem Rathhaus die Ordnungsstäbe, lange weiße Stäbe mit goldenem Knopfe und am obern Ende mit rosafarbenem Band umschlungen, auf welchem „Ordnung" stand. Die Erhaltung der Ordnung wurde ausschließlich den Bürgern selbst vertraut;

50 derselben übernahmen dies Geschäft auf dem Festplatze, 100 verfügten sich nach dem Sammelplatze der Liederkränze im neuen Schulhause an der Eberhardsstraße. Das Gebäude mit seinen beiden Höfen und der daranstoßenden Eberhardsallee war wie zu der Festvorbereitung gemacht. Die Eingänge waren schön verziert, rund um die äußern Wände des großen Gebäudes herum die farbigen Wappenschilde von 44 Orten, aus welchen Liederkränze eingetroffen, aufgehängt. Im nördlichen Hof waren in zwei Reihen die Ortsnamenschilde der Liederkränze auf hohen weißen Stäben aufgestellt. Jeder eintretende, von seinem Ehrengeleitsmann geführte Liederkranz erhielt seinen Ortsnamenschild für den Festzug zugestellt.

Nachdem die Commission die Eintrittskarten zum Festplatz vertheilt, wurden die Mitglieder der Liederkränze von den Festordnern in den großen Saal geführt, wo 30 Jungfrauen, durchgängig stuttgarter Bürgerstöchter, an einer Tafel saßen und den Eingeführten die Festbänder an die Kopfbedeckung befestigten. Die Wände des Saals waren mit Kränzen geziert, und auf hochrothem Grunde las man die Worte des gefeierten Dichters:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.

Die Ehrengeleitsmänner führten die Sänger in die

Eberhardsallee. Dieſelbe war dicht mit Zuſchauern umgeben. Am obern Ende der Allee, gegenüber dem Punkte, wo der Feſtzug ſeinen Anfang zu nehmen hatte, war Schiller's ehemalige Wohnung mit der Inſchrift:

Als Regimentsarzt, jung und unbekannt,
Bewohnte Schiller dieſes kleine Haus.
Von hier aus ging er in die Welt hinaus,
Die ihm den Lorbeer um die Schläfe wand —

(goldene Lettern auf blauem Grunde mit dichtem Lorbeerkranz umwunden). Von 8—10 Uhr ſpielte daſelbſt am Eingange der Allee die Muſik, beim Schulhauſe Pauken und Trompeten. Um 10 Uhr ſetzte ſich der Feſtzug in Bewegung. Voraus fünf Feſtordner, dann die Muſik unter Leitung des Kapellmeiſters Kühner, die den Feſtmarſch, componirt von demſelben, ſpielte; ſofort die auswärtigen Liederkränze nach einander — abſichtlich Marbach zuerſt — jedem Liederkranze ſeine Fahne voran, ihr zur Linken die Ehrengeleitsmänner, zur Rechten die Träger der Ortsnamenſchilde, die Sänger in Colonnen, 8—9 Mann ſtark, Arm in Arm, zu beiden Seiten die Feſtordner mit ihren Stäben als ein wandelndes Spalier.

Der Feſtzug bot auf der Königſtraße den großartigſten Anblick dar; ſein Kopf lenkte bereits in die Büchſenſtraße ein, als man ſein Ende noch nicht oben um das Silber'ſche Kaffeehaus herumkommen ſah. Die Zuſchauer

waren fast alle festlich gekleidet, die Häuser der Straßen, durch die der Festzug ging, decorirt mit grünen Gewinden, Kränzen, Teppichen, reichen Draperien in den buntesten Farben, die Fenster mit den herrlichsten Pflanzen, in bunten Scherben aufgestellt, auch in der Farbe des Schillervereins (blau mit goldenem Stern). Die Wache bei der Hauptwache stand unterm Gewehr, solange der Zug vorüberging; wenn die Musik schwieg, erhoben die Liederkränze festlichen Marschgesang. Die Büchsenstraße war am reichsten geziert, kein Haus in derselben ohne Decoration. Vor dem Museum hielt der Zug einige Augenblicke. Der Frauen-Liederkranz und der Schillerverein hatten sich dort versammelt.

Die Frauen und Jungfrauen, alle weiß gekleidet, das Festband in den Putz verwebt, hatten sich beim Anklingen des Festzugs bereits zum Anschließen an denselben in gedrängten Reihen geordnet und standen am Eingange des Museums, Reihe hinter Reihe die Treppe hinauf dicht aneinander; ein ungemein malerischer Anblick.

Nach dem Zuge der auswärtigen Sänger und unmittelbar nach den Pauken und Trompeten schlossen sich die Sängerinnen, 238 an der Zahl, dem Zuge an; die Cäcilienfahne des stuttgarter Liederkranzes wurde ihnen vorgetragen. Auf sie folgte der Schillerverein, dem die Uebergabsurkunde in vergoldetem Schrein durch

Aus der ältesten Mitglieder des Liederkranzes, Buchdruckereibesitzer Blasius Müller, vorgetragen wurde. Der Durchzug des Festzugs unter den frischbelaubten Schattengängen der Planie wirkte belebend auf alle, und erfrischt kam man auf dem Festplatze an. Die Riesengruppe der Liederkränze mit ihren Fahnen auf der Festtribüne sollte das Denkmal gleich einem großen Bouquet umgeben.

So gewaltig und glänzend der Festzug war, seine eigentliche Poesie erhielt er doch dadurch, daß in ihm alle Klassen und Stände, mit Ausnahme Weniger von den beiden Extremen der Gesellschaft, in bunter Reihe verschmolzen waren, daß dieselbe seidene Schleife hier am feinen Hut saß, dessen Besitzer des modernsten Kopfputzes sich bewußt ist, daneben an der Mütze des ländlichen Handwerkers oder Oekonomen und dicht dabei am bäuerischen Filzdreieck, der ehrwürdigen Reliquie des vorigen Jahrhunderts.

Nach 1/2 11 Uhr rückte der Zug in folgender Ordnung auf dem Festplatz an: voraus Festordner mit weißen Stäben, dann die Musik, hierauf die Liederkränze der einzelnen würtembergischen Städte und Ortschaften, Marbach als Zugführer voran, die übrigen nach dem Loose.

Darauf folgte wieder ein Musikcorps, Festordner,

der ſtuttgarter Frauen-Liederkranz, der Träger der Uebergabsurkunde, der Schillerverein und diejenigen auf die Tribüne für die Ehrengäſte Eingeladenen, welche vorzogen, ſich dem Zuge anzureihen. Der ſtuttgarter Männer-Liederkranz (380 Sänger) ſchloß den Zug, der etwa aus 1800 Perſonen beſtehen mochte. Die Theilnehmer am Zuge, ſowie alle bei dem Feſte Beſchäftigten waren mit Bandſchleifen verſehen, auf welchen die Schillerſtatue abgedruckt war. Die Sänger und Sängerinnen trugen roſenfarbene, die Feſtordner gelbe, die Weingärtner, welche die Bewachung des Platzes übernommen hatten, grüne, die Werkleute hellblaue und der Schillerverein dunkelblaue."

In Courtoilette, mit dem Feſtband geſchmückt, begaben wir uns um 9 Uhr auf den Feſtplatz, der ja nur wenige Schritte von unſerm Gaſthofe ſich befand. Es wurde uns und Andern auf Anfrage von dem Feſtcomité-Vorſitzenden, den wir an dem Standbilde trafen, freundlich geſtattet, nicht in den Zug einzutreten, ſondern ſeine Ankunft hier zu erwarten. So nahmen wir denn die für uns beſtimmten Plätze, dicht hinter denen der Schiller'ſchen Familie, auf der Ehrentribüne ein, die ſich, der Statue gegenüber, an die alte Eberhardsburg lehnte. Es war ein erhabener und erfreuender Anblick, die hohen Gebäude, welche ein Viereck bilden, reich mit Draperien,

Blüten und Kränzen geschmückt zu sehen, aus deren Fenstern als schönste Blumen schwäbische Frauen blickten. Außerhalb des mit breternen Schranken abgesperrten Festplatzes wogte eine unabsehbare Menschenmenge.

Gegen 10 Uhr fing der bisher klare Himmel an sich mit Wolken zu bedecken, und schon befürchtete man, daß durch Regen die Freude des Festes getrübt werden könnte.

Als der oben beschriebene Zug auf dem Festplatze angekommen und geordnet war, drängte die außenstehende Menge so gewaltsam gegen die Breterwände an, daß die Gefahr des Erdrückens drohte, aber beherzte Männer hoben die Pfosten aus, und krachend fiel die Scheidewand zu Boden. Das Bürgermilitär wollte dagegen einschreiten, doch ein Schrei der Entrüstung von allen Tribünen untersagte ihm sein Vorhaben.

Um die Kosten des Monuments zu decken, fehlte allerdings noch eine ziemlich hohe Summe; es war also dem Comité nicht zu verdenken, daß es den Festplatz hatte absperren lassen, um die innern Plätze mit einem hohen Eintrittsgeld zu belegen; doch die Noth und Gefahr entschuldigten die gewaltsame Aenderung.

Noch vor Erscheinen des Zugs war die Schiller'sche Familie von drei Mitgliedern des Vereins aus dem Gasthof zum König von England abgeholt und durch die

Spalier bildenden Bürgerschützen, welche vor den geehrten Gästen das Gewehr anzogen, bis zu dem ihnen bestimmten, mit Orangerie geschmückten Ehrensitze geführt worden.

Die Feier begann mit der Festcantate, gedichtet von Möricke*), in Musik gesetzt von Lindpaintner. Am Schluß derselben ertönte die große Glocke vom Thurm der altehrwürdigen Stiftskirche, und das Geläute der vier Pfarrkirchthürme der Stadt stimmte ein.

Baumeister Trouet führte den zwölfjährigen Enkel Schiller's**) zum Monument. Kaum hatte der Knabe die Rosahülle berührt, so sank sie zu beiden Seiten herab. In diesem Augenblicke brach die Sonne durch den leichtbedeckten Himmel, und ihre Strahlen legten sich um das geneigte, lorbeergeschmückte Haupt des Unvergeßlichen. Alle Köpfe der unabsehbaren Menschenmenge entblößten sich, und eine andachtsvolle Stille, die nur von den ehernen Zungen der Glocken unterbrochen wurde, trat auf einige Momente ein; dann aber brach ein unbeschreiblicher Jubel aus, der von Pauken und Trompeten begleitet war. Das Standbild hatte so viel Leben und Wärme, daß wohl der Gedanke wach werden konnte, es müsse die

*) Morgenblatt, 1839, Nr. 112.

**) Jetzt Rittmeister in österreichischen Diensten.

Hand ausstrecken, um sein deutsches Volk, das ihm so zujauchzte, zu segnen.

Das Ritter'sche von Silcher componirte Lied „Was schwellt uns heut so hoch die Brust" wurde von mehr als tausend Sängern angestimmt. Nach Absingung desselben bestieg Gustav Schwab die Stufen des Monuments und hielt eine treffliche, begeisternde und hinreißende Rede, die durch sein kräftiges, schönes Organ auf dem ganzen Platze verstanden wurde. Nach dem Schlusse derselben sangen alle Liederkränze Schwabens das vom Conrector Pfaff zu Eßlingen gedichtete Lied „Auf, Brüder, auf, beginnt das Fest der Weihe!" worauf Hofrath von Reinbeck an der Spitze des Comités, ihm gegenüber der Stadtschultheiß Gutbrod mit dem Stadtrath und Bürgerausschuß, die Stufen des Monuments betrat. Ersterer übergab letzterem ein Document mit den Worten:

„Dieses Denkmal der Liebe und Verehrung, die für den berühmten und edlen Sohn Würtembergs, unsern unsterblichen Schiller, alle Deutschen durchglüht, steht nach jahrelangem Streben*) jetzt hier auf dem Schauplatze seiner Jugendbildung in seiner und

*) Die erste Idee, dem großen Dichter ein Denkmal zu errichten, ging vom stuttgarter Liederkranz, zunächst von Dr. Schott im Jahre 1824 aus.

Deutſchlands würdiger Geſtalt. Es iſt dem Verein, der ſich die Errichtung deſſelben zur Aufgabe gemacht hat, von den Herzen der Deutſchen anvertraut, und dieſer beſtimmt es für ewige Zeiten zu einem unveräußerlichen Eigenthum unſeres geliebten Stuttgart, und ich bin zu der Ehre beauftragt, im Namen des Vereins daſſelbe durch gegenwärtige Urkunde den Händen der Väter dieſer Stadt zu übergeben, überzeugt, daß ſie dieſes Denkmal werden nach Würden zu ſchätzen und zu ſchützen wiſſen."

Der Stadtſchultheiß Gutbrod erwiderte:

„Von dem verehrten Schillervereine und ſeinem würdigen Vorſtande übernehme ich im Namen der Stadt Stuttgart das Denkmal der Verehrung und Liebe, welches das deutſche Volk unſerm unſterblichen Schiller hier, auf dem Schauplatze ſeiner Jugendbildung, geſetzt hat, als ein Eigenthum auf ewige Zeiten. Meine Gefühle, welche gewiß die ganze Stadt theilt, löſen in dieſem feierlichen Augenblicke ſich in zwei Worte: Freude und Dank; Freude über die Ehre, welche dem Vaterlande und der Stadt durch ſeinen berühmten und edlen Sohn geworden, und Dank allen denen, welche das herrliche Denkmal geſtiftet und ſolches unſerer Stadt zugedacht haben. Mit Uebernahme dieſes koſtbaren Geſchenks geht die Stadtge-

meinde die in der Urkunde, welche ich dem hochverehrten Vereinsvorstande einzuhändigen vom Stadtrathe beauftragt bin, enthaltenen Verpflichtungen ein, die wir getreulich und heilig zu erfüllen versprechen, wie wir überhaupt zeigen werden, daß wir das Denkmal nach Würden zu schätzen wissen."

Darauf umgaben zwei Abtheilungen Stadtreiter das Monument als Ehrenwache. Dann wurden noch einige Lieder gesungen, worauf die Sänger auf den Marktplatz zogen und sich von dort aus zum Mittagsmahl in ihre Quartiere oder in öffentliche Gärten begaben.

Man sagte uns, daß von der Eberhardsburg aus der König mit seiner Familie der Feier beigewohnt habe.

Am Festmahl im Museum nahmen außer dem Schillervereine zunächst die Söhne, Enkel und der Eidam Schiller's, Herr von Gleichen-Rußwurm, die meisten hohen Staatsbeamten, die Magistrate, Mitglieder der Stände, der Landesbischof von Rotenburg, Peter Cornelius, Stiglmaier, Bruce, Ernst Förster, die Deputationen u. s. w. Theil.

Die Tafel hatte die Form eines Hufeisens. Im Centrum waren die Ehrenplätze der Schiller'schen Familie; daneben saßen das Comité des Vereins und die Mitglieder des Magistrats, ihnen gegenüber die Geheimräthe, Departementschefs und die weimarischen Deputirten.

Den erſten Toaſt brachte Hofrath von Reinbeck auf den König und die königliche Familie aus; den zweiten weihte Wolfgang Menzel dem Andenken Schiller's und deſſen Genius. Der Stadtſchultheiß überreichte an der Spitze einer Deputation des Stadtraths dem Vorſitzenden des Schillervereins, Hofrath von Reinbeck, das Ehrenbürgerrecht und brachte deſſen Geſundheit in geiſtvollen, kernigen Worten aus.

Alle die Toaſte anzuführen, welche, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit großem Beifall aufgenommen wurden, würde den Leſer ermüden. Nur zwei erlaube ich mir noch zu erwähnen. Der Schotte Bruce nannte in ſeiner Rede Schiller den reinen, fleckenloſen Dichter der Germanen. Ernſt von Schiller ſprach folgende Worte:

„Hochverehrte Verſammlung, ich ſpreche im Namen der Familie Schiller's, deſſen Andenken heute Würtemberg, Deutſchland feiern; der Familie Schiller's, welche im Geiſte ihres verewigten Vaters dankbar die Anerkennung ſeiner Zeitgenoſſen und ſeiner Nachwelt erblickt. Dieſem herrlichen Lande verdankte Schiller die wirkungsreichen Jahre ſeiner Jugend, und wenn auch der fernere Beruf ihn ſeiner Heimat entzog, ſo hat er doch niemals die innigſte Liebe zu ſeinem Vaterlande verleugnet. Feſt und bieder blieb er ein Würtemberger, auch dann, als ſchon das geſammte Deutſch-

land ihn den Seinigen nannte. Würtemberger! An Ihrer Spitze steht ein edler König, der, weise in der Regierung seines Landes, auch den Ruhm eines tapfern, eines großen Feldherrn errungen hat. Und eine ansehnliche Reihe bedeutender Männer ziert dieses Land, sie zieren die gegenwärtige Versammlung. Daher sang Schiller mit Recht:

So manchen Mann, so manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Es lebe Würtembergs König und sein edles Volk."

Auf dem Schillerfelde, wo sich alle Liederkränze nach Tische versammelt hatten, war das eigentliche Volksfest, das bis in die Nacht hinein in Freude und Lust, unter Gesang und Trinksprüchen sich ausdehnte. Besonders interessirte der darmsheimer Liederkranz das Publikum, der, aus sechzehn zum Theil schon bejahrten Bauern bestehend, die in ihrer Landestracht erschienen waren, den dreieckigen, mit Blumen und der Schillerschleife geschmückten Hut auf dem Kopf, seine Lieder sehr wacker vorgetragen haben soll. Leider brachte uns das Festessen und die Darstellung des „Wallenstein" um diesen Genuß. Die Plätze, die wir im Theater einnahmen, waren uns in der Prosceniumsloge des ersten Ranges, der königlichen Loge gerade gegenüber, angewiesen; meine Augen richteten

sich öfter nach dieser als nach der Bühne. Wallenstein's Familienleben war für mich nicht so anziehend als das, was ich mir gegenüber sah. Dort sah ich einen Vater zwischen seinen beiden schönen Töchtern, von denen die eine, die das väterliche Dach bald verlassen sollte, ihren Arm um ihn geschlungen hatte und mit zärtlichen Blicken in sein Antlitz schaute, wie er oft in das ihrige. Ihr hoher Bräutigam saß hinter ihr, und man konnte ihm ansehen, wie entzückt er von diesem Bilde väterlicher und kindlicher Liebe war. Was brauche ich den edlen Mann zu nennen, dessen weise Regierung seit dem Jahre 1816 aus den verfallenen Hütten der schwäbischen Dörfer wohnliche Gebäude geschaffen, die Cultur seines Landes nach jeder Richtung hin veredelt, Kunst und Wissenschaft durch zweckmäßige Sparsamkeit an anderer Stelle gefördert hat!

Nach dem Theater wandelten wir durch die erleuchteten Hauptstraßen Stuttgarts, in denen die Menschenmenge wie ein aufgeregtes Meer wogte, sodaß man mit Recht Schiller's Worte: „Es war, als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre", hier anwenden konnte. Ein Haus am Calwerthor, über dessen Portal wohl seit einem halben Jahrhundert die Statuette des Herzogs Karl von Würtemberg, des Stifters der Karlsakademie, worin Schiller erzogen wurde, steht, zeigte folgende sinnige

Inſchrift über dem Sandſteinhaupte des abſoluten Regenten:

Den Erzieher führ' ich im Schild
Und im Herzen des Zöglings Bild.

In unſerm Gaſthaus wieder angelangt, ſahen wir uns noch die bengaliſche Beleuchtung des Standbildes aus unſern Fenſtern an. Die glänzende Bronze glühte magiſch in dem abwechſelnden Weiß- und Rothfeuer. Dann gingen wir in den Speiſeſaal hinab und brachten noch einen köſtlichen Abend, der ſich bis weit über Mitternacht verlängerte, mit der Schiller'ſchen Familie, Cornelius, Stiglmaier, Bruce, Lindpaintner u. A. zu. Durand rühmte Karl Schiller gegenüber beſonders die Reden von Wolfgang Menzel und Gutbrod beim Feſteſſen, nur wäre ihm der Dialekt des letztern etwas aufgefallen. Karl erwiderte: „Mein Vater, wann er bös war, hat mit uns accurat ſo geſprochen."

Die Statue iſt 13 Fuß 5 Zoll hoch. Der Dichter hält in der herabhängenden Linken ein Buch, in der Rechten, die zugleich den unter dem linken aufgezogenen, über die rechte Schulter geworfenen Mantel trägt, den Griffel. Manche haben das gebeugte Haupt tadeln wollen, mir erſcheint es höchſt ausdrucksvoll, ſinnend und beſcheiden. Auch ſagte uns Karl Schiller, daß ſein Vater oft dieſe Stellung im Leben angenommen habe.

Die Höhe des eigentlichen Fußgestells beträgt 16, die Unterlage 4, die Breite derselben 34 Fuß. Das Relief der Vorderseite trägt Schiller's Namen auf einer von einem Adler getragenen Kugel, dem Sinnbild der Ewigkeit; dies ist durch die Himmelszeichen des Thierkreises, unter denen Schiller geboren wurde und starb, ausgedrückt. Die tragische und lyrische Muse begleiten ihn in seinem Fluge. Darunter steht der Geburtstag und der Sterbetag des Dichters.

Auf der Rückseite greifen zwei Greife in die Saiten der Lyra; darunter stehen die Worte: „Errichtet 1839." Das Relief der rechten Seite ist der Genius der Dichtkunst mit der Lyra und dem Plektrum — eine geflügelte Knabengestalt; das der linken Seite eine schwebende Victoria mit dem Palmenzweige.

Da es manche Leser interessiren dürfte, füge ich aus den Acten noch hinzu, daß eine hermetisch verschlossene Kupferkiste in den Grundstein mit folgenden Gegenständen eingelassen worden war: 1) In einer runden Blechkapsel die Urkunde auf Pergament mit chinesischer Tinte geschrieben und von allen Vereinsmitgliedern unterzeichnet; 2) die Originallisten der Geldbeiträge zum Denkmal; 3) die Originale aller für das Album Schiller's gelieferten schriftlichen Beiträge; 4) das Album selbst; 5) Schiller's sämmtliche Werke in einem Band, von

Herrn von Cotta eigens dazu bestimmt; 6) ein Zollvereinsthaler, ein Guldenstück und ein Halbguldenstück mit dem Bildniß des regierenden Königs von Würtemberg; 7) zwei sauber geschliffene Krystallflaschen, hermetisch verschlossen; die eine gefüllt mit Getreide von 1838, die andere mit rothem Neckarwein vom berühmten Jahrgang 1834, dem besten, der seit dem Bestehen des Vereins gewachsen.

Außerdem ist noch in den Grundstein eine schön polirte, mit einer in vergoldetes Silber gravirten Inschrift versehene Granitplatte gekommen, die von Petersburg mit der ausdrücklichen Bitte eingesandt worden war, sie in den Grundstein zu Schiller's Denkmal aufzunehmen.

Nachdem wir noch ein Frühstück eingenommen, bei dem uns Ernst und Karl Schiller Gesellschaft leisteten, und ein Glas auf das liebe Schwabenland und seine herzgewinnenden Bewohner geleert, sagten wir beiden ein herzliches Lebewohl. Karl besuchte mich, so oft er nach Weimar kam, aber Ernst sah ich nie wieder. Ersterer war den 14. Sept. 1793 in Ludwigsburg, letzterer den 11. Juni 1796 in Jena geboren. Bei unserer Abfahrt ließen wir vor Schiller's Denkmal halten, um noch einmal des Meisters Standbild zu betrachten und es tief in unsere Seele einzugraben.

Unsere Rückreise nahmen wir über Bretten, wo wir

übernachteten; den andern Tag fuhren wir nach Darmstadt und kamen trotz eines mehrstündigen Aufenthalts in Heidelberg, wo wir das alte Schloß besuchten, um das sich ein blauer Blütenkranz von Hollunder legte und von wo aus wir die Frühlingspracht des Neckar- und Rheinthals bewundern konnten, dort zeitig genug an, um einer Vorstellung im Theater beiwohnen zu können. Es wurde „Robert der Teufel" gegeben. Allerdings hatten wir diese Oper kurz vorher in Stuttgart gesehen, doch sang Frau Haselt-Barth, von der ich viel Rühmliches gehört, denn sie zählte zu jener Zeit zu den ersten deutschen Sängerinnen, die Isabella als Gast. Sie erfüllte meine allerdings großen Erwartungen nicht. Obgleich man den Anschlag des Tons und dessen Portament vortrefflich nennen konnte, so war doch an Coloratur, Mordent und Triller Manches auszusetzen. Im Zwischenacte ging ich auf die Bühne, auf der ich mich vor fünfzehn Jahren ebenfalls herumgetummelt hatte. Meine alten Freunde und Collegen freuten sich, mich wiederzusehen, aber ich freute mich nicht, so manche Veränderung wahrzunehmen, die mich schmerzlich berührte. Mit Wehmuth gedachte ich des gütigen heimgegangenen Fürsten, der mich mit so viel Wohlwollen überhäuft. Nach dem dritten Act verließen wir das Haus, um den schönen Abend noch im Schloßgarten zu genießen.

Ein paar Tage hielten wir uns in Frankfurt auf, die wir zumeiſt im Familienkreiſe lieber Freunde verlebten. Dann kehrten wir in einem Zuge nach Weimar zurück. Vierzehn Tage nur hatte unſere Abweſenheit gedauert, und doch war es mir, als ich Weib und Kinder wieder an mein Herz drückte, als wären es Monate der Trennung geweſen.

Achtes Kapitel.

Karl Gutzkow. — Agnes Schebeſt. — Alexander Dreyſchock. — Karoline Unger. — Sophie Löwe.

Noch eine intereſſante Perſönlichkeit ſollte ich in dieſem Jahre kennen lernen. Karl Gutzkow hatte ſich den Schauſpielern wohl zunächſt durch ſeinen „Richard Savage“ bekannt gemacht. Mit großem Intereſſe hatte ich bereits ſeinen Roman „Wally“ geleſen und war begierig auf die perſönliche Bekanntſchaft. Er war gekommen, dem Schauſpielerperſonal den „Richard Savage“, der in kurzem auf unſerer Bühne zur Darſtellung kommen ſollte, vorzuleſen. Die äußere Erſcheinung des jungen, damals in den Zwanzigern ſtehenden Mannes war anziehend und entſprach wohl dem Bilde, das ich mir von ihm gemacht hatte: lichtblaue Augen und blondes Haar, eine feine, etwas gebeugte Geſtalt, die Züge des Geſichts edel geformt. Die Art und Weiſe, mit welcher er ſein Stück

vortrug, war markig und geistreich; besonders gut gelang ihm die feine Nüancirung des sarkastisch-humoristischen Charakters des Steele.

Das Stück wurde am 18. Sept. 1839 zum ersten Mal auf Weimars Bühne mit großem Beifall aufgeführt und erlebte in kurzer Zeit vier Wiederholungen. Im Frühjahr darauf gab man auch Gutzkow's „Werner, oder Welt und Herz", welche Dichtung ebenfalls Beifall fand.

Das Jahr beschloß ein Gastspiel der gefeierten Sängerin Agnes Schebest, zwischen dem der Klaviervirtuos Alexander Dreyschock zwei Concerte gab.

Erstere hatte ich im Jahre 1832 in Dresden kennen gelernt, wo sie theilweise das Fach der Schröder-Devrient vertreten mußte, die sich zu jener Zeit in London befand.

Die Schebest war von Wien nach Dresden gekommen und dort fürs Chor und kleine Partien engagirt worden. Die Natur hatte sie mit einer wohlklingenden Mezzo-Sopranstimme, dramatischem Talent und einer schönen Persönlichkeit ausgestattet. Die Abwesenheit der Schröder-Devrient führte bezüglich des Repertoires Verlegenheiten herbei, und die Direction scheute sich nicht, das arme junge Mädchen zur hohen Sopranistin stempeln zu lassen. Natürlich mußte jedem Sachverständigen

einleuchten, daß mit der Zeit bei solchem Verfahren ihre klangvolle Stimme leiden würde, und dieses wurde mir bei ihrem Gastspiel in Weimar bestätigt. Das obere Register hatte einen schneidenden Ton angenommen, und die Mitteltöne entbehrten des frühern sonoren Klangs. Dazu kam noch ein fortwährendes Tremuliren, was sie mir für Kunst, die sie sich mit vielem Fleiß in Paris angeeignet, ausgeben wollte; in Wahrheit aber konnte sie nicht mehr anders; ihre Stimmbänder hatten durch die übermäßige Anstrengung die Spannkraft verloren. Im Uebrigen war sie eine tüchtige Sängerin geworden, was sie in den drei Rollen, die sie uns vorführte — Sextus, Fidelio und Alice in „Robert der Teufel" — bewies. Ihre poetische Auffassung der verschiedenen Rollen bekundete in hohem Maße ihren dramatischen Beruf, weshalb auch das Publikum ihre Leistungen mit großem Beifall aufnahm.

Der zweite Gast, Alexander Dreyschock, überraschte und entzückte den größten Theil des Publikums durch die Neuheit seines Spiels und seiner Compositionen. Die wirklich reizende „La Campanella" mußte er in dem einen Concert wiederholen, im zweiten zugeben. Als etwas noch nie Dagewesenes wurden seine Variationen für die linke Hand betrachtet, dieses Wunder: für die linke Hand allein, auf Wunsch des Componisten mit großen Lettern

als Aushängeſchild auf das Programm geſetzt. Solche Ankündigungen waren beim weimariſchen Hoftheater nicht üblich; das große Publikum ſperrte ob dieſes Wunders Maul und Naſe auf; Andere lächelten freilich über dieſes Kunſtſtückchen und dachten mit Wehmuth an Hummel's unübertreffliches Spiel, der uns leider am 17. Oct. 1837 durch den Tod entriſſen worden war.

Der Jubel war unermeßlich, den dieſes Kunſtſtück bei dem großen Haufen hervorbrachte, und ſtürmiſches Dacapo erfolgte. Der beſcheidene Künſtler trat etwas wankenden Schrittes, um ſeine Erſchöpfung anzudeuten, wieder auf die Bühne und kam dem Wunſche der raſenden Menge nach. Ob der loſe Schelm, deſſen „Campanella" man nicht mit ſolchem Enthuſiasmus aufgenommen hatte, obgleich die Compoſition wirklich ſchön zu nennen iſt, nicht im Innern über das tolle Völkchen gelacht hat? Dieſe kleinen Koketterien abgerechnet, war Dreyſchock ein liebenswürdiger junger Mann und Meiſter ſeines Inſtruments.

Wie leicht übrigens ein Publikum durch Ungewöhnliches irre werden kann, davon möge nachſtehende Anekdote zeugen. In dem ſchauerlichen Melodrama „Die Waiſe und der Mörder" ſpielte Laroche den Reimbeau, ich den Marcial. Der Reimbeau gehörte eben nicht zu Laroche's Lieblingsrollen; daher kam es denn, daß er der

Worte nicht ganz mächtig war und öfters sein Ohr lauschend nach dem Souffleur richtete, besonders in der Scene mit Marcial, wo beide einander beobachten und auszuholen suchen. Mitten im Dialog sah er mich plötzlich prüfend an und flüsterte mir leise zu: „Na, so sprich doch!" Ich erwiderte mit gleich prüfendem Blick: „Nein, Du hast zu sprechen." Dann schlug er die Augen nieder zum Souffleurkasten und sagte hauchend: „So souffliren Sie doch! Sie . . . .!" Er wußte seinem Mienenspiel einen so besondern Ausdruck zu geben, daß ich mir alle Mühe gab, nicht zurückzubleiben. Dieses stumme Spiel, welches das Publikum mit aufmerksamer Stille begleitete, mochte wohl eine Minute gedauert haben. Das Resultat bei unserm Abgang war ein stürmischer Applaus. Was eigentlich dem Publikum zugekommen wäre, übernahmen wir hinter der Scene und brachen in ein höllisches Gelächter aus, wobei Laroche sagte: „Na siehst Du, Junge! Was willst Du mehr?" Er war eben ein Künstler, der sich durch nichts aus der Fassung bringen ließ.

Auf Anrathen der Aerzte mußte ich abermals nach Karlsbad, dann nach Franzensbad. Vorher folgten wir aber der Einladung zu einem Gastspiel in Dresden, welche uns vom Generalintendanten von Lüttichau bei seiner Anwesenheit in Weimar geworden war.

Bei dieſer Gelegenheit lernte ich die berühmte Unger-Sabatier kennen, die die Desdemona im „Othello“ als Gaſt gab. Nach dem erſten Act ging ich auf die Bühne, um mich durch Freund Zeſi dieſer herrlichen Künſtlerin vorſtellen zu laſſen. Sie nahm mich mit großer Freundlichkeit auf, und ich konnte ihr unbefangen mein Entzücken über ihre Leiſtung ausſprechen, worauf ſie mit vieler Beſcheidenheit erwiderte: „Ich habe mich nie einer brillanten Stimme zu erfreuen gehabt; was ich Gutes leiſte, danke ich allein meinem unermüdlichen Fleiß.“ Um ſo mehr war ihre Kunſt zu bewundern. Ihre Stimme umfaßte zwei Octaven, deren Töne allerdings weder ſehr klangvoll noch blendend waren; aber ſie war die erſte Sängerin, die mir bewies, daß man auch in Coloraturen Seele und Wärme legen kann. Und was war ſie dabei für eine bedeutende Darſtellerin! Ich hatte kurz zuvor die Schröder-Devrient in dieſer Rolle geſehen und muß ſagen, daß ſie als Darſtellerin hinter dieſer nicht zurückblieb, in der Technik aber ſie übertraf. Unvergeßlich wird mir ihr Spiel im dritten Act bleiben und vor allem die Stellung, in welcher ſie dem Gondolierlied lauſchte. Eine chriſtliche Handlung verband uns ſpäter noch näher; wir wurden Pathen von Emil Devrient's jüngſtem Kinde. Sie kam einige Zeit darauf nach Weimar, um den Herrn Gevatter, der der heiligen Handlung nicht hatte beiwoh-

nen können, zu beſuchen. Sie und ihr Gatte waren große Verehrer von Schiller und Goethe; natürlich wurde ich ihr Cicerone und zeigte ihnen Alles, was an die große Zeit erinnerte. Es gelang mir auch, Schiller's Todtenmaske zu erhalten, die ich Sabatier nach Florenz nachſchickte. Drei genußreiche Tage verlebten wir mit dieſen herrlichen Menſchen, deren Ruheſtunden ſie mit dem unvergleichlichen Vortrag neapolitaniſcher Volkslieder würzte.

Der Abend im dresdner Theater ſollte mir noch eine unerwartete Freude bringen. Als ich in die Loge zu meiner Frau trat, fand ich eine mir fremde Dame in vertraulichem Geſpräch mit ihr. Trotz allen Neckens der Beiden wollte doch keine Erinnerung in mir wach werden, bis die Fremde ſagte: „Was, Sie wollen die wilde, ungezogene Sophie nicht mehr kennen?“ Da fiel der Schleier vor der Vergangenheit von meinen Augen; es war Sophie Löwe, die Tochter meines alten Freundes Ferdinand Löwe, in deſſen Familie ich 1818 eine Zeit lang Tiſchgenoſſe geweſen war. Sophie war in ihrem neunten Jahre das unbändigſte Kind, welches ich je geſehen habe. Einſt kam ſie um die Mittagszeit mit hochrothem Geſicht, zerzauſten, fliegenden Haaren, zerriſſenem Mantel und einen Schuh in der Hand nach Hauſe. Wahrſcheinlich war ſie in einer Rauferei mit

Jungen geweſen, denen ſie immer einen Schabernack anzuthun wußte. Außer ſich rief ihre Mutter: „Nein, es iſt nicht zum Aushalten mit dem ungerathenen Balg! Nun ſollſt Du mir aber auch wirklich in die Penſion!“ Jetzt ging das Jammern von Sophiechen los. „Ach, liebe gute Mutter Um Gottes Willen nicht in die Penſion! Ich will's ja nicht wieder thun! Ich will ja gut ſein, nur nicht in die Penſion, um Gotteswillen nicht in die Penſion!“ Dabei ſtürzten aus ihren ſchönen braunen Augen ſtromweis die Thränen. Mir fiel es auf, daß ſie ſich nach jeder ſolchen Jammerphraſe umdrehte und die Thränen abzuwiſchen ſchien. Ich erfaßte endlich die abwiſchende Hand und entdeckte zu meinem Erſtaunen in derſelben ein Stück Zuckerkand, an dem ſie bei ihren Kopfwendungen jedesmal geleckt hatte. Ich brach in ein ſchallendes Gelächter aus, und die Mutter verließ ſchnell das Zimmer, um nicht ein Gleiches thun zu müſſen.

Das wilde hübſche Kind war zu einer blühenden Jungfrau herangewachſen, deren hohe edle Geſtalt voll Anmuth und Grazie war; die ebenmäßigen Züge ihres Geſichts und die wunderbar glänzenden braunen Augen waren ein Erbtheil ihres verſtorbenen Vaters. Unſer Beiſammenſein beſchränkte ſich leider nur auf die wenigen Stunden im Theater. Sie war gekommen, um die Unger als Desdemona zu ſehen, und reiſte am fol-

genden Tage nach Berlin zurück, wo sie der Liebling des dortigen Publikums und mit einem Gehalt von 5000 Thalern bei dem königlichen Theater angestellt war. Unbedingt gehörte damals Sophie Löwe zu den gefeiertsten deutschen Sängerinnen, doch nie hat es mir gelingen wollen, sie auf der Bühne zu sehen.

Neuntes Kapitel.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

Mehr als vierzig Jahre sind seit dem 13. Oct. 1819 vergangen, wo dieses große Talent in Schiller's „Phädra" als Aricia das Hofburgtheater zu Wien betrat. Im Jahre 1821 vertauschte sie das Schauspiel mit der Oper, nachdem ihre schöne Sopranstimme durch einen tüchtigen deutschen Singmeister, Joseph Mozatti, der aus altitalienischer Schule hervorgegangen, gebildet worden war, und debütirte als Pamina in der „Zauberflöte". Kaum zehn Jahre später hatte sich Wilhelmine einen ruhmgekrönten Namen erworben, dessen Ruf in den dreißiger Jahren die deutschen Grenzen überschritt. Ihre Darstellungen gaben der Journalistik reichen Stoff, und die gewichtigsten Stimmen der deutschen Presse beeiferten sich, die Vorzüge dieser großen Künstlerin ins Licht zu stellen, ohne ihre Schwächen zu verschweigen. An ihrer

Spitze ſtand Ludwig Rellſtab als muſikaliſche Autorität. Er war auch der Mann dazu, denn er hatte die erſten deutſchen und italieniſchen Sängerinnen gehört, und ſeine tiefe muſikaliſche Einſicht berechtigte ihn, Vergleiche zwiſchen dieſen und unſern deutſchen Landsmänninnen anzuſtellen.

Das Feldgeſchrei der Deutſchen war in den zwanziger Jahren Henriette Sontag und Wilhelmine Schröder-Devrient; beide wurden mit Beifall, Blumen und Kränzen überſchüttet, und doch waren beide ſo ſehr verſchieden, ja kaum zu vergleichen. Henriette Sontag bewegte ſich in dem Kreis des Sentimentalen und Naiven mit großer Anmuth und vielem Glück. Ihre Coloratur war perlenartig, was ſie aber mehr der Natur als einem ernſten Studium zu danken hatte, denn ſchon in ihrem vierzehnten Jahre führte ſie die ſchwierigſten Figuren mit ſeltener Reinheit und Sicherheit aus.

Wilhelmine bearbeitete das heroiſche Feld, wohin ihr ganzes Naturell ſie drängte; da erntete ſie durch ihren unermüdlichen Fleiß die ſchönſten Früchte. Zu einer brillanten Coloraturſängerin hätte ſie es nie gebracht; theils widerſtrebte ihre hohe Anſchauung vom edlen Geſang dieſer Virtuoſität, die die Menge immer anſtaunen wird, theils war ihr Kehlkopf zu ſchwerfällig. Was ſie zu einer Partie wie die Norma an verziertem Geſang brauchte,

hatte sie gelernt und führte die Passagen sauber aus, wenn sie dieselben auch nicht raketenmäßig in die Luft schleuderte. Dieser Mangel ist ihr von einigen deutschen Kritikern, die auf dem Boden der neuern italienischen Schule stehen, gemacht worden; am stärksten aber greift sie deshalb der Engländer Henry Chorley an, wenn er sagt*): „Wäre Madame Schröder-Devrient in einer bessern Schule gebildet worden, sie hätte an der Seite der Madame Sontag bis zum heutigen Tage fortsingen und bei ihrem Scheiden von der Bühne den Namen einer großen dramatischen Sängerin hinterlassen können, statt daß sie jetzt mit dem Ruhm vorlieb nehmen muß, eine bedeutende Schauspielerin gewesen zu sein, die in einigen deutschen Opern aufgetreten ist."

Dieser anmaßende Mann mag vielleicht seinen Landsleuten gegenüber die erste Stufe der Kritik einnehmen, bei uns Deutschen kann solch ein Ausspruch nur ein mitleidiges Lächeln hervorbringen, und nur zu bedauern ist es, daß ein so tüchtiger Literat wie Alfred von Wolzogen solchen Schmähungen in seinem Buche noch das Wort redet und sagt: „Wir vermögen unsere große Künstlerin gegen ein solches motivirtes Urtheil am allerwenig-

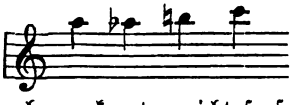
*) A. v. Wolzogen, Wilhelmine Schröder-Devrient (Leipzig 1863), S. 108.

ſten zu vertheidigen, da wir vielmehr bei jeder Gelegenheit gegen jenen leider heutzutage noch viel weiter ausgebreiteten Irrthum der ſogenannten deutſchen Geſangsſchule zu Felde gezogen ſind, die eben nichts als eine ſehr euphemiſtiſche und leere Phraſe für den Mangel an jeder ſoliden Geſangsbildung überhaupt iſt.“ Iſt der charakteriſtiſche Vortrag eines Cantabile mit warmem Ton und edler Empfindung eine leere Phraſe? Verdienen nur die ſolide Sängerinnen genannt zu werden, welche diatoniſche wie chromatiſche Tonleitern in raſendſter Geſchwindigkeit ausführen können? Dann wahrlich haben Gluck, Mehul und Spontini ihre Opern nur für Schauſpieler geſchrieben. Wer die Schröder-Devrient je als Iphigenia, Armida, Veſtalin und Fidelio geſehen, mußte ihr unbedingt auch das Prädikat einer großen Sängerin beilegen. Die Zeit iſt gewiß nicht fern, wo all dieſer Flittergeſang, der jetzt ſchon von einem Ohre zum andern geht, ohne das Herz zu berühren, auf den deutſchen Bühnen für immer verſtummen wird. Paläſtrina, Caracci und Peri, die Componiſten der Motetten und Madrigale, die auf den Boden des edlen einfachen Geſangs ſtanden, ſind auch der Deutſchen Lehrmeiſter geweſen, und wenn Mozart in ſeinen Opern „Zauberflöte“, „Entführung“, „Don Juan“ und „Coſi fan tutte“ die Form der alten italieniſchen Schule hier und da beiſeite ſetzte, ſo huldigte

er nur dem damals schon verdorbenen Geschmack des Publikums und dem Eigensinn der Sänger und Sängerinnen. Was sich dieser unsterbliche Meister erlaubte, dazu glaubten sich andere deutsche Componisten auch berechtigt.

Es sei mir nun erlaubt, von meinem Standpunkte aus, als dramatischer Sänger und Schauspieler, die Leistungen dieser großen Frau im Gebiete der Kunst zu beurtheilen.

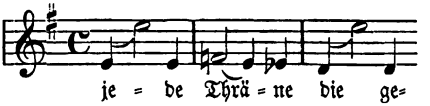
Im Jahre 1840 erfreute uns Wilhelmine in Weimar abermals mit einem Gastspiel. Sie trat am 27. April als Romeo in „Montecchi und Capuletti" auf. Man hatte das Abonnement zu all ihren Vorstellungen aufheben müssen, so groß war der Zudrang des einheimischen wie auswärtigen Publikums. Wochenlang vorher war kein fester Platz mehr zu haben. Mit Bewunderung und innigster Freude sah ich, welche erstaunlichen Fortschritte die Frau in einem Zeitraum von neun Jahren — so lange hatte ich sie auf der Bühne nicht gesehen — als Künstlerin gemacht hatte, und obgleich die Töne



die sie nur mit Anstrengung nehmen konnte, nicht so frisch und klangvoll mehr waren, so hatte sie doch unbedingt in Anschlag, Nüancirung und Biegsamkeit des Tons gewonnen. Ihr Recitativ,

die größte Schwierigkeit, die ein dramatischer Sänger überwinden muß, stand nun auf der höchsten Stufe der Vollendung, und ich habe nie, weder von den berühmtesten italienischen noch deutschen Sängerinnen, solche musikalisch-charakteristische Declamation gehört. Mit der Sicherheit eines kräftigen Jünglings, der seines Werthes sich bewußt ist, betrat sie als Romeo die Bühne. Weder ihr Wuchs, noch ihre Bewegungen verriethen das Weib, wenn das nicht ihr liebliches Gesicht und ihre Stimme gethan hätten. Ihr Costüm bestand aus einem Ueberwurf von rothem Sammt mit Fütterung und Umschlag von weißem Atlas, einem violettsammtenen Collet, weißseidenen Tricots und weißen Atlasschuhen. Auf dem blonden Lockenhaupt trug sie ein kleines schwarzes Barett mit einer wallenden weißen Feder. Durch diese Tracht kündigte sie sich als Gesandten des Friedens, nicht des Kriegs an, wie andere Darstellerinnen dieser Rolle, die in voller Rüstung erschienen. Die ersten musikalischen Phrasen, die aus Recitativen und gebundenen Sätzen bestehen, worin Romeo seinen Feinden den Frieden anbietet, trug sie mit ritterlichem Freimuth vor, in welchem Bescheidenheit und Stolz abwechselten, der sich bei den Worten: „Und gib Romeo der Tochter Hand", in die seelenvollste Bitte umwandelte. Ihr Vortrag der Cavatine „Wenn Romeo den Sohn erschlagen" war meister-

haft, und besonders wußte sie mit hinreißender Beredtsamkeit die Bitte um Versöhnung hervorzuheben. Als der Antrag von Capuletti höhnend zurückgewiesen wird, verwandelte sich der vorher demüthige Jüngling in einen stolzen Mann, der mit blitzenden Zornesaugen seinen Feinden entgegentritt. Die Abänderung im Stringendo der Arie



war von großer Wirkung.

In der Scene mit Julia entwickelte sie mit großer Wahrheit das Seelenleiden eines Liebenden, der, da alle Hoffnung einer Vereinigung verschwunden ist, seine Geliebte zur Flucht zu bestimmen versucht, und sie that dies theils bittend, theils trotzend und zornig. In diesen abwechselnden Gefühlen lag bei ihr ein unendlicher Reiz, da sie die Mimik in seltener Gewalt hatte und besonders ihren Augen jeden Ausdruck geben konnte. Mit dem stummen Spiele, das sie in dem Duett, wo der Componist von B- nach As-dur übergeht, entwickelt, konnte ich mich nicht einverstanden erklären; denn die Handschuhe auszuziehen, das Barett abzunehmen, ärgerlich beide auf den Tisch zu werfen, dann die Locken durch die Finger laufen zu lassen, um das Haar zu ordnen, das war modern und conversationsmäßig und widersprach der Situation wie dem hö=

hern Stile der Rolle. Ich konnte es nicht unterlassen, da jeder gerechte Tadel, den ein Anderer über sie aussprach, mir weh that, ihr den andern Tag zu sagen, daß mir ihre Geberden an dieser Stelle durchaus nicht zugesagt hätten. Sie erwiderte: „Soll ich etwa wie ein schmachtender Liebhaber mich jammernd auf einen Stuhl werfen, den Kopf in die Hand stützen, vielleicht auch wie ein Schulknabe, dem man sein Spielwerk weggenommen, ein paar Thränchen weinen, bis der langweilige Italiener den Weg von B- nach As-dur gefunden? Daß ich mir in den Haaren gewühlt habe, weiß ich gar nicht, und 's ist auch kein Unglück. Geh, Du alter Mäkler! Du machst es nicht einmal wie Böttiger, der, wenn er einen Tadel aussprechen wollte, erst vorsichtig um den Brei herumging, sondern plumpst gerade hinein!"

Die Krone ihrer Darstellung war jedoch der letzte Act, wo sich Glanzpunkt an Glanzpunkt reihte. Welche Feder wäre mächtig genug, alle die Schönheiten zu beschreiben! Ich habe außer ihr keine Sängerin gesehen, die das Seelenleben Romeo's an der Leiche Julia's so zur Anschauung zu bringen wußte, von keiner außer ihr den weinenden Schmerz in den beiden kleinen Andantes: „Nimm auch die Meinen", und: „Wach, o erwache!" ausführen hören, ohne daß der Klang des Tons nur im geringsten beeinträchtigt worden wäre. Der Schluß der

Cavatine in C besteht bekanntlich aus abgerissenen musikalischen Phrasen, um eine Art Schluchzen anzudeuten, was sie in höchster Vollendung auszudrücken wußte. Ich will versuchen, eine kleine, freilich höchst unvollkommene Skizze ihres Spiels in diesem Acte beizufügen. Nachdem sie das Fläschchen geleert, trat sie von den Stufen des Sarkophags herab und ging während des Paukenwirbels, der so lange ausgedehnt werden mußte, bis sie das gegenüberliegende Denkmal erreicht hatte, auf welches sie sich stützte, langsamen Schrittes über die Bühne. Die Haltung des Körpers war erschlafft, der Kopf gesenkt, sie richtete ihn aber bei dem Aufseufzen Julia's rasch empor, und bei den Worten „Welcher Seufzer?" sah man ihren Augen und Zügen an, daß sie den Laut für einen überirdischen nahm. Bei dem Namen „Romeo" blickte sie freudestrahlenden Auges empor, und mit zitternder Stimme sang sie „Gott, ihre Stimme!" und als der Ruf Julia's zum zweiten Male erscholl, malte sich in ihren Zügen ein seliges Entzücken, und mit ausgebreiteten Armen rief sie: „Sie ruft mich, Giulietta rufet mich!" Wer aber vermag das Entsetzen zu schildern, das sich in ihren Zügen aussprach und in dem zitternden Körper fortpflanzte, als sie Julia lebend vor sich sieht? Ihren Augen nicht trauend, stürzte sie wankend auf Julia zu, umfaßte sie, um sich zu überzeugen, daß es kein Traum

sei, und als sie von Julia erfährt, daß diese nur zum Schein im Tode lag, war der Ausruf „Ha, was sagst Du?" markerschütternd. Das darauffolgende Recitativ sang sie mit fliegender Eile, nur die Worte „Ich Unglückseel'ger!" sprach sie in gebrochenem Tone. Die ersten acht Takte des Andante sang sie mit thränenweicher Stimme; erst bei den Worten „Laß mich ans Herz Dich drücken" wurde ihre Stimme schwächer, und durch momentanes Zucken ihrer Züge und des Körpers deutete sie die Wirkung des Giftes an. Bei der Stelle „Ein einzig Wort von Dir" raffte sie sich nochmals empor, und mit steigender Angst Julia fest umklammernd, sang sie mit Kraft, als ob das Leben noch einmal den Tod besiege: „Ach, Holde, gedenke mein", bis sie beim letzten Takt dieses kleinen Duos erschöpft zusammenbrach.

Ihre Darstellung eines an Gift Sterbenden war in physischer Hinsicht ein Meisterstück der Kunst. Sie kam der Natur ganz nahe, ohne die Schönheit zu verletzen. Ich habe sie viermal in dieser Rolle gesehen. Die Grundlage der Charakteristik blieb immer dieselbe, aber wie mannichfaltig schmückte sie den ganzen Bau aus! Darum konnte man sie mit Recht den dramatischen Genies beizählen, die zumeist der Augenblick beherrscht.

Ihre zweite Rolle war die Norma, die man in plastischer Hinsicht vollendet nennen durfte.

Mit ernster Hoheit schritt sie an die Vorderseite des Altars, über dem sich die heilige Eiche wölbt, vor der sie sich demuthsvoll neigte und dann die hintern Stufen des Altars bestieg. Hier stand sie als das Urbild einer Seherin, den Eichenkranz auf dem Haupte, der den durchsichtigen weißen Schleier festhielt, und unter demselben das bis über die Hüften reichende blonde Haar, das wie ein Mantel Nacken und Schultern bedeckte. Ein faltenreiches Gewand von demselben Stoffe wie der Schleier, das über den Hüften mit einem goldenen Gürtel zusammengehalten wurde, umschloß den edelgeformten Körper.

Die ersten Worte: „Wer läßt hier Aufruhrsstimmen erschallen?" sang sie mit zornigem Antlitz, wobei ihre Augen strafend sich nach allen Seiten wandten. Die folgenden Stellen trug sie mit meisterhafter Declamation und feinster Nüancirung vor. Gleich einer strengen Göttin gebot sie Frieden. In das Adagio, womit die heilige Feier beginnt, wußte sie eine tiefe Innigkeit und Schwärmerei zu legen. Nach dem Largo richtete sie sich hoch empor, und gleich einer Königin herrschte sie ihrer Umgebung die Worte zu: „Trennt Euch alle! Kein Frevler wage." Die Stelle: „Ich kann ihn tödten! — Ihn tödten? Mein Herz sagt nein!" schien mir besonders unnachahmlich. Von allen Darstellerinnen dieser Rolle hat keine den Gefühlswechsel, von Rache zur innigsten Liebe

übergehend, so zur Anschauung gebracht wie sie. In ihrer Seelenmalerei überstrahlte sie überhaupt alle ihre Zeitgenossen. Auch als Sängerin hatte sie in der Zeit, daß ich sie nicht gehört, große Fortschritte gemacht; ihre Coloraturen waren correct geworden. Darin besonders sah man, daß sie mit großem Vortheil die besten italienischen Sängerinnen gehört und von ihnen gelernt hatte. Obgleich sie den Triller nur in mäßiger Geschwindigkeit ausführen konnte, war es doch ein reiner Tonwechsel, der zwei Töne gleichmäßig angebend verband, wie es sein muß, statt, wie es jetzt üblich ist, zwei kleine Intervalle vibrirend zum Gehör zu bringen. Kein wahrer Virtuos, mag er ein Saiten- oder Blasinstrument spielen, wird jemals solche Unschönheit sich zu Schulden kommen lassen. Als declamatorische Sängerin stand Wilhelmine schon in der Mitte der zwanziger Jahre über vielen ihrer deutschen und italienischen Genossinnen, jetzt hatte ihr unermüdlicher Fleiß sich auch eine Volubilität des Kehlkopfs angeeignet, die hinreichte, eine Partie wie die Norma in gesanglicher Hinsicht künstlerisch auszuführen.

Alle Gefühlsmomente und Wechsel, die sie in Wort und Blick zu legen wußte, dem Leser zu beschreiben, würde zu weit führen. Ich kann mich deshalb nur auf einige Glanzpunkte beschränken. Hierzu gehört zuerst die Scene mit Adalgisa im ersten Act, wo diese der Norma ihre ju-

gendliche Liebe gesteht. Wie wußte sie in Tönen und Zügen uns in eine selige Vergangenheit zurückzuführen, wo sich gleiche Gefühle in ihrem Busen geregt und sie sich eines gleichen Vergehens schuldig gemacht, wie die junge Priesterin! Welche Milde lag in Wort und Blick, wenn sie die Rede an Adalgisa richtete! Wie aber wandelte sich diese Milde in Entsetzen und Erstarrung um, als Adalgisa ihr Sever als den Geliebten bezeichnet. Der schöne blonde Kopf wurde zum Meduſenhaupt, und markerschütternd war der Aufschrei: „Sever!“ Mit majestätischen Schritten trat sie an diesen heran, und mit zornsprühenden Augen ihn anfassend, fragte sie: „Zitterst Du? Und für wen? Für jene dort?“ Diese Phrase sang sie mit einem furchtbaren Hohn, der bei den Worten: „Erzittre nur für Dich! Für Deine Kinder — und mich“, in den höchsten Zorn und die höchste Verachtung überging. Bei dieser Stelle entwickelte sie die ganze Kraft ihrer Stimme; donnerartig rollten die Passagen, nur die letzten Worte „und mich“ sang sie fast ersterbend.

Ein zweiter Glanzpunkt ihrer Darstellung war die erste Scene im zweiten Act, wo sie mit der Absicht, ihre Kinder im Schlafe zu tödten, eintritt. Den Kampf zwischen Rache und Mutterliebe führte sie durch das fortwährende Schwanken ihres Entschlusses in plastischer wie declamatorischer Hinsicht vortrefflich aus. Man sah

endlich in allen ihren Zügen, daß die Mutterliebe siegte, und den Dolch von sich schleudernd, preßte sie die Kinder mit innigster Liebe an ihre Brust, und mit einem ängstlichen Schrei rief sie Clotilde herbei, um sich vor einem Rückfall ihrer Leidenschaft zu sichern.

Als Krone ihrer Darstellung möchte ich wohl die beiden letzten Scenen der Oper bezeichnen. Das Duett „Nun bist Du in meinen Händen" begann sie mit Hoheit und eisiger Kälte, die, als Sever den Schwur, Adalgisa zu fliehen, verweigert, in den höchsten Zorn überging. Alle Phasen der Leidenschaft durchzuckten in dieser Scene die Züge ihres edlen Gesichts. Bei den Worten Sever's: „Gib mir das Eisen! — das Eisen!" drückte sie pantomimisch die tiefste Verachtung aus, ging festen Schrittes auf den Altar zu und gab das Zeichen auf den ehernen Schild, was die Tempelbewohner herbeiruft. Bei allen Ausbrüchen von Rache und Verzweiflung überschritt sie nie die Grenzen der Schönheit, nie wurden ihre Züge widerlich, noch ihre Gestalt unedel. Im augenblicklichen Wechsel der Empfindung war sie, wie ich schon bemerkt, Meisterin. Nach der Aufforderung des Chors, den Namen der Verbrecherin zu nennen, trat sie mit triumphirender Entschlossenheit, einen höhnischen Blick auf Sever werfend, vor und sang mit erschütterndem Tone: „Vernehmt ihn!" Darauf sanken die angespannten Glieder

in Erſchlaffung und ihre hochaufgerichtete Geſtalt in ſich zuſammen; die Augen ſchamvoll niederſchlagend, hauchte ſie die Worte: „Ich Thörin! Darf ich die eigne Schuld an Andern rächen?“ Nach einer Pauſe fuhr ſie, dieſelbe Stellung beibehaltend, fort: „Ich ſelber“; dann aber richtete ſie ſich hoch empor und in gebietendem Tone ſang ſie: „Führt mich zum Tode!“

Bei der Stelle:

> In dieſer Stunde ſollſt Du erkennen,
> Was für ein Herz Du Dein konnt'ſt nennen —

ſprachen ihre Züge die tiefſte Wehmuth aus, gepaart mit Liebe und Schmerz. Aus dieſem Glück vergangener Tage wird ſie durch den Aufruf der Prieſter, ſich zu vertheidigen, geriſſen, und mit faſt jammerndem Tone rief ſie: „Himmel, meine Kinder!“ Es prägte ſich auf ihrem Geſicht eine tödtliche Angſt aus, die erſt dann verſchwand, als der Vater der Schuldigen verzeiht. Die Steigerung in dem Satz F-dur war von ſo großartiger Wirkung, daß faſt kein Auge trocken blieb.

Unſer trefflicher Friedrich Preller, deſſen Cartons zu ſeinem neueſten Kunſtwerke „Odyſſeus“ jetzt die Rundreiſe durch Deutſchland machen, ſagte mir nach dieſer Darſtellung der Unvergleichlichen, daß ſie die Bühne in den ſchönſten Antikenſaal umwandle, denn nie hätte er eine vollendetere Plaſtik und Mimik geſehen. Als Sän-

gerin wurde sie in „Norma" von Jenny Lind übertroffen, als Darstellerin wurde sie nie erreicht.

Ihre dritte Rolle war die Lady Macbeth in Chelard's gleichnamiger Oper. Soweit es der Text möglich machte, suchte Wilhelmine ihre große Mutter nachzuahmen, die in der Shakspeare'schen Lady Macbeth unerreichbar dastand, die nicht nach Tieck's seltsamer Ansicht die zärtlich liebende Gattin, sondern das herrschsüchtige Weib uns vor Augen brachte, ihren furchtbaren Plan, den König zu ermorden, durch jesuitische Heuchelei ihrer Umgebung zu verdecken wußte. Dieser Ansicht folgte auch Wilhelmine. In der Nachtwandlerscene, die auch in musikalischer Hinsicht vom Componisten sehr wirksam behandelt ist, wußte sie das Seelenleiden dieses furchtbaren Weibes dem Publikum zur vollkommensten Anschauung zu bringen, wobei ihr die Kunst, das Auge nach innen zu kehren, sodaß es glanzlos wurde, vortrefflich zu statten kam.

Als Sängerin konnte sie sich nur in den declamatorischen Stellen zeigen, denn die etwas geschraubten Coloraturen sagten ihrer Kehlfertigkeit nicht zu.

Chelard hat, zum Nachtheil seiner Oper, die so vieles Treffliche enthält, dem italienischen Geschmack zu sehr gehuldigt und läßt sogar seinen Helden Macbeth sich in Scalen üben. Es hatte für mich etwas Humoristisches, heute den Shakspeare'schen Macbeth darzustellen und kurze

Zeit darauf den Chelard'ſchen in halsbrechenden Paſſagen und Trillern dem Publikum vorzuſingen. Wahrlich, Müllner hat in vielen Fällen Recht, wenn er ſagt, die Oper ſei ein Rührei von Kunſt und Unſinn. Es iſt jetzt förmlich eine Seuche geworden, den claſſiſchen Meiſterwerken unſerer größten Dichter-Noten beizufügen. Indem ich das niederſchreibe, erinnere ich mich eines Dilettanten, eines Grafen G., der mit unſerm damaligen Intendanten von Spiegel befreundet war und auf den tollen Gedanken gerieth, Schiller's „Braut von Meſſina" zu componiren, ohne ein Wörtchen vom urſprünglichen Text zu ſtreichen. Da ich als Regiſſeur meine Meinung darüber ſagen ſollte, ſo wurde mir die vierbändige Partitur von dem Orcheſterdiener ins Haus gefahren, denn tragen konnte der arme Menſch ſie nicht, da jeder Act gegen tauſend Seiten umfaßte. Schon die Ouverture kündigte mir an, was man zu erwarten habe. Der Auftritt Iſabella's wurde mit Pauken und Trompeten angekündigt. „Dich begrüß' ich mit Ehrfurcht", ſang der geſammte Chor mit abwechſelnden Solis. Theils war ich empört über die Frechheit, theils amüſirte ich mich ungemein über den naiven Mann. Bis zum Eintritt der fürſtlichen Mutter widmete ich dieſem Curioſum meine Aufmerkſamkeit, aber von da ab flüſterte mein guter Genius mir zu: Bis hierher und nicht weiter!

Nach der Rolle der Lady Macbeth trat Wilhelmine als Desdemona im „Othello" auf, und ich gestehe, daß ich diese Leistung für eine ihrer schwächsten halte. Ich hatte diese Rolle kurz zuvor von der trefflichen Unger-Sabatier gesehen und fand bei letzterer, deren Organ allerdings weit weniger Klang hatte, dennoch nicht nur eine größere Meisterschaft in der Gesangstechnik, sondern selbst eine die Devrient erreichende Darstellung. Im dritten Act gab sie, wenn sie denselben auch theilweise anders auffaßte, ebenso Vollendetes wie die Devrient.

Zum Schluß ihres Gastspiels wiederholte sie den Romeo. Der Beifall war noch enthusiastischer als das erste Mal, und am Schluß der Vorstellung wurde sie mit Blumen und Lorbeerkränzen förmlich überschüttet.

Im Jahre 1842 gastirte sie abermals in Weimar, mußte aber wegen Mangel an Zeit, trotz des Wunsches der höchsten Herrschaften und der Bitten ihrer Freunde und Verehrer, ihr Gastspiel auf nur fünf Rollen beschränken. Bei ihrem Auftreten im „Fidelio" jubelte ihr das bis in die letzten Räume besetzte Haus entgegen. Zwölf Jahre waren verflossen, seit ich sie in dieser Partie gesehen, und obwohl ich den Silberklang ihrer hohen Töne etwas vermißte, hatte sie doch als Darstellerin Riesenfortschritte gemacht. Was früher in charakteristischer Hinsicht in der Entwicklungsperiode stand, war jetzt bis ins

feinſte Detail vollendet. Wie ganz anders bewegte ſie ſich als verkleidetes Weib im Gegenſatz zu Romeo, wo alle Bewegungen männlicher Natur waren! Neu war für mich die Muſterung der Gefangenen, wo ſie hofft, ihren Gatten unter dieſen zu finden, und nach der Enttäuſchung ſich verzweiflungsvoll an einen Baum lehnt. Dieſe Pantomime tadelt der gelehrte Thebaner Chorley ganz beſonders, da nur ihre Eitelkeit, das Auge des Zuſchauers fort und fort auf ſich zu ziehen, ſie zu dieſem Manöver veranlaßt haben könnte. Unübertrefflich ſprach ſie nach Floreſtan's Rede: „O meine Leonore, was haſt Du um mich gelitten!" die Worte: „Nichts! nichts! Ich habe nichts gelitten!" in denen Jubel und Entzückung in Thränen ſich paarten. Noch beben ſie in meiner Seele fort. Im Vortrag der Geſangspartie kam ihr von allen deutſchen Sängerinnen, die ich in dieſer Rolle geſehen, nur eine gleich, Nanette Schechner, die noch dazu mit ihrem Goldglockenton die Stimmmittel der Devrient weit übertraf; was aber dramatiſche Auffaſſung anlangt, ſo blieben alle ihre Nebenbuhlerinnen weit hinter ihr zurück.

Neu war uns ihre Rebekka in „Templer und Jüdin". Obwohl dieſe Partie ihr ſehr unbequem lag, da ſie ſich zumeiſt in den obern Regiſtern bewegt, ſo war ſie doch eine treffliche dramatiſche Leiſtung von ihr. Dieſe Rolle gehörte, wie ſie mir ſelbſt ſagte, nicht zu ihren Lieblings-

partien, und ich war eigentlich die Urſache, daß ſie dieſelbe wählte, weil ich dem Verlangen nicht widerſtehen konnte, mit ihr den Bois Guilbert zu ſpielen. Auf der Probe beſprachen wir Mehreres über unſer Zuſammenſpiel. Unter anderm ſchlug ich ihr vor, ſie im erſten Finale nicht abzuführen, ſondern zu tragen. Sie war damit einverſtanden und nahm ſogleich eine Probe dieſes Manövers vor. Mit der rechten Hand erfaßte ſie meine linke Schulter, auf welche ſie ſich feſt ſtützte, und ſo machte ſie es mir leicht, ſie mit meinem linken Arm hoch emporzuheben, ſodaß ihr Haupt das meinige überragte. Dabei nahm ſie natürlich die Geberden einer Verzweifelnden und nach Hülfe Rufenden an.

Als ich ſie in der Couliſſe vorſichtig niederließ, ſagte ſie: „Die Sache kann ſich gut machen, aber wenn wir bei der Vorſtellung hinpurzeln, ſo bin ich die Erſte, die Dich furchtbar auslacht, wenn ich mir nicht den Schädel eingeſchlagen habe.“ Ganz geharniſcht trat ich Abends bei der Stelle ihr entgegen, und während ich die Worte: „Habe ich endlich Dich gefunden“, ſang, flüſterte ſie mir mit ängſtlicher Miene zu: „Du biſt ja geharniſcht — mit Schild und Schwert! Wie komme ich denn da hinauf?“ — „Den Schild werfe ich weg, das Schwert iſt meine Balancirſtange“, flüſterte ich ihr bei meiner nächſten Pauſe zu. Sie rang verzweifelnd mit mir. Ich ſchleuderte ſie an

meine linke Seite, in dem Moment faßte sie meinen Ringkragen, der ihr als Halt diente, und wie der Blitz saß sie auf meinem Arm. Das Publikum brach bei dem Kunststückchen in lauten Jubel aus, Wilhelmine schrie aber auf: „Au! Die verdammten blechernen Armschienen! Sie drücken mich ja wund!“ Ohne zu fallen, gelangten wir wohlbehalten hinter die Coulissen. „Höre, Schwager“, sagte sie hier, „Du hast noch gehörige Kraft in Deinem fünfundvierzigsten Jahre, denn ich bin eben keine Sylphide.“ — „Doch, doch, mein liebes Minchen! Mein Arm hat nur eine Sylphide zu tragen gehabt.“

Wilhelmine war ein eigenes Wesen. Je mehr Beifall sie fand, desto höher schwang sie sich in ihren Leistungen; fehlte aber dieser und wurden die Momente, die sie selbst als gelungen ansah, vom Publikum nicht so aufgenommen, wie sie erwartet hatte, so wurde sie muthlos und unsicher, dann fehlte ihr dieses oder jenes. So war es auch hier. Der zweite Act dieser Partie bietet wenig Gelegenheit, wo das Publikum die Sängerin mit Beifall unterbrechen kann, und obwohl sie in Plastik und Mimik Hohes leistete, so ließ sie doch, weil sie sich hier nur in den hohen Tönen zu bewegen hatte, im Gesang Einiges zu wünschen übrig. Genug, sie war unzufrieden mit sich und wohl auch mit dem Publikum und ließ mich in dem Zwischenacte in ihre Garderobe

rufen, um mir anzukündigen, daß sie nicht weiter singen könne, da sie, wie ich ja hören müsse, total heiser sei. Dem war aber nicht so. Nur die hohe Lage in diesem Act hatte sie angegriffen und ihre Halsmuskeln etwas erschlafft. Ich suchte alle Ueberredungskünste hervor, und es gelang mir endlich, sie zum Weitersingen zu bewegen, unter der Bedingung, dem Publikum ihr Unwohlsein zu annonciren. Sie gehörte durchaus nicht zu den prätentiösen Sängerinnen, und solche Fälle kamen nur vor, wenn sie Furcht vor der fernern Ausführung hatte.

Natürlich wurde sie bei ihrem Erscheinen im dritten Act mit allgemeinem Applaus empfangen, der sich bis zum Schluß der Oper steigerte. Bei so vielem Trefflichen, was sie uns gab, war es besonders ein Moment, der mich entzückte; ich meine die kleine musikalische Phrase: „Was will die arme Jüdin mehr?“ In diese wenigen Worte wußte sie alle Empfindung eines verschmähten liebenden Herzens zu legen. Jeder Zuhörer empfand den tiefen innern Schmerz.

Eine zweite, uns neue Erscheinung war ihre Maria im „Blaubart“. Sie hatte diese Rolle bereits in Wien als siebzehnjähriges Mädchen dargestellt, und der damals als Kritiker bewährte Kanne lobte diese Leistung von ihr nach allen Richtungen hin. Der naive Ton, die Unbefangenheit, Eitelkeit und Neugierde, mit welcher sie die

Geschenke Blaubart's betrachtet und endlich während des Vorspiels der Arie sich damit schmückt, mögen bei dem siebzehnjährigen Mädchen von ganz besonderm Reiz gewesen sein. Damals war ihre Gestalt noch in der Entwicklungsperiode begriffen, ihr Ton fast kindlich zu nennen. So erschien sie mir als Emmeline in ihrem achtzehnten Jahre. Jetzt wollten mir der kindliche Ton, die Schüchternheit und die etwas linkischen Bewegungen zu dem üppigen Körperbau nicht passen. Trotz aller Kunst vermißte ich die kindliche Natur, und das Meiste erschien mir gemacht. Ich empfand ein Mißbehagen bei der forcirten Künstelei, die sonst der Devrient gewiß nicht eigen war. Genug, der erste Act, bis auf die Scene am Spiegel, wo sie das lange Ritornell der Arie so trefflich pantomimisch ausfüllte, daß ihr stürmischer Beifall wurde, ließ mich kalt. Wie aber wußte sie schon im zweiten Act mich in ganz andere Stimmung zu versetzen! Aus dem kindischen, linkischen Mädchen war eine Fürstin emporgewachsen, die mit Selbstbewußtsein sich bewegte. Nur als sie den Entschluß faßt, das von ihrem Gemahl ihr verbotene Gemach zu betreten, wurden ihre Schritte unsicher und ihre Züge nahmen den Ausdruck ängstlicher Beklommenheit an. Eine längere Pause, als sie das Gemach betreten, erfolgte, dann stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus, der uns allen durch Mark und

Bein ging. Mit Entſetzen ſtürzte ſie aus dem Kabinet, wobei ihr das fürſtliche Diadem vom Haupte fiel und das lange blonde Haar feſſellos ihr Haupt umwallte, bis ſie endlich zuſammenbrach. So, in liegender Stellung, ſchleppte ſie ſich über die ganze Bühne, immer das todtenbleiche Geſicht dem Schreckensorte zugewandt, als folgten die drei abgeſchlagenen Köpfe mit den Glasaugen ihren Ferſen.

Den Gipfel höchſter künſtleriſcher Vollkommenheit erreichte ſie in der letzten Scene mit Blaubart. Ich war der Darſteller dieſer Rolle. Bebend und mit wankenden Schritten trat ſie an mich heran, um mir den verlangten goldenen Schlüſſel mit ängſtlichem Zögern zu überreichen; ein Bild des tiefſten Jammers ſtand ſie vor mir. Ich habe nie den Seelenzuſtand eines Menſchen ſo ausprägen ſehen. Bei den Worten Blaubart's: „Ihr müßt ſterben, müßt daſſelbe Loos erfahren, was Ihr darinnen geſehen habt", ſtürzte ſie, das Profil dem Publikum zugewandt, auf beide Kniee, und mit weinendem, ergreifendem Kindeston hauchte ſie raſch hintereinander: „Nein, nein, nein!" mit unnachahmlichem Klang. Mit drohender Geberde beugte ich mich über ſie, und ſie ließ ihren Oberkörper auf die Ferſen niederſinken. Wie eine büßende Magdalena mit gefalteten Händen lag ſie vor mir. Ich hätte dieſen Engelskopf in dieſem Moment lieber an mich ge-

drückt, ſtatt, wie wir es bei der Probe verabredet hatten, ihr langes ſchönes Haar dicht am Schopfe zu faſſen, es mir um den rechten Arm zu ſchlingen und ſie ſo in liegender Stellung über die ganze Bühne zu ſchleifen. Ein ängſtliches „Ach!“ ertönte im Zuſchauerraume, aber Wilhelmine hatte ſich ſo feſt an mein rechtes Bein geklammert, daß ich ohne Mühe dieſes Manöver ausführen konnte, ohne ſie im mindeſten zu verletzen.

Am Schluß ihres diesjährigen Gaſtſpiels mußte ſie auf allgemeines Verlangen noch den Romeo wiederholen.

Hierbei will ich noch einen Zug ihrer unbegrenzten Wohlthätigkeit mittheilen.

Ein Dorf in der Nähe Weimars, Denſtedt, war zur Hälfte abgebrannt. Stabsauditeur Schwabe, der Schwiegervater des in der deutſchen Bühnenwelt als tüchtiger Künſtler bekannten Jaffé, der ſtets bereit war, bei Unglücksfällen als Helfer beizuſpringen, bat die Devrient in meiner Gegenwart um ihre Mitwirkung bei einem Concert, das für die Hülfsbedürftigen arrangirt werden ſollte, und ich unterſtützte dieſe Bitte. „Ach was“, ſagte ſie, „das Publikum iſt gewohnt, mich auf der Bühne und nicht im Concert zu ſehen und zu hören. Ich habe hier nur auf vier Rollen gerechnet und habe deren fünf geſungen. Nein, lieber Schwabe, ich will den Armen das Honorar, auf das ich nicht gerechnet hatte,

ſchenken; das wird beſſer helfen als Euer dummes Concert.“ Was hätte es ihr für Mühe gemacht, einige Schubert'ſche Lieder, in deren Vortrag ſie unübertrefflich war, zu ſingen? Sie fürchtete bei dem ſchönen Wetter wirklich eine karge Einnahme, und deshalb holte ſie die 25 Louisdor wieder aus der Taſche und übergab ſie Schwabe. Nicht nur ihre Kunſt, ſondern auch das liebenswürdige, beſcheidene und wohlthätige Weib wirkte ſympathiſch auf das weimariſche Publikum; ſie erfreute ſich auch der ganz beſondern Gunſt der Großherzogin Maria Paulowna, welche ſie perſönlich zu einem abermaligen Gaſtſpiel bei der Abſchiedsaudienz einlud mit dem Zuſatz, daß ſie ihr ſtets ein willkommener Gaſt ſein würde.

Dieſer fürſtlichen Einladung folgte ſie im Jahre 1843 und begann ihr diesmaliges Gaſtſpiel am 29. November mit dem Romeo. Ihre weitern Rollen waren: Lucrezia Borgia, Desdemona, Fidelio, Maria im „Blaubart“, Iphigenie auf Tauris, Armida, Sextus in „Titus“. In dieſe Folge fiel noch eine zuſammengeſetzte Vorſtellung, die aus dem erſten Act der „Schweizerfamilie“, dem zweiten Act von „Lucrezia Borgia“ und dem vierten Act von „Montecchi und Capuletti“ beſtand.

Statt dieſer Harlekinsjacke war für dieſen Abend eigentlich „Macbeth“ angeſetzt. War es nun Laune,

Unwohlsein, oder griff sie die Partie der Lady, wie sie mir versicherte, wirklich so an, genug, sie ließ mir früh um acht Uhr am Tage der Vorstellung sagen, daß sie nicht singen könne. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf diese Nachricht den armen Regisseur, der, wenn Noth an den Mann geht, selbst das Amt eines Theaterdieners übernehmen muß. Geflügelten Schrittes eilte ich zu ihr, um womöglich den der Kasse so nachtheiligen Entschluß zu beseitigen, denn ein ordentlicher Regisseur muß nicht allein die Kunst, sondern auch diese im Auge haben, das hatte mir mein Vater gelehrt. Bei meinem Eintritt kam mir ihre Kammerjungfer entgegen und kündigte mir an, daß Frau Devrient noch im Bette läge. Folgendes Gespräch begann:

Ich. Ich muß sie aber sprechen.

Kammerjungfer. Das wird nicht angehen, denn sie hat mir befohlen, jeden Besuch abzuweisen.

Ich. Ich komme auch nicht, um ihr in solcher Stunde eine Staatsvisite abzustatten; ich muß mit ihr von Geschäften sprechen.

Wilhelmine (aus dem Schlafzimmer heraus). Ach, ich kenne Deine Geschäfte! Du willst mich zum Singen überreden, aber ich singe nicht, oder besser, ich kann nicht singen.

Ich. Füge nur nicht etwa hinzu: Ich bin total heiser.

Durch die geschlossene Thüre höre ich sogar an Deinem Organ, daß Du prächtig bei Stimme bist. Laß ein vernünftiges Wort mit Dir reden.

Wilhelmine. Komm herein!

Ich ging zu ihr und setzte mich an ihr Bett. Ich bemerkte ihr, daß alle Kunstfreunde und ihre Verehrer aus der Umgegend fast alle Plätze in Beschlag genommen und wir ein brechend volles Haus zu erwarten hätten. Nach langem Bitten ließ sie sich endlich bewegen zu singen und schlug selbst die oben angegebene Vorstellung vor. „Aber, liebes Minchen, greifen Dich denn die drei Acte und das dreimalige Umkleiden nicht mehr an als die Lady?" — „Nein", erwiderte sie zornig; „jetzt machst Du, daß Du zur Thür hinauskommst, oder ich singe gar nicht!" Wie der Blitz flog ich aus dem Zimmer.

Die Vorstellung fand Abends unter dem Titel „Dramatische Bilder" statt.

Neu für uns waren Lucrezia, Iphigenie und Sextus.

Das größte Meisterbild unter diesen war in declamatorischer, plastischer und mimischer Hinsicht die Iphigenie, über die Rellstab*) Folgendes sagt:

„Mit Absicht haben wir es uns bis zuletzt verspart, von der Darstellung der Iphigenie zu reden, des reinsten

*) Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeitslustrum (Leipzig 1836), II, 451.

und edelsten Charakters, in welchem sich unsere Künstlerin auf der Bühne gezeigt hat; unstreitig, denn Iphigenie ist, wie bei dem hellenischen Dichter, so bei dem deutschen Tragiker, wie bei Racine, so in Gluck's musikalischem Drama, die edelste weibliche Gestalt, welche die Dichtkunst und die Musik geschaffen. Wir führten es früher als ein Kennzeichen in der Auffassung der Charaktere durch unsere Künstlerin an, daß sie jeder Rolle wenigstens einen Moment abzugewinnen wisse, in welchem sie die Leidenschaft scheinbar völlig entfessele und zügellos dahinbrausen lasse. So sehr ihr dies zur Gewohnheit und gewissermaßen zum Bedürfniß geworden ist, so hat sie doch klar gefühlt, daß eine Iphigenie erhaben über die Stürme irdischer Leidenschaften sei, und es hier nicht darauf ankomme, die Schrecken der gehobenen See, sondern die Größe des ruhigen, Himmel und Erde klar und tief abspiegelnden Meeres auszudrücken. Ihre Erscheinung vom ersten Augenblicke an ist edel, würdig, jungfräulich und priesterlich zugleich; die Recitation des berühmten Traums ist ein wahres Meisterstück im Ausdruck des Gesangs, unterstützt von plastischen Hülfsmitteln. Der Charakter wächst vor unsern Augen, je nachdem sich die tragischen Verhältnisse steigern; der Schmerz legt die düstern Fittige immer näher an das heilige Haupt, um es mit ewiger Nacht zu beschatten.

Nur das reine Mondlicht frommer Ergebung leuchtet noch mild herein und läßt Ahnung und Hoffnung einer noch aufsteigenden neuen Lebenssonne nicht ganz verschwinden. Die Künstlerin gibt uns in ihrer Auffassung ein merkwürdiges Beispiel, wie ein Kunstwerk, sobald es sich mit fremden Hülfsmitteln und Kräften verbindet, nie auf eine sichere Wirkung zählen darf, sondern von dem eigenthümlichen Geist der Mitwirkenden so beherrscht wird, daß sogar seine Hauptwendepunkte verrückt werden können. Und seltsamerweise geschieht dies in der »Iphigenie« durch die Darstellerin auf eine Art, die nach unserer Ansicht dem Drama da einen Gipfel bereitet, wo wir vormals eine fühlbare Leere empfanden."

Die Lucrezia war charakteristisch ganz vortrefflich ausgearbeitet, besonders die Momente, wo sie mit schmeichlerischem Ton ihren Gemahl zu überreden sucht, Genaro zu verzeihen, und wie diese schönen, bittenden Augen in Basiliskenblicke sich wandelten, als dieser sie zurückweist; die steigende Angst, ehe es ihr gelingt, Genaro zu bewegen, das Gegengift zu nehmen, und wie sie, als dies geschehen, mit ermattetem Auge und Körper sich auf den Tisch stützt, um nicht in Erschöpfung zu Boden zu sinken. Wie sie aber den lauernden Herzog erblickt, richtete sie sich hoch empor, warf den Kopf stolz zurück und betrachtete den feindseligen Gatten mit hohnlächelndem, verachten-

dem Blick, als wollte sie sagen: „Was willst Du armer Thor? Hüte Dich, Lucrezia in den Weg zu treten.“ Es wären noch mehrere solcher feinen Nüancirungen anzuführen, wenn ich nicht fürchtete, zu ausführlich zu werden.

Eins ihrer gelungensten Bilder war das der Armide. Sie war ja im Leben die Zauberin, die alle Herzen sich zu eigen machte, um wie viel mehr auf der Bühne! Der rauschendste Beifall wurde ihr zu Theil. Ihre letzte Rolle war der Sextus, der sich würdig ihren Kunstschöpfungen anreihte, ohne daß sie gerade Hervorstechendes darin geleistet hätte, wie das der Fall als Fidelio, Eurhanthe, Norma, Romeo, Maria, Iphigenie, Armide war.

Leider war das diesmalige ihr letztes Gastspiel in Weimar.

Bevor ich zu ihrem bürgerlichen Leben übergehe, muß ich noch einer Rolle erwähnen, in der ich sie leider nie gesehen, die aber Rellstab in seinem oben angeführten Werke als eine der größten Schöpfungen bezeichnet; ich meine die Donna Anna im „Don Juan“.

Als sie im Jahre 1822 mit ihrer Mutter in Leipzig gastirte, wie ich bereits in meinem Tagebuche (Bd. II, S. 173) erwähnte, kam ich eines Morgens zu Wilhelminen. Schon auf dem Vorsaale hörte ich sie das Recitativ der Anna vor der Arie in D-dur singen. Ich blieb lauschend vor der Thür stehen, bis sie dasselbe geendet

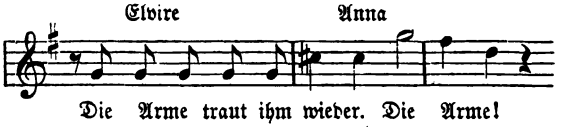
hatte, dann trat ich ein und bat sie fortzufahren, aber sie kam meiner Bitte nicht nach. Dieses Recitativ gab mir Anlaß, mich über den Charakter der Donna Anna auszusprechen. Ich erzählte ihr, was mir mein Schwager Karl Unzelmann mitgetheilt, wie seine Mutter, die berühmte Bethmann, den Charakter der Anna aufgefaßt habe. Ganz gegen die hergebrachte Form hätte sie durch Mienen und Geberdenspiel dem Publikum zur Anschauung gebracht, daß Anna in heimlicher Liebe zu Don Juan entbrannt sei; besonders hätte sie das in der kleinen Prosascene vor dem Quartett, worin Octavio Don Juan öfter seinen Freund nennt, angedeutet. Schamvoll hätte sie ihre Augen niedergeschlagen und nur momentan einen Seitenblick auf den Verführer geworfen. Als sie dieser mit den Worten: „Schöne Donna, trocknen Sie Ihre Thränen", angeredet, wäre sie elektrisch zusammengezuckt, und rasch den Kopf wendend, hätte sie mit zorn- und racheſprühenden Augen den Sprecher angesehen, als wolle sie sagen: „Frevler, noch Hohn und Spott? Zittre vor meiner Rache!" Dann hätte sie sich verächtlich von ihm abgewendet. Vor allem aber hätte sie in dem großen Recitativ durch Plastik und Mimik ausgesprochen, daß sie das Opfer augenblicklicher Sinnlichkeit geworden und daß die Frevelthat nicht nur versucht, sondern vollbracht worden sei. Bei der Erzählung des nächtlichen Aben-

teuers hätte sie bei den zu ihrer Idee passenden Worten bald schamvoll die Augen gesenkt, bald scheu und verlegen von Octavio abgewendet, in die Worte: „Fort floh der Bösewicht", einen bittern Hohn gelegt, das Folgende in fliegender Eile, nur die Phrase: „Macht sein Verbrechen voll! Häuft seine Missethaten, raubt ihm das Leben!" mit tiefer Bedeutung in breitem Stile vorgetragen. Von da ab hätte sie die erlittene Schmach, die Liebe zu dem verführerischen Manne, die vielleicht früher in ihrem Busen geglüht, abgeworfen, und nur ein Gedanke, der der Rache, hätte ihr ganzes Wesen erfüllt. Nur im Finale des ersten Acts, wo Don Juan sich mit Zerlinen beschäftigt, hätte in den Worten „Ich sterbe!" ein tiefer Schmerz gelegen. Mit blitzenden Augen hatte Wilhelmine meiner Erzählung zugehört, zuweilen den Kopf schüttelnd, öfter eine beistimmende Bewegung machend. Endlich sprang sie auf und rief voll Feuer: „Das muß ich probiren!" Ich setzte mich ans Klavier, sie stellte sich mir gegenüber und sang. Was ich nur unvollkommen erzählt, verkörperte sie in einer so genialen Weise, daß ich erstaunt und entzückt war. Nach dem Schlusse aber schüttelte sie den Kopf und sprach: „Diese Auffassung widerstrebt dennoch meinem Innern. So sänke ja Anna zu der Stufe hinab, auf welcher Elvire steht, und ich glaube, daß weder der Dichter noch

der Componiſt dieſe Anſchauung von Anna's Charakter gehabt hat."

„Und dennoch könnte bei beiden eine ſolche Idee gewaltet, beide aber für beſſer gehalten haben, dieſelbe nur anzudeuten."

Ich machte ſie hier auf eine Stelle im erſten Finale aufmerkſam:



„Weil Don Juan eine Bauerdirne zu verführen ſucht, will die ſtolze, ſich rächen wollende Anna ſterben? Das wäre ja mehr komiſch als tragiſch. Und ſollte Mozart ohne alle Abſicht zu den Worten »Ich ſterbe!« dieſe Töne, worin ein ſo tiefer Schmerz liegt, nur gebraucht haben, um eine muſikaliſche Phraſe zu ſchließen? Das ſieht einem Mozart nicht ähnlich. Wäre die Liebe, die ſie vor der That zu ihrem Verführer im Buſen getragen, ganz erſtorben, und lebte nur die Rache in ihr, dann wäre der Ausruf »Der Bube!« oder »Frevler!« am Platz geweſen. Das iſt gewiß das Motiv, welches zunächſt die Bethmann als Grundlage benutzt hat, ihre Idee weiter aufzubauen."

„Auf dieſe Weiſe ſinkt aber der Charakter der Anna tief unter den der Elvire. Dieſe ſpricht offen aus, was ſie denkt und fühlt, jene aber verbirgt ihre innern Gefühle und wird dadurch ein heuchleriſches, verbuhltes Weib.“

„Anna iſt eine edle poetiſche Natur, Elvire nur eine proſaiſch-ſinnliche. Dieſe iſt der letzten Eigenſchaft zum Opfer gefallen, jene ihrer Phantaſie. Iſt es denkbar, daß Donna Anna Don Juan in der erwähnten Proſaſcene zum erſten Male ohne Maske entgegentritt? Unmöglich! Octavio nennt ihn öfter ſeinen Freund und bezeichnet ſogar in dem großen Recitativ der Anna dieſe Freundſchaft als heilig. Iſt es glaublich, daß Octavio ſeinen beſten Freund ſeiner Braut nicht längſt vorgeſtellt haben ſollte? Don Juan hat gewiß das Haus des Gouverneurs, ehe der nächtliche Ueberfall geſchehen, beſucht. Anna hat offenbar nie mehr als Freundſchaft und Hochachtung, hat niemals eine Leidenſchaft für ihren vortrefflichen, nur hier und da etwas langweiligen Bräutigam empfunden. Konnte ein ſo kühles Gefühl dem edlen, doch nicht minder leidenſchaftlichen Herzen der heißblütigen Spanierin ſtets genügen? Iſt es ſo undenkbar, daß der dämoniſch-verführeriſche Don Juan in dieſem Herzen noch unverſtandene Gefühle erweckt habe? Und mehr, als dies zu errathen, bedurfte es nicht, den Frechen den nächtlichen Ueberfall wagen zu laſſen.

Alles Angeführte ſind Motive, welche die Bethmann zu ihrer Anſchauung dieſes Charakters gebracht haben mögen. Und verliert die Oper dabei? Nein, ſie gewinnt an tragiſcher Kraft und dämoniſcher Gewalt, welche die Grundlage dieſes unſterblichen Meiſterwerks ſein ſoll."

Wilhelmine hatte ſinnend zugehört, dann ſagte ſie: „Ich werde mir die Sache überlegen und kann ich damit fertig werden, das Widerſprechende damit in Einklang bringen, dann mache ich den Verſuch."

Daß ſie ſpäter der Anſicht der Bethmann gefolgt iſt, beweiſt mir Rellſtab's Urtheil.

Was ich über Wilhelminens bürgerliches Leben berichten kann, beſchränkt ſich nur auf Epiſoden, da unſer Zuſammenleben immer nur ein vorübergehendes war.

Claire von Glümer *) und Alfred von Wolzogen verdanken wir zwei verdienſtliche Werke.

Beide haben keine Mühe geſcheut, alle Quellen aufzuſuchen, um das Leben dieſer merkwürdigen Frau zu beſchreiben. Das Nachfolgende möge man deshalb nur als eine kleine Skizze von Selbſterlebtem betrachten.

---

*) Erinnerungen an W. Schröder-Devrient (Leipzig 1862).

Claire von Glümer wurde mit Wilhelminen im Jahre 1849 zu Frankfurt am Main in der Paulskirche bekannt und hat zumeist ihre Mittheilungen aus der Devrient eigenem Munde empfangen. Einiges stimmt allerdings nicht ganz mit dem überein, was mir Wilhelmine gelegentlich erzählte, z. B. über ihren Aufenthalt in Paris im Jahr 1831. Sie war noch voll Enthusiasmus über die Malibran. Daß diese aus Rache im „Othello" eine lächerliche Scene am Schluß dadurch hätte herbeiführen wollen, daß sie als todte Desdemona den erstochenen Othello aus dem Proscenium geschleift, damit er nicht wirklich erschlagen würde, lautete damals anders. Meine unvergeßliche Freundin hatte eine hohe lebhafte Phantasie, und manche Begebenheit ihrer Jugend mag sie im spätern Alter anders betrachtet haben. Fräulein von Glümer steht in ihren „Erinnerungen" auf dem Boden treuer Freundschaft, die sie der großen Künstlerin bis zu deren letztem Athemzuge bewahrt hat; darum nimmt sie auch Alles, was die Freundin ihr anvertraut hat, als buchstäblich wahr an.

Was Herrn von Wolzogen betrifft, so hat er gewiß das Bestreben, sich in seinem Werke auf dem Standpunkt der Unparteilichkeit zu erhalten; leider gelingt ihm dies nur selten, weil er sich von dem läppischen, anmaßenden Urtheile des Engländers Henry Chorley bestimmen läßt,

ſtatt als Vertheidiger in einer gerechten Sache für unſere große Landsmännin aufzutreten. Aus fremden und eigenen Urtheilen, welche er an manchen Stellen ſeines Werkes gibt, erkennt man überhaupt, daß Herr von Wolzogen ein Anbeter italieniſcher und ein Verächter deutſcher Muſik iſt und ſogar die Kühnheit hat, Beethoven den Alternden zu nennen. Beethoven wird in ſeinen Werken ein ewig blühender Jüngling bleiben, während die jetzigen italieniſchen Fabrikanten längſt verdienter Vergeſſenheit anheim gefallen ſind. Was er über Wilhelminens bürgerliches Leben berichtet, iſt mitunter gewiß übertrieben, oft wenigſtens zu hart und ohne billige Berückſichtigung der Umſtände beurtheilt. Man bedenke, daß ſie, kaum neun Jahre alt, dem damals berühmten Kinderballet der Madame Horſchelt in Prag übergeben wurde, und leſe das nach, was Rellſtab im zweiten Bande ſeiner „Blumen- und Aehrenleſe“ (S. 408) über dieſes Inſtitut ſagt. Aber trotz aller Leidenſchaften, die ſie von Kindheit an um ſich herum und oft in nächſter Nähe zu ſehen gewöhnt war, fand ich in ihr ein reines, unbefangenes Gemüth, als ſie im Jahre 1822 zum erſten Mal mit ihrer Mutter und Schweſter in Leipzig Gaſtrollen gab.

Kurz zuvor hatte ſie auch in Dresden gaſtirt. Als ſie mit ihren Angehörigen eines Tages bei uns war, um einen ſolennen Studentenauszug mit anzuſehen, zogen

manche der jungen Herren und namentlich einer der „im vollen Wichs“ einherreitenden Senioren durch hervorstechende Wohlgestalt die Aufmerksamkeit der Damen auf sich. Es wurde darüber gesprochen und Wilhelmine sagte zu mir: „Der Reiter ist wahrlich ein hübscher Mensch, wenn er nur nicht den zweieckigen Pfannkuchen auf dem Kopfe hätte. (Damit bezeichnete sie den fabelhaften, unter dem Namen Stürmer noch jetzt bekannten Hut.) Kennen Sie Karl Devrient in Dresden?“ — „Noch nicht“, erwiderte ich. „Ach, das ist ein bildschöner Mann! In den könnte ich mich sterblich verlieben!“ Dies schien mir bereits geschehen zu sein, denn immer lenkte sie das Gespräch auf den „interessanten, wunderschönen Mann“. Nun, im Jahre 1823 wurde sie mit ihrem Idol, wie sie ihn oft nannte, in der Jerusalemerkirche zu Berlin verbunden, um schon nach wenigen Jahren wieder von ihm geschieden zu werden. Sie hat sich bekanntlich noch zweimal verheirathet.

Im Jahre 1849, nach der Trennung von ihrem zweiten unwürdigen Gatten, der sie um ihr ganzes Vermögen gebracht und endlich in Kurland verlassen hatte, schrieb sie an mich von Gotha aus: „Lieber Eduard! Ich bin hier und wohne bei meiner Schwester Auguste (jetziger Frau Dr. Schlönbach). Nach Weimar komme ich nicht! Du kennst den Grund! Und doch muß ich einen treuen

Freund um mich haben, um mein gequältes, zerfleiſchtes Herz gegen ihn ausſchütten zu können. Nicht wahr, Du kommſt? Grüße Chriſtel und die Kinder.

Gotha, den 10. Mai 1849. Deine

Wilhelmine."

Ich kam den andern Tag und fand ſie gefaßter, als ich erwartet. Wir verabredeten nach Tiſche einen Spaziergang und wählten die Promenadenwege, die um das Schloß Friedenſtein laufen. Sie erzählte mir ihre ganze Leidensgeſchichte ans dieſer unglückſeligen Ehe. „Nicht genug", ſagte ſie, „daß er mich um mein ganzes baares Vermögen gebracht, nein, als ich in Mitau, wenn ich nicht irre, Concert gab, hatte er unterdeſſen meine ganzen Habſeligkeiten, Schmuck, Kleider u. ſ. w. eingepackt und war damit in meinem eigenen Wagen entflohen. Ich hatte nichts mehr, als was ich auf dem Leibe trug und das Honorar vom Concert."

Während ihrer Erzählung waren wir in die Nähe des Schloſſes und der Schildwachen gekommen. Sie fuhr fort:

„Noch ehe er dieſe Schandthat an mir beging, ſollte ich auch in anderer Hinſicht ſeine Gemeinheit erfahren. Er unterhielt einen Liebeshandel mit meinem Kammermädchen. Ich war ſtolz genug, zu thun, als ob ich es nicht bemerke, doch ſeine Frechheit überſchritt alle Gren-

zen! Der Schamloſe wagte es endlich, in meiner Gegenwart die Dirne auf den Schooß zu nehmen und zu liebkoſen. Sieh, Eduard, da war der letzte Faden meiner Geduld zerriſſen. Wie eine Furie ſprang ich auf ihn zu und faßte ihn beim Kragen; wäre ein Meſſer zur Hand geweſen, ich hätte ihn durchbohrt!" Alles dies führte ſie plaſtiſch-mimiſch an mir aus und ſchüttelte mich wie einen Zwetſchenbaum, ſodaß ich Mühe hatte, mich auf den Beinen zu erhalten. Das Vorhergehende hatte ſie mir, wenn auch in großer Aufregung, doch menſchlich erzählt, hier aber wurde ſie wirklich zur Furie, denn ihr ganzer Körper zitterte und die Thränen ſtürzten ſtromweis aus ihren ſchönen Augen.

Die Schildwache, die hinter ihrem Rücken ſich befand, war während dieſer Handgreiflichkeit näher gekommen, um mir im Fall der Noth beizuſpringen. Als der Soldat dicht hinter ihr ſtand, ſagte ich zu ihm: „Befürchten Sie nichts! Dieſe Dame erzählt mir etwas lebendig eine furchtbare Räubergeſchichte; mir will Sie nicht ans Leben." Wilhelmine wandte ſich raſch um, und als ſie den Soldaten und deſſen ängſtlichen Blick gewahr wurde, brach ſie in ein ſchallendes Gelächter aus. So ſchnell gingen ihre Gefühle von einem Extrem zum andern über.

Aber ein edles herrliches Gemüth war ſie und konnte mit Recht Schiller's Worte auf ſich anwenden:

Die Heuchelei verachtʼ ich; wie ich bin,
So ſehe mich das Aug' der Welt!

Sie war wahr, jede Falſchheit ihrer Seele fremd.

Eine Maſſe trivialer Geſchichten aus ihrem bürgerlichen und künſtleriſchen Leben laufen theilweiſe noch jetzt im Publikum herum, die Jeder, der das Glück gehabt, ihr näher zu ſtehen, für Lügen erklären muß. Wilhelmine konnte ebenſo wenig im Leben gemein ſein als in der Kunſt. Poeſie und Phantaſie durchſtrömten ihre Adern, nur dem Manne, den ſie innig liebte, ergab ſie ſich.

Wilhelmine hatte bereits dreimal in Weimar gaſtirt, und Ehrenbezeigungen aller Art waren ihr zu Theil geworden. Bei ihrem letzten Gaſtſpiel (1843) ſuchte man ihr in der Armbruſtſchützen-Geſellſchaft, einem aus tüchtigen bürgerlichen Elementen beſtehenden hochgeachteten Vereine, einen heitern Abend zu bereiten. Die frühern ärmlichen Gebäude der ſchon im fünfzehnten Jahrhunderte gegründeten Geſellſchaft haben im Jahre 1830 einem ſtattlichen Hauſe mit wohleingerichteten Sälen und Zimmern Platz machen müſſen. Die Gemüſegärten ſind in einen kleinen Park umgewandelt worden, wo unter ſchattigen Bäumen Karl Auguſt's Büſte prangt.

An den Pforten des Gebäudes empfingen die derzeitigen Vorſteher, Bäckermeiſter B.. und Maurermeiſter

G. Wilhelminen und geleiteten sie nach dem geschmackvoll decorirten großen Saale, wo sämmtliche Mitglieder, Herren und Damen, bereits versammelt waren und sich um kleine Tafeln gruppirt hatten. Bei Wilhelminens Eintritt erhob sich die ganze Gesellschaft, und ein stürmischer Applaus, verbunden mit Pauken- und Trompetenschall, empfing sie.

Der Vorsteher B. führte sie zu der Tafel, wo bereits seine Frau, ich und die meine Platz genommen hatten. Zur Eröffnung des Festes wurde Mozart's Bauernsymphonie aufgeführt. Mehrere Mitglieder der Hofkapelle hatten sich in die Tracht der thüringer Landleute gekleidet, wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts Mode war. Vor allem fehlten die dreieckigen Hüte nicht, auf deren Vorderseite sich der übliche Blumenstrauß befand. Unser trefflicher Clarinist S., der das Ganze dirigirte, erschien in dem Costüm des Dulcamare aus dem „Liebestrank". S. erheitert noch bis heutigen Tages jeden geselligen Kreis durch seinen schlagenden Witz, den er stets mit einem trockenen, ernsten Gesichte vorbringt.

Zunächst hielt er eine höchst drollige Anrede an das Publikum, dann wandte er sich zu seiner Kapelle:

„Meine Herren Bauern! Es ist Ihnen die unglaubliche Gunst zu Theil geworden, der größten Künstlerin unseres Jahrhunderts Ihre Fertigkeit zu zeigen. Denken

Sie jetzt an unſern hochverehrten Gaſt, an unſern unſterblichen Mozart und nicht, wie es gewöhnlich geſchieht, an Ihren Korn- und Viehhandel. Verwechſeln Sie nicht Fis mit F, noch As mit A. Stimmen Sie und ſpielen Sie womöglich rein, wenn auch nicht wie die lieben Engelein im Himmel, ſo doch wie ordentliche Muſikanten auf Erden. Sollte einer oder der Andere zufällig um ein paar Takte zu früh oder zu ſpät einfallen, ſo ſpiele er in Gottes Namen nur immer weiter, bei der Fermate finden wir uns doch wieder zuſammen." Nicht allein, daß die Symphonie trefflich ausgeführt wurde, ſie wurde auch pantomimiſch durch Kopfnicken und andere Geberden von den Bauern beifällig begleitet. Bei Pauſen ſpielte hier und da auch die Schnupftabaksdoſe mit. Als die höchſt beluſtigende Aufführung zu Ende war, nahmen ſämmtliche Bauern ihre Sträußchen von den Hüten und warfen ſie der Devrient zu. Darauf folgte ein Violinſolo von Kalliwoda mit ungeheuern Paſſagen, die ein Mitglied der Kapelle mit den Füßen und Beinen mit großer Virtuoſität nachahmte. Wilhelmine wollte ſich vor Lachen ausſchütten und wurde dadurch in die heiterſte Stimmung verſetzt. Sie unterhielt ſich während der Pauſen aufs lebhafteſte mit ihrem Nachbar, dem Vorſteher B. Dieſer war ein ſehr gebildeter Mann, in neuer und älterer Literatur gut bewandert, ſeinen Schiller

hatte er gründlich studirt. Dabei wußte er sich in der französischen Sprache ebenso leicht zu bewegen als in der deutschen. Daß dieser Mann Wilhelminen sehr interessant sein mußte, verstand sich von selbst. Sie flüsterte mir zu: „Das ist ja ein einziger Mensch, dieser Bäckermeister; der wäre manchem Krautjunker als Mentor zu empfehlen.“ Auf ihren Wunsch wurde nach dem Essen ein kleiner Tanz arrangirt. Die überflüssigen Tafeln und Stühle waren bald aus dem Saale entfernt. Mit Grandezza schritt sie in Begleitung B.'s auf mich zu und sagte: „Mein Herr Schwager! Ich entlasse Dich für heute Abend Deines Cavalieramtes und wähle hier meinen lieben Bäckermeister! Er sei mein Ritter und trage meine Farbe.“ Darauf nahm sie eine blaue Atlasschleife aus ihrem Haar und steckte sie B. an die Brust. „Morgen, Max“, wandte sie sich zu mir, „magst Du Dein altes Amt verwalten.“ Wie eine Grazie durchschwebte sie den Saal und aller Augen hafteten nur auf ihr.

Sie wußte in der Unterhaltung bei Jedermann das Thema zu finden, worin er heimisch war. Die Hausfrauen hatte sie besonders durch ihre Kenntniß in wirthschaftlichen Angelegenheiten gewonnen, in denen sie sehr bewandert war. Weder das Bügeleisen noch der Kochtopf waren ihr fremde Gegenstände. Sogar den Scheuer-

lappen wußte sie mit Geschick zu führen. Ich füge zur Bestätigung dessen hier ein paar kleine Anekdoten von ihr bei.

Als sie ihrem dritten Gatten, Herrn von Bock, nach Kurland gefolgt war, kommt sie eines Tags in ein Zimmer, das eben höchst nachlässig gescheuert wird. Entrüstet ruft sie aus: „Pfui! Nennt Ihr das scheuern? Weg, ich will Euch zeigen, wie man in Deutschland scheuert!“ Darauf streift sie sich die Aermel empor, kniet auf den Boden nieder und scheuert den Mägden vor.

Ein andermal kommt sie in die Küche, um die Sauce für einen Sauerbraten zu versuchen. Sie kostet und kostet und schüttelt den Kopf. Endlich sagt sie: „Dieser Sauce fehlt noch etwas, aber ich kann nicht darauf kommen, was. Halt! Jetzt hab' ich's! Lorbeerblätter fehlen noch!“ Man versichert ihr, daß dies Gewürz in der Vorrathskammer nicht vorhanden und auch aus der Nähe nicht herbeizuschaffen sei. Da ruft sie: „Sasch!*) (ein kleiner Anverwandter ihres Gatten, der ihr immer wie ein Pudel nachlief) Lauf einmal in die und die Stube, da wirst Du eine Kiste finden, bezeichnet so und so, worin meine Lorbeerkränze sind. Bring so ein Ding her, damit es doch noch zu etwas gut ist.“

*) Abkürzung für Alexander.

Leider sah und hörte ich sie zum letzten Mal im Jahre 1852, als sie mit ihrem Gatten nach Paris reiste und in Weimar sich einige Stunden aufhielt, uns zu besuchen und ihren Gatten uns vorzustellen. Ich und meine Familie fanden in letzterm einen höchst feinen und liebenswürdigen Mann. Sie sang uns noch einige Schubert'sche Lieder vor, die ihr Gatte trefflich begleitete. An Schmelz der Stimme hatte sie natürlich verloren, aber ihr dramatischer Vortrag war ebenso hinreißend wie in ihren jüngern Jahren.

Ihr Schwanengesang war für mich der „Erlkönig".

Zehntes Kapitel.

Reise nach der Schweiz.

Es war im Jahre 1842, wo die heiße Junisonne Deutschlands grüne Matten in ein düsteres Braun verwandelt hatte; Wiesen und Felder dürsteten nach Nahrung, allein der wolkenlose Himmel wollte ihren Durst nicht stillen. Mein langjähriger Freund, Generalconsul Heinrich Schletter, Besitzer des größten Seidengeschäfts in Leipzig, hatte mich zu einer Reise nach der Schweiz eingeladen und kam Anfang Juli nach Weimar, um mich abzuholen. Doch bevor ich ausführlicher über diese unsere gemeinschaftliche Reise berichte, sei es mir erlaubt, einige Worte über die Persönlichkeit meines lieben Reisegefährten, der durch seine Liebe zur Kunst auch in weitern Kreisen bekannt war, zu sagen. Schletter war von mittelgroßer, zierlicher und einnehmender Gestalt. Seine hohe Stirn umschattete braunes Haar. Aus seinen

schönen blauen Augen sprachen Wohlwollen und Herzensgüte, die er auch zu jeder Zeit an Armen und Unglücklichen bethätigte. Er konnte mit Schiller sagen: Vom Tell soll Keiner ungetröstet scheiden!" Sein Reichthum erlaubte ihm, sich mit Pracht und Luxus zu umgeben, doch that er dies mehr um seiner Freunde willen, denn für seine Person lebte er höchst einfach. Sein edler Sinn für alles Schöne wandte sich der bildenden Kunst zu, und so entstand die kostbare Sammlung von Gemälden der neuern Schule, die er testamentarisch seiner Vaterstadt Leipzig mit der Bedingung vermachte, daß fünf Jahre nach seinem Tode ein neues Museum erbaut würde, um seine Sammlung aufzunehmen. Dieselbe ist jetzt die schönste Zierde des neuen Museums. Daß Schletter sich durch fleißiges Studium echte Kennerschaft erworben, beweisen am besten die Meisterwerke, die er nach eigener Wahl angeschafft hat.

Da meinem Freunde das Schwarzathal bei Blankenburg im Thüringer Wald noch unbekannt war, nahmen wir zunächst unsern Weg dahin. Er hatte halb Europa gesehen, war aber doch überrascht von dem wunderbaren Blicke, der sich vom Tripstein, Schwarzburg gegenüber, eröffnet. Man erblickt ein kesselförmiges Thal, in dessen Mitte sich ein Felsenrücken erhebt, der ein zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts vom Fürsten von Rudolstadt

erbautes Schloß trägt. Den schmalen Rücken, der auf die Straße mündet, begrenzen einige Häuser, unter welchen sich ein wohleingerichteter Gasthof befindet. An den Fuß des Felsenrückens lehnt sich ein freundliches Dörfchen, durch welches der Forellenbach, die Schwarza, sich schlängelt. Die Höhen sind bewaldet von mächtigen Fichten, Tannen und Buchen, die hier und da von saftgrünen Matten unterbrochen werden, auf denen Morgens und Abends Hirsche und Rehe in großer Zahl weiden, da das ganze Terrain zum Wildpark eingezäunt ist. Steigt man auf die bittersdorfer Höhe, so hat man die schönste Rundschau über das ganze thüringer Gebirge nach Süden.

Bei der schönsten Abendbeleuchtung fuhren wir in Ilmenau ein, doch unser Aufenthalt beschränkte sich nur auf wenige Stunden, die hinreichten, um die Stadt und ihre Kaltwasser-Heilanstalt zu besehen. Damals lag das Bad noch in den Windeln, zur Jetztzeit steht es wohlaufgeputzt da und gewährt seinen vielen Gästen große Annehmlichkeiten durch die zweckmäßig gebahnten Wege, die nach allen schönen Punkten führen und die man der Thätigkeit der wackern Gemeindeverwaltung zu danken hat, durch die gute und billige Verpflegung, die man im Kurhaus wie in den Gasthäusern findet, durch die behaglichen Privatwohnungen und, nicht zu vergessen,

durch die Dittmar'sche Conditorei, durch welche Badegästen und Luftschnappern, wie man dort die zahlreiche Klasse derer nennt, welche nur köstliche Sommerfrische bedürfen, um sich zu erholen und zu stärken, Alles gewährt wird, was vernünftigen Anforderungen entspricht. Alles das habe ich erprobt im Jahre 1862, wo auch ich zu den dortigen Badegästen gehörte. Da erst lernte ich alle Schönheiten dieser Gegend kennen. Ilmenau kann man mit Recht die Stadt der Quellen nennen, denn fast alle hundert Schritte sprudelt einem das krystallhelle stärkende Wasser entgegen.

Unsere nächtliche Fahrt wurde vom Himmel begünstigt, da der Mond in hellster Silberpracht uns durch das ganze romantische Thal geleitete. Die Städte Hildburghausen, Coburg und Bamberg wurden ebenfalls nur flüchtig berührt, da unsere Zeit gemessen und zu unserm ersten Nachtquartier Würzburg bestimmt war.

Der Zufall wollte, daß wir auf der Tour nach Stuttgart in — wenn ich nicht irre — Oehringen dem ersten landwirthschaftlichen Vereine einige Stunden beiwohnten. Die Stadt war festlich geschmückt. An den Eingängen derselben waren Ehrenpforten erbaut, die Straßen durch Festons verbunden. Aus allen Dachluken und Fenstern flatterten Banner; weißgekleidete Jungfrauen mit Kränzen und landesfarbigen Schärpen, baus-

bäckige Söhne der Egge und des Pflugs durchwogten diese Laubengänge. Das preiswürdige, blumenumwundene Vieh, mit Tafeln an Hals und Stirn, die den Züchter nannten, wurde zur Schau durch die Straßen geführt. Freudengeschrei, Gesang und Gläserklang drangen aus jedem Hause hervor. Wir ließen uns, da wir noch kein ähnliches Fest gesehen, in den allgemeinen Freudentaumel mit hineinreißen und weilten mit Vergnügen einige Stunden unter den fröhlichen Menschen, ehe wir weiter fuhren.

Unser Postillon mußte mit Vorsicht fahren, da die Straße von weinseligen heimkehrenden Bauern ziemlich gefüllt war. Besonders amüsirten wir uns über drei alte Burschen, die auf die hinter ihnen herkommende Extrapost trotz Blasen und Peitschenknall keine Rücksicht nahmen. Fest die Arme in einander geschlungen, taumelten sie immer vor unsern Pferden von einem Chausseegraben zum andern. Endlich riß dem guten Schwager die Geduld, er sprang ab und schob die jauchzenden Burschen so sanft beiseite, daß sie in den Chausseegraben purzelten. Das brachte sie aber nicht aus ihrer fröhlichen Laune, sondern sie stimmten sofort das Lied an: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle naus".

Wir kamen den andern Morgen früh 7 Uhr in Stuttgart an und stiegen im Hotel Marquart ab.

Schletter beabsichtigte hier die königliche Gemäldesammlung in Augenschein zu nehmen. Wir fuhren demnach zunächst nach dem Rosenstein, wo mehrere renommirte Kunstwerke aufgestellt sind. Dahin gehört vor allen die Tänzerin, eine Copie nach Canova, von Hofer vortrefflich ausgeführt. Der duftige Schleier in seinem Faltenwurf, durch den man das Fleisch zu erblicken glaubt und der keine der schönen Formen des üppigen Körpers verhüllt; die schwebende Gestalt, auf die große Zehe des linken Fußes sich stützend, das edle liebliche Gesicht, das Alles ist ein Meisterwerk der Sculptur. In den Seitenzimmern des großen Saals, wo mehrere Werke von Dannecker aufgestellt waren, befanden sich unter andern zwei Bilder von Riedel: Sakontala und Judith und die berühmte Magdalena von Mans. Das erstere Bild, das sich damals einen großen Ruf erwarb, ist ein hübsches frisches Gesicht mit europäischem Teint und rothen Wangen, bis an die Hüften entblößt und mit indischem Laubwerk umgeben. Nicht das märchenhafte Wesen, sondern eine kleine verschmitzte Bauerdirne sah ich vor mir, und dennoch zog mich das lebensfrische Bild durch seine Wärme mächtig an. Judith befriedigte mich fast gar nicht. „Ohne umfassende Charakteristik, das Haupt des Holofernes in der linken, das erhobene Schwert in der rechten Hand haltend, steht sie da. Weder die

begeisterte Erretterin ihres Volkes, noch das demuthsvolle Werkzeug Gottes kann man aus diesen kalten, starren Zügen herausfinden. Die Farbenhaltung ist ebenfalls so hart, als ob Grau in Grau gemalt wäre; vielleicht mag hierbei auch der trübe Himmel von außen gewirkt haben, aber ich glaube, wenn auch tausend Sonnen ihre Strahlen darauf geworfen, sie hätten diesem Bilde keine Wärme einhauchen können. Dagegen gefiel mir die Magdalena von Mans außerordentlich. Es ist, als ob der Meißel und nicht der Pinsel diese Formen geschaffen hätte, so treten Kopf und Arme aus dem Bilde heraus.

Es wurde uns die Gunst zu Theil, auch die geheime Gemäldegallerie des Königs zu sehen, welche sich damals in der Eberhardsburg befand. Warum diese Sammlung nicht für Jedermann geöffnet wird, war uns ein Räthsel, da uns auch nicht ein obscönes Bild vor Augen kam. Zunächst sahen wir ein Werk von Schiavone: ein schlafendes Mädchen, mit einer leichten Decke bis an die Brust verhüllt. Das blauschwarze Haar ringelte sich um ihre entblößte Büste. Die langen Wimpern bedeckten zur Hälfte die blauen Augen. Ein süßes Lächeln spielte um ihren etwas geöffneten Purpurmund, unter dem eine Reihe Perlenzähne schimmerte. Der Beschauer, der seiner Phantasie Raum geben will, kann allerdings ver-

ſchiedene Motive dem Ausdruck des Geſichts unterlegen. Vielleicht iſt das auch die Abſicht des Künſtlers geweſen.

Das nächſte Bild, von Riedel, ſtellte zwei badende Mädchen dar, Blondine und Brünette. Die erſtere, von zartem Körperbau, ſitzt en face auf einem Baumſtamme. Ihre kleinen Füße ſpielen noch mit den ſilberhellen Wellen des klaren Baches; der Schooß iſt mit einem Linnentuch bedeckt. Ihr gegenüber auf einem Felſenvorſprung, die Kehrſeite dem Beſchauenden zuwendend, ſitzt die Brünette, von kräftigem Körperbau, nackt, den Ellenbogen auf das Knie, den Kopf in die Hand geſtützt. Der Unterſchied in der Hautfarbe der beiden Mädchen iſt meiſterhaft der Natur nachgebildet. Dichtes Gebüſch bildet den Hintergrund und ſchließt ſich der verſchämten Verborgenen traulich an. Ein Seitenſtück zu dieſem Bilde von demſelben Meiſter: Drei badende Mädchen, iſt bei weitem nicht ſo ſinnig entworfen und ausgeführt.

Am meiſten intereſſirte mich die Nymphe von Caracci. Ich möchte faſt glauben, daß dieſes Bild den Stoff zu Maler Müller's herrlicher Idylle „Mopſus" hergegeben. Die Nymphe iſt, den Rücken dem Beſchauer zukehrend, an einen Baumaſt gebunden. Ein Satyr ſteht mit ausgeſpreizten Beinen, gleich einem Corporal, neben ihr, um ſie zu geißeln. Die Nymphe wendet den Kopf nach

ihrem Peiniger. Nicht Schmerz und Wuth, sondern die sinnlich-heitere Komik, welcher auch der Dichter bei dieser Scene so behaglichen Ausdruck geliehen, ist in den Gesichtszügen beider zu lesen. Die weibliche Gestalt ist von schönen üppigen Formen und das Ganze in Farbe und Charakteristik vollendet.

Noch vieles Werthvolle findet man in dieser Gallerie, und es ist nur zu bedauern, daß sie aus Prüderie, wenigstens noch damals, der Oeffentlichkeit entzogen wurde. Oehlenschläger läßt in seinem „Correggio" Buonarotti sagen: „Das wahre Schöne ist nackt." Gegenbauer's Fresken im Schloß zogen uns durch ihr markig-lebendiges Colorit, durch ihre treffliche Zeichnung und Composition gewaltig an. Besonders charakteristisch ist die Gruppe, wie Herzog Ulrich auf der Flucht, seine beiden Knaben an der Hand, den führenden Bauer zur Seite, auf der Spitze des Berges steht, den Kopf zurück nach dem brennenden Wildbad gewendet. Plastik und Mimik sind dabei ganz meisterlich.

Wir besahen noch einige Privatsammlungen, unter denen die des Baron Schweizer die reichste und schönste war. Dabei ward mir oft Gelegenheit, mich von dem richtigen Blick und dem treffenden Urtheil Schletter's zu überzeugen.

Unser nächstes Ziel war Baden-Baden. Nur einige

Stunden verweilten wir in dem romantiſchen Wildbad, deſſen Lage mich lebhaft an Karlsbad erinnerte. Hatten wir in Stuttgart nur der Kunſt gehuldigt, ſo lebten wir hier im Schwarzwald nur der Natur, die uns ſo feſſelte, daß wir erſt nach Mitternacht unſer Ziel erreichten. Auf dem Wege dahin bot uns das freundliche Gernsbach, vor uns im Thale liegend, eine prachtvolle Mondſcheinlandſchaft, die durch die rauſchende Murg mit ihren Silberwellen belebt wurde.

Bei unſerer Ankunft in Baden ſprangen uns zwei Kellner mit ſilbernen Armleuchtern entgegen, der Wirth öffnete ſelbſt den Schlag und empfing Schletter mit großer Devotion, als ob er einen Fürſten begrüßte. Schletter erklärte mir das Warum dieſer Ergebenheit. „Als mich noch der Luxusteufel beherrſchte“, ſagte er, „habe ich hier mit meiner ganzen Dienerſchaft, vier meiner ſchönſten Pferde und zwei eleganten Wagen einen ganzen Sommer zugebracht. Ich gab glänzende Feſte, und der alberne Spaß koſtete mich ſo viel Geld, daß ich mir jetzt den ſchönſten Biard dafür kaufen könnte.“

Wir machten einen Raſttag in Baden, der freilich nur zureichte, um einen Spaziergang in die Lindenthaler Allee zu unternehmen und die Burg der alten Markgrafen zu beſuchen. Bei der Herabfahrt hatten wir ein kleines Abenteuer zu beſtehen. Der muthwillige alte

Kutscher schnickte mit der Peitsche sein vielleicht noch älteres Sattelpferd fortwährend auf die Croupe, sodaß dem alten Thiere endlich die Geduld ausging; es schlug aus und kam dabei über die Deichsel. Nun ging unser Phaëton, trotz seiner zwei Hemmschuhe, in sausendem Galopp immer dicht am Abgrunde hinab. Ich riß den Wagenschlag auf, um, wenn die Fahrt noch gefährlicher werden sollte, nöthigenfalls mit Schletter einen Sprung zu wagen. Mit unserer Hülfe wurden endlich die alten Gäule zum Stehen gebracht und ausgespannt, da der Hinterlauf nicht über die Deichsel zu bringen war. Dem verblüfften Kutscher gaben wir in unserm Grimme Beinamen, die gerade nicht im Kalender stehen.

Warum waren wir nicht gesprungen, da die Sache doch sehr gefährlich war? Wir hatten sonderbarerweise an den unglücklichen Herzog von Orleans gedacht, dem vor Jahr und Tag ein solcher Sprung das Leben gekostet hatte.

Nach dem Mittagsessen besuchten wir die Spielsäle; das Roulette kostete mich einige Gulden, und damit war meine Spielwuth gestillt. Ich trat in den Saal des rouge et noir ein. Hier sollte mir eine Ueberraschung werden, die mich aufs tiefste erschütterte. Es saßen mehrere Damen am Spieltisch, am obern Ende eine, die sich durch die prachtvollste Toilette und ihre Schönheit

auszeichnete. Ich erkannte sie sofort. Es war die einzige Tochter eines reichen Kaufmanns in E., die ich vor mehreren Jahren hatte kennen lernen und mit der ich öfters in Gesellschaften und auf Bällen zusammengetroffen war. Die ganze Männerwelt lag zu jener Zeit dem bildschönen Mädchen zu Füßen und sie nahm diese Huldigungen mit frivoler Leichtigkeit auf. Als einziges Kind in Luxus und Ueberfluß erzogen, gab sie sich ihren Launen hin und lebte ganz nach ihrem eigenen Willen, wodurch ihr Ruf schon damals beeinträchtigt wurde. Mitten im Freudentaumel traf sie das Unglück, daß ihr Vater Bankrott machte und nach Amerika flüchtete. Kurze Zeit darauf verließ auch sie, wie man sagte, mit einem jungen Roué, heimlich ihre Vaterstadt. Hier, wie ich erfuhr, sah ich sie als Maitresse eines abgelebten jugendlichen Greises, der neben ihr saß, wieder.

Den andern Tag sagten wir dem reizenden Baden mit seiner Spielhölle Valet und fuhren in einer Tour nach Schaffhausen.

Wir hatten von Glück zu sagen, die Stadt noch vor Beginn des Gottesdienstes zu erreichen, sonst hätten wir vor dem Thore einige Stunden warten können, da dieses, damals wenigstens, während desselben geschlossen wurde.

Natürlich war ich sehr begierig, den berühmten Rheinfall in Augenschein zu nehmen, zumal da mir von

dessen Großartigkeit beredte Schilderungen gemacht worden waren. Meine Erwartungen wurden indeß nicht erfüllt. Theils mochte die ganz außergewöhnliche Hitze, die in jenem Sommer herrschte und in Folge deren selbst größere Wasseradern fast trocken gelegt wurden, die Schuld davon tragen, theils mochte ich auch meiner Phantasie zu viel Spielraum gestattet haben. Der Fluß war so seicht, daß man die vier Felsruinen, die in Zwischenräumen über dem Falle stehen, fast bis auf den Grund sehen konnte. Erst im Pavillon, der am Fuß der Burg Laufen dicht an den Sturz gebaut ist, gewann ich einen großartigen Anblick, der meinem Traume nahe kam. Es war, als ob Millionen Diamanten der verschiedensten Färbung über mich dahinbrausten, mit einem Getöse im Gefolge, daß man wirklich sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

Noch war uns die Sonne günstig gewesen, aber schon bei Eglisau umdüsterte sich der Himmel, und wir fuhren unter einem furchtbaren Gewitter dahin, welches uns jede Fernsicht und selbst den Anblick des Züricher Sees raubte. Erst gegen Abend entwölkte sich der Himmel wieder und ich erblickte die Alpen zum ersten Male in ihrer vollen Pracht. Der alte graue Mythen stand wie eine Vorhut vor diesen himmelstürmenden Schneehäuptern. Ein günstiges Geschick lagerte zerrissene

duftige Wolken vor die untergehende Sonne und brachte dadurch das regenbogenartige Gletscherglühen hervor — ein Anblick, der bekanntlich nicht jedem Schweizerreisenden zu Theil wird. Der See war von dem Gewitter her noch etwas aufgeregt, bald aber beruhigte auch er sich und lag nun wie ein glatter grünblauer Spiegel mit seiner Umgebung von schönen Landhäusern, saftigen Reben und Dörfern vor meinen entzückten Blicken.

Wir wohnten in Zürich im Schwert, Schletter's langjährigem Absteigequartier, das einen Vorsprung an der untern Limmatbrücke bildet, von wo aus man den See und den Hintergrund, die Glarner Alpen, ziemlich übersehen kann. Unser freundlicher Wirth rieth mir, mich frühzeitig wecken zu lassen, denn wir würden wahrscheinlich einen prachtvollen Sonnenaufgang haben. Früh um halb vier Uhr saß ich schon im Speisesaal vor dem Fernrohr, das den See und den Hintergrund bestrich. Eine ernste Sabbathstille lagerte noch auf der Natur; nur die Limmat und der vordere See waren durch einige Kähne belebt. Die Schneeberge lagen wie ein Luftbild in weißgrauen Umrissen vor mir. Nach langem Harren kündete endlich ein schwaches Licht im Osten die Königin des Tages an, die zunächst die Spitzen der Schneekolosse mit goldenen Kronen krönte und nach und nach ihre Riesenleiber mit einem Purpurmantel bedeckte. Es

war ein wahrhaft bezaubernder Anblick! Was ist alle Kunst gegen solch ein Bild der Natur? Bei einem Werk von Menschenhand reichen zwei Augen, bei den Werken des Schöpfers aller Welten nicht Millionen zu.

Nach Tische bestiegen wir den Uetliberg, auf dessen Kulm sich ein großes, im Schweizerstile erbautes Wirthshaus befindet. „Hier laßt uns Hütten bauen!" rief ich voll Entzücken aus, als sich vor meinen Blicken das prachtvolle Rundgemälde entrollte. Hier erfuhr ich zuerst, daß alles Augenmaß in der Schweiz aufhört. Der Pilatus und Rigi drängten sich so nahe heran, daß ich vermeinte, sie in wenigen Stunden besteigen zu können. Der letztere wird der Vater des Uetli genannt, ob mit Recht oder Unrecht, kann ich nicht ermessen, da mir nicht vergönnt war, dem Herrn Vater meine Aufwartung zu machen, was ich sehr bedauerte. Als ich bereits die Wunderwelt verlassen, kam ich mir vor wie jener Tourist, der in Rom gewesen war und den Papst nicht gesehen hatte.

Ein zweiter Belustigungsort der vornehmen Welt war der Baugarten, ein von geebneten Wegen durchschnittener, bepflanzter Platz mit prachtvoller Aussicht auf den See. Hier tranken wir gewöhnlich nach Tische unsern Kaffee. Eines Tages kamen wir sehr frühzeitig dahin. Es war noch kein Gast da; der Wirth stand vor

dem mächtigen Tubus, der den See beſtrich. Er rief uns herbei und machte uns auf einen ſchwarzen Punkt mitten im See aufmerkſam. Mit Hülfe des Fernrohrs wurden wir Zeugen eines ſeltſamen Rendezvous. In einem Kahne ſaß ein junger Mann und ein Mädchen, nach ihrer Tracht eine Bernerin, wie ein Taubenpaar dicht aneinander geſchmiegt. Das Rohr war ſo gut, daß wir faſt die Geſichtszüge erkennen konnten. Es war ein hübſches Pärchen, aber die Liebe allein ſchien ſie nicht ſatt zu machen, denn vor ihnen ſtand ein Korb, aus dem ſie wacker zulangten und es ſich ſchmecken ließen, wobei ich dem hübſchen Mädchen nur wünſchte, daß der Nektar nicht am Züricher See gewachſen ſein möchte. Der Burſche hatte übrigens ſeine Stellung bis auf den verrätheriſchen Tubus gut wahrgenommen, denn weder vom rechten noch vom linken Ufer konnte man ſehen, was im Kahne vorging. Neue Gäſte kamen und verſcheuchten uns unberufene Beobachter.

Charlotte Birch-Pfeiffer, unſere gemeinſchaftliche Freundin, hatten wir flüchtig in Baden begrüßt; hier ſuchten wir ſie in ihrer ländlichen Villa am See auf. Die Räume des freundlichen, mit Aprikoſen und Weingeländen umgebenen Bauerhauſes hatte ſie echt künſtleriſch eingerichtet. Ueberall trat uns ein feiner Sinn entgegen. Schletter gehörte zu ihren beſten und treueſten

Freunden. Ich hatte sie im Jahre 1818 in Prag kennen lernen, wo sie das Fach der ersten Liebhaberin bekleidete, wozu ihre plastische, schlanke Gestalt sich ganz besonders eignete. Ihr Körper war so edel geformt, daß man sich kein schöneres Modell für eine Juno denken konnte.

Sie empfing uns mit großer Herzlichkeit. Zwei liebliche Mädchen, Töchter ihrer Schwester, Marie und Mathilde Herlin, deren Bruder, Dr. Herlin, ich schon in Stuttgart als einen feinen liebenswürdigen jungen Mann hatte kennen lernen, standen ihr zur Seite. Marie, die ältere, trug die edlen Gesichtszüge ihres Bruders, und ihre junonische Gestalt erinnerte mich lebhaft an die Jugend ihrer Tante. Das Bauerhaus lag dicht am linken Ufer des Sees, wir fuhren daher zu Wasser dahin, dessen Klarheit bis auf den Grund sehen ließ. Eine große Zahl der Bewohner dieses Elements hatte einen Kreis gebildet, wie die Störche auf einer Wiese, und schien sich eine wichtige Geschichte zu erzählen. Ich nahm rasch die große Ruderstange, um wie ein deus ex machina unter sie zu fahren, aber, o Jammer! der Herr deus wäre beinahe über Bord gefallen. Mein Augenmaß hatte mich hier wie auf dem Uetli getäuscht. Nichts als einen nassen Aermel trug ich davon, die Fischchen aber wickelten ruhig ihr Gespinst ab.

Da der Abend so schön war, machten wir mit den

jungen Damen — ihre Tante ward durch Theatergeschäfte abgehalten — eine kleine Fußtour auf den Zürichberg, der eine höchst umfassende Aussicht gewährt, die von der Abendsonne beleuchtet wurde.

Charlotte Birch-Pfeiffer war im Jahre 1838 nach Zürich gekommen und hatte durch ihre trefflichen Darstellungen das Publikum so enthusiasmirt, daß man ihr die Leitung des dortigen Theaters anbot, die sie auch übernahm und durch ihre Sachkenntniß und ihren geistigen Ueberblick ein Ensemble aufstellte, wie es die Züricher nie gesehen hatten. Schade, daß sie diesen Beruf nicht weiter verfolgte, daß man sie nicht an die Spitze einer bedeutendern Hofbühne berief, wo ihr große künstlerische und pecuniäre Mittel zu Gebote gestanden und sie gewiß noch ganz Anderes geschaffen haben würde. Sie allerdings hat durch ihren Rücktritt gewonnen. Wo hätte sie als Directrice die Zeit hernehmen sollen, solche Thätigkeit in der dramatischen Literatur zu entwickeln? Vom ästhetischen Standpunkt aus sind allerdings viele ihrer Stücke zu tadeln, das weiß sie eben so gut wie die Herren Aesthetiker. Sie ist die Tochter ihrer Zeit und kennt den Geschmack des jetzigen Publikums. Diese Kenntniß hat ihr reichlichen Gewinn gebracht und den Schauspielern höchst dankbare Rollen. Der große Haufe will unterhalten und gerührt

sein und fragt sehr wenig nach dem ästhetischen Werth eines dramatischen Werkes. Aber selbst die strengsten Richter müssen zugestehen, daß sie manches Werthvolle geschrieben, das sich noch lange auf dem Repertoire erhalten wird, wenn unsere deutschen Bühnen nicht eine ganz andere Richtung einschlagen. Das ebenfalls werden ihre Gegner eingestehen müssen, daß kein Dichter der Jetztzeit die Bühnenwirkung so genau kennt und effectvolle Stellen oder Scenen so naturgemäß herbeizuführen vermag.

Von Zürich nahmen wir unsern Weg über Bern, Freiburg und Vevay nach Genf, wo wir nach Verabredung mit der Familie Preußer aus Leipzig und Arles aus Lyon zusammentrafen.

In Bern hielten wir einen Rasttag und sahen uns das Sehenswertheste an. Vor allem interessirte mich die Münsterterrasse, von wo aus man einen wunderbaren Blick auf die Jungfrau, den Eiger und die ganze Kette des Berner Oberlandes hat. Diese Plattform, die mit schönen Bäumen bepflanzt und früher ein Kirchhof gewesen ist, enthält noch eine Merkwürdigkeit, eine Gedenktafel in der Mauerbrüstung, welche bezeugt, daß ein Student der Theologie Namens Weinzäpfli im Jahre 1654 mit einem schönen Pferde über die Brüstung in den Abgrund gesetzt sei. Ob er, um seinem Namen Ehre zu machen,

oder das Pferd noch trunkener gewesen ist, will ich dahingestellt sein lassen. Gewiß ist, daß er ohne Schaden davonkam und noch dreißig Jahre das Pfarramt in einem nahen Dorfe bekleidete. Wie aber das arme Thier ausgesehen haben mag, davon sagt die Chronik nichts.

Unser nächster Gang führte uns zum Bärenzwinger. Ein großes Viereck, etwa 30 Fuß im Durchmesser und 20 Fuß tief, ist die Wohnung des Herrn Petz und seiner Gemahlinnen, oder waren es Mutter und Tochter. Der große Bengel war recht ungalant gegen das schönere Geschlecht und schnappte alle Leckerbissen, die in Aepfeln und Kuchen bestanden und die wir ihnen zuwarfen, mit einem entsetzlichen Brummen, vor dem die schüchternen Wesen die Flucht ergriffen, ihnen vor der Nase weg. Auch ein Wasserbehälter und ein Baum befanden sich im Zwinger, damit die Familie Petz das Waschen und Klettern nicht verlerne.

Das naturhistorische Museum bietet viele Merkwürdigkeiten, unter andern einen Lämmergeier von ungeheurer Größe. Ich wurde beim Beschauen dieses Riesenvogels an Georg Döring's reizende Novelle „Der Führer im Oberhaslithal" erinnert, worin der Kampf eines Menschen mit einem solchen Thiere höchst interessant beschrieben ist.

Die riesige Drahtbrücke bei Freiburg, die von der

Berner Straße unmittelbar in die Stadt führt, setzte mich in Erstaunen. Ich mußte mir dies Wunderwerk näher betrachten und stieg aus dem Wagen; mir schwindelte, als ich den Abgrund, in welchem die Saane fließt, vor mir sah. Die Brücke ist unter der Leitung des französischen Ingenieurs Chaley in den Jahren 1833 und 1834 erbaut worden. Sie schwebt in freier Luft 153 Fuß über dem Abgrund. Vier mächtige Seile, aus viertelzölligem Draht zusammengeflochten und 1200 Fuß lang, tragen sie. Die obenlaufenden ruhen auf vier Pfeilern, die auf beiden Ufern angebracht und auf dem rechten in den Felsen, auf dem linken in das Souterrain eines Hauses eingerammt sind. Die Tragkraft dieser 818 Fuß langen Brücke soll so groß sein, daß sie ohne Gefahr mit Frachtwagen und Menschen gefüllt sein kann.

Leider erlaubte uns nicht die Zeit, das große Orgelwerk zu hören, da wir noch vor Abend Vevay erreichen wollten. Auf der Straße dahin konnte ich mich nicht genug über den schönen Haarwuchs der Waadtländerinnen wundern, der höchst geschmackvoll in ein großes Nest am Hinterkopf mit Bändern zusammengeflochten war, bis mir eine alte Frau den Staar stach, unter deren blondem Nest ein grauer Scheitel hervorlugte. Unser Kutscher sagte mir, daß das hier allgemein gebräuchlich sei und daß die Nester in Straßburg verfertigt würden. Wie

kann man nun den vornehmen Damen verdenken, daß sie sich mit falschem Haar schmücken, wenn sogar Bäuerinnen dieser Eitelkeit fröhnen!

Als wir auf der Höhe von Vevay angelangt waren, lag vor meinen entzückten Blicken nach Genf zu der alte Leman in sein blaues Gewand gehüllt, während aus dem Rhonethal ein großartiges Gewitter heranzog und bereits dem alten Burschen Kopf und Nacken mit einem schwarzgrauen Schleier umzogen hatte, durch den feurige Zungen herabschossen, um in der blauen Flut zu verschwinden. Mitten durch diese glühenden Schlangen sahen wir bei der Herabfahrt eine schwarze Rauchsäule brechen, die sich nach und nach zu einem mächtigen Dampfer gestaltete. Es war ein majestätischer Anblick, wie das Schiff so ruhig seinen Weg fortsetzte, ohne sich um das furchtbare Unwetter zu bekümmern.

Wir kehrten im Hotel Monnet ein, damals wenigstens das comfortabelste der ganzen Schweiz, ein dicht am See fürstlich gebautes Haus mit einer reizenden Gartenterrasse, von der man zu den Gondeln gelangen kann. Wir konnten nur noch ein Zimmer im vierten Stock erlangen, was wir mit einigem Mißmuth vernahmen; und doch war das Geschick uns dabei günstig, denn das prachtvolle, bis in die obersten Räume mit den

schönsten Blumen geschmückte Treppenhaus war sehenswerth und die Aussicht oben entzückend.

Eine höchst angenehme Sitte war es, daß die ganze Hausgenossenschaft sich beim Frühstück im großen Speisesaale versammelte, wobei besonders die schönste Morgentoilette entfaltet wurde. Ein Engländer, den ich schon am vorigen Abend als Angler auf der Terrasse hatte stehen sehen, war schon am frühen Morgen auf dem Platze und angelte. Einige Schritte hinter ihm stand sein Diener. Es war höchst possirlich anzusehen, wie er, ohne den Kopf zu wenden, dem Diener die gefangnen Fische zuschleuderte, dieser sie schnell enthakte, auf den Rasen warf und dann wie sein Herr wieder die steife Haltung annahm. Die ganze Scene war automatisch, nur die emporschnellenden Fische auf dem Rasen brachten einiges Leben hinein. Dieser John Bull bewohnte seit zwei Monaten vier Zimmer in der ersten Etage mit seiner Familie. Seine Damen machten jeden Tag Ausflüge zu Wasser oder zu Lande, er aber angelte von früh bis Abends. Auf meinen Wunsch hielten wir einen Rasttag hier.

Als die Dunkelheit eintrat, versammelte sich die Gesellschaft im Speisesaal und einem Nebenzimmer, worin ein leidlicher Flügel stand, der von zwei sehr hübschen jungen Damen, die man mir als die Töchter

des Anglers bezeichnete, später benutzt wurde. Zunächst spielten sie vierhändig das Andante aus Beethoven's A-dur Symphonie und zwar ganz allerliebst. Dann sang die eine zwei Lieder von Mendelssohn mit wenig Vortrag, aber die schöne Mezzo-Sopranstimme half über diesen Mangel weg. Vereint trugen beide das kleine Duett „Das ist der Tag des Herrn" vor. Auch die zweite hatte eine sehr schöne Altstimme.

Am andern Morgen, als die Sonne kaum die savoyer Alpen küßte, war ich aus den Federn, kleidete mich rasch an und eilte an das Ufer des Sees, um meine glühende Brust von der drückenden Schwüle der Nacht zu befreien. Ich verfolgte die Straße, die nach Clarens führt, wo Rousseau seine „Neue Heloise" geschrieben. Trotz des schweren Gewitters am vergangenen Abend waren Gebirge und See ziemlich nebelfrei. Ich fühlte ein großes Verlangen, mich in die blaue Flut zu stürzen, um meine Glieder noch mehr zu kräftigen, als es die frische Luft schon that, wurde aber von zwei Damen, die den Weg daherkamen, den ich genommen, abgehalten. Ich erkannte bald in ihnen die beiden hübschen Engländerinnen, die so nett gesungen und sogar die deutschen Worte so schön dabei ausgesprochen hatten. Ich bin nie verlegen gewesen, neue Bekanntschaften zu machen, und war keck genug, mich ihnen vorzustellen und

ihnen für den Genuß, den sie mir bereitet hatten, zu danken. Sie sprachen sehr gut deutsch. Im Gespräche stellte sich heraus, daß sie in einer deutschen Pension erzogen waren. Mein Name war ihnen nicht unbekannt, da sie mich das Jahr vorher in Weimar als Vampyr gesehen hatten, und dies war wohl die Ursache, daß sie weniger zurückhaltend waren. Unser Gespräch drehte sich während des Rückwegs hauptsächlich um Musik. Mehrere deutsche Liedercomponisten, auch Schumann, waren ihnen bekannt, nur der unsterbliche Franz Schubert nicht; ihr Liebling war Mendelssohn. Ich versprach ihnen, sie mit Schubert bekannt zu machen, und sang während der heißen Mittagszeit ihnen den „Lindenbaum" und „Am Meer" vor. Die Kunst hatte uns näher zusammen geführt und ich fand namentlich in der Jüngern eine liebenswürdige Natürlichkeit. Sie winkte mir am andern Morgen bei unserer Abfahrt mit dem Taschentuche noch ein Lebewohl zu. Der Angler stand wieder an seinem Platze, und ein kurzes Kopfnicken sagte uns, daß er Notiz von unserer Weiterreise genommen.

Der Rasttag in Vevay war schuld, daß ich Lausanne nicht kennen lernte, denn bei unserer Reise war fast jeder Tag berechnet. Wir stiegen in Genf im Hotel des Bergues ab, wo wir unsere Freunde, Preußers und Arles, vorfanden. Schletter ließ sich sofort bei Calame

anmelden, um das Bild: Ein Schweizer Bergsturm, zu sehen, das in Paris ausgestellt gewesen, trotz des Beifalls, den es gefunden, aber nicht verkauft worden war, und forderte uns auf, ihn dahin zu begleiten. Der Meister, ein hageres Männchen von mittlerer Größe, einen Schirm über den Augen, empfing uns in seinem Atelier. Sein Benehmen und seine Bescheidenheit erinnerten mich an Dannecker; auch daraus konnte man den wahren Künstler erkennen. Das Bild in seiner Composition und Ausführung machte auf uns alle einen gewaltigen Eindruck. Da war keine Spur von gewaltsamen Lichteffecten; groß und einfach war die erhabene Natur wiedergegeben. Ohne zu handeln, gab Schletter den geforderten Preis, 4500 Francs, und das Bild wurde eine der schönsten Zierden seiner Gallerie. Ein zweites Bild, was kaum untermalt war und einen Sonnenuntergang darstellte, stand auf der Staffelei und war für den König von Würtemberg bestimmt. Calame sagte uns, daß er nur ungern diese Bestellung übernommen; die Kunst hätte ihre Grenzen. Sonne und Mond getreu wiederzugeben, wäre noch keinem Sterblichen geglückt, und er würde nicht der erste sein. Nicht nur der sinnige, große Künstler zog mich aufs lebhafteste an, auch der einfache, liebenswürdige Mensch. Der arme Mann litt damals an einem Augenübel und trug deshalb den

grünen Schirm, der fast sein Gesicht bedeckte; doch muß sich dieses Leiden bald gegeben haben, da er seit jener Zeit noch so viele Meisterwerke geschaffen hat.

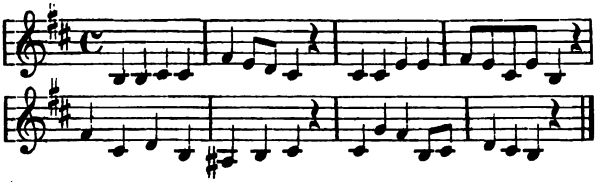
Außer Rousseau's Denkmal auf der Insel und einigen Straßen habe ich in Genf nichts gesehen, da wir den andern Tag in Gemeinschaft mit unsern Freunden die Weiterreise nach dem Arvethal fortsetzten. Auf dem Wege nach St.-Martin begegneten wir einem Leichenzuge. Nach südlichem Gebrauch war der Sarg offen und der Todte nur mit einem leinenen Tuche bedeckt. Die gemietheten Heulweiber in weißen Schleiern, die hinter dem Sarge gingen, thaten ihre Schuldigkeit. Dann folgte der Geistliche, das Haupt mit einer thurmähnlichen schwarzen Mütze bedeckt, deren drei Etagen, gleichwie seine Gewänder, mit weißen Quasten verziert waren. Ihm zur Seite gingen zwei Chorknaben mit Rauchfaß und Weihwedel. Als der Zug herankam, ließen wir halten, standen auf, nahmen unsere Mützen ab und machten eine tiefe Verbeugung. Dafür erhielten wir auch einigen Weihrauch und den Segen des Priesters.

Der schönste Abend empfing uns zwar in St.-Martin, doch die Schneeberge waren in duftige Wolken eingehüllt; indeß versicherte uns der Wirth, daß diese beim Sonnenuntergange sich verziehen würden, und das war für mich und die Damen, die wir den Montblanc noch nicht gesehen

hatten, doch ein Troſt. Kaum daß wir aus dem Wagen geſtiegen waren, gingen wir über die Arvebrücke nach Sallenches, was leider kurz zuvor abgebrannt war und nur geſchwärzte Mauern zeigte, dann einer Matte zu, von wo aus man den beſten Blick nach dem Montblanc haben ſollte. Hier lagerten wir voller Erwartung uns auf dem ſmaragdgrünen Raſen. Das Thal mit ſeinen Felſen und bewaldeten Bergen lag noch im Sonnenſchein, ja ſelbſt die Urenkel des Schneerieſen lächelten uns mit roſigen Geſichtern an, nur der alte Herr mit ſeinen erwachſenen Kindern hielt ſich eigenſinnig noch verborgen. Endlich, als es ſchon im Thal zu dunkeln begann, legte ein Rieſe nach dem andern ſeine Haube ab, und wenn ſolch ein Schneehaupt ſichtbar wurde, riefen wir Uneingeweihten: „Der Montblanc! Der Montblanc!“ Als aber der Beherrſcher aller europäiſchen Schneekönige ſelbſt hervortrat, um von der Sonne den Scheidekuß zu empfangen, da verſtummte jeder Mund und ich mußte bei mir denken: „Hier hat ſich Gott ſeine ſchönſten Altäre ſelbſt erbaut, wie ſie kein Sterblicher zuſammenfügen kann; denn wer hier nicht an ein höheres Weſen glaubt, wird noch weniger in einer Kirche daran glauben.“

Während der Zeit der Erwartung dieſes erhabenen Schauſpiels ſang auf einer Nebenmatte ein Knabe, der dort ſeine Ziegen weidete, ein ſavoyiſches Lied. Vom

Text verſtand ich freilich nichts, aber die Melodie, die er immer wiederholte, machte mich aufmerkſam. War es meine erregte Stimmung, in der ich die Melodie ſo reizend fand, oder die wunderbar ſchöne Altſtimme des Knaben, genug, ich holte meine Schreibtafel heraus und ſchrieb die muſikaliſchen Phraſen auf; ſie lauteten:



Den andern Tag machten wir auf dem Wege nach Chamouny einen kleinen Abſtecher nach dem romantiſchen Schwefelbad St.-Gervais, deſſen Quelle 32° Wärme halten ſoll. Es liegt in einer Schlucht, in welche die Sonne nur von elf bis ein Uhr dringt. Die ganze Breite deſſelben füllt ein großes Haus aus, das hundert Zimmer faßt; um in der Schlucht vorwärts zu kommen, muß man durch daſſelbe hindurchgehen. Hinter dem Hauſe ſtürzt ein mächtiger Waſſerfall in verſchiedenen Abtheilungen von den Felſen herab, deſſen Brauſen faſt die Sinne betäubt.

Der Weg nach St.-Servoz war nicht ohne Gefahr, da ein ſtarkes Gewitter die ohnehin ſchlechte Straße einige Tage vorher zerriſſen hatte; unſer leichter, nur drei Perſonen faſſender Wagen brachte uns jedoch glück-

lich über den nothdürftig zusammengeflickten Weg. Als wir aber auf der Höhe vor dem freundlichen Dörfchen angelangt waren, erwartete uns der Lohn für alle Mühsal. Die Schneeberge und besonders der Montblanc lagen in blendender Pracht vor uns. Hier war es, wo ich zum ersten Mal einen Gletscher und zwar den am seltsamsten geformten, den de Bosson erblickte. Das Ding sah aus, als ob ein Kaufmann Zuckerhüte enthüllt und sie in Reihen aufgestellt hätte. Wie mußte ich aber staunen, als ich Abends vor diesen Zuckerhüten stand und sie in mächtige Eisthürme verwandelt fand!

Verabredetermaßen trafen wir im Hotel de l' Union Felix und Paul Mendelssohn mit ihren Frauen. Unsere Gesellschaft bestand nun aus elf Personen, und Frohsinn und Heiterkeit nahmen in unserer Mitte Platz. Der unvergeßliche Felix war die Seele des Ganzen. Er war der Abendstern, dessen Licht uns erfreute und belebte. Für den folgenden Tag wurde eine Partie auf den Montanvert beschlossen und ausgeführt, obgleich der Himmel, der Tags zuvor so hold lächelte, sich in ein abscheulich graues Gewand gehüllt hatte.

Die ältern Damen bedienten sich der Sänften, die jüngern sicherer Maulthiere, wir Männer unserer Alpenstöcke. Felix war immer allen voran und sprang wie eine Gemse von einem Fels zum andern. Sein

Costüm bestand aus einem italienischen Strohhut, schwarzem Frack und schwarzen Beinkleidern, weißer Weste und Halsbinde. Er hätte, bis auf Hut und Alpenschuhe, sofort bei Hofe erscheinen können. Wir Andern nahmen uns neben ihm sehr unelegant aus.

Da stand ich nun vor dem Riesengletscher, der sich bis ins Thal erstreckt und den Anblick gewährt, als sei ein Meer plötzlich im Sturm gefroren. Wir Männer stiegen das steile Ufer hinab und gingen einige Hundert Schritt auf so einer Eiswelle dahin, zu beiden Seiten mächtige Spalten, theilweise mit Wasser gefüllt, theilweise in den Abgrund gehend. Ich befand mich wie in einer andern Welt. Nichts fehlte als die Sonne, um das erhabene Schauspiel ganz zu genießen. Aber der Himmel war so duftig-düster, daß man keine Fernsicht gewinnen und nur die nahen Felsenspitzen, an denen kein Schnee haftete, sehen konnte. Wenn das Unternehmen vom Sonnenschein begünstigt wird, mag man einen andern gleichen Anblick wohl selbst in der Alpenwelt vergeblich suchen. Auf unserm Rückwege, nachdem wir ungefähr eine Stunde gegangen, kamen wir an eine Lichtung des Waldes, von wo aus wir die Grotte des Arveron in der Thaltiefe sahen. Ich glaubte eine Eislaube zu erblicken. Schletter und Arles erfüllten meinen Wunsch, wir nahmen unsern Weg direct hinab,

denn in höchstens einer Viertelstunde mußte er zurückgelegt sein. Hier sollte ich von neuem erfahren, daß alles Augenmaß in dieser Wunderwelt aufhört. Wir gingen oder sprangen und rutschten vielmehr mit Hülfe unserer Alpenstöcke und einiger Bäume, die wir als Anhaltepunkte benutzten, fast eine Stunde lang, ehe wir im Thale ankamen; dort brachen wir erschöpft zusammen, weil die Beine uns nicht mehr trugen. Wie ein brüllender Löwe stürzte der Arveron aus dem mächtigen Eisthor von wenigstens 70 Fuß Höhe hervor, die mitgeschleppten Fels- und Eisblöcke wüthend gegen die schon im Bett liegenden schleudernd. Man glaubte ein fernes Artilleriefeuer zu hören.

Nach dem Mittagsessen suchte Jeder ein stilles Plätzchen, denn die Tour war, besonders für uns drei, sehr anstrengend gewesen; auch verbot ein heftiges Gewitter jedes weitere Unternehmen. Abends versammelten wir uns wieder und verkürzten uns die Zeit mit heitern und düstern Mittheilungen selbst erlebter oder gehörter Abenteuer. Untern andern erzählte Arles eine Begebenheit, die sich auf dem Eismeere vor wenigen Jahren zugetragen.

Zwei junge Franzosen aus Lyon von 19 und 17 Jahren wollten mit ihrem Hofmeister den Jardin du Montblanc besteigen, der sich in das Mer de glace hineinschiebt,

eine Matte, auf welcher die schönsten Alpenblumen wachsen sollen. Sechs Führer begleiteten sie. Kaum sind sie einige Hundert Schritte vom Montanvert entfernt, als der Jüngere über eine breite trockene Spalte zu kurz springt und hinabstürzt. Entsetzen lagert sich auf allen Gesichtern, und mit einem verzweiflungsvollen Schrei will der Aeltere sich ihm nachstürzen, wird aber zurückgehalten. Schnell eilt ein Führer zum Montanvert zurück, um Rettungsseile zu holen. Währenddessen umstehen alle lautlos die Kluft; da ertönt endlich ein leises „Ach!" und dann ein stärkerer Hülferuf aus der Tiefe. Neue Hoffnung. Kaum sind die Seile da, so läßt einer der Führer sich hinab und findet den jungen Mann in nicht beträchtlicher Tiefe auf einer Eisbrücke liegen, die sich erst durch einen Schneefall vor wenigen Tagen gebildet haben mochte; neben derselben klaffte der Abgrund. Es gelang, den jungen Mann emporzuziehen; er hatte nur einen Beinbruch und eine nicht bedeutende Kopfverletzung erlitten und wurde geheilt.

Die lebhaft vorgetragene Geschichte hatte bei den Damen Schauder und Rührung erregt; darum war es nicht unwillkommen, daß ich aus meinem Anekdotenvorrath manches lustige Stück zum Besten gab; die andern Herren thaten desgleichen, und so waltete bald wieder die heiterste Stimmung vor.

Das Gewitter hatte sich in der Nacht ausgetobt, und der heiterste Himmel begrüßte uns am andern Morgen. Schletter, Arles und ich nahmen unsern Weg über den Col de Balme, die andern Herrschaften über die Tête noire; in Martigny trafen wir wieder zusammen. Vom Col de Balme (7090 Fuß über dem Meere) hat man ein Rundgemälde der großartigsten Natur. Hier steht man im Mittelpunkt der Wunderwelt und überschaut das grüne, reizende Chamounythal der Länge nach, wie es durchflossen wird von seinen stürmischen Gletscherströmen, die erhabene Domkuppel des Montblanc und die Granitthürme, die ihn umgürten. Rückwärts gewandt, leuchtet die weiße Krone des Berner Oberlandes herüber, deren Zacken von der Jungfrau, dem Finsteraarhorn und andern riesigen Gesellen gebildet werden.

Nachdem wir uns durch kräftige einfache Kost und eine Flasche Burgunder gestärkt hatten, die beiläufig gesagt nur zehn Franken kostete, stiegen wir zum Thal Trient hinab. Der Weg war sehr mühselig, denn das gestrige Gewitter hatte mehr als hundertjährige Tannen auf unsere Bahn geworfen, über die wir wegklettern mußten. Um so angenehmer war der Weg über den Forclaz (4687 Fuß über der Meeresfläche) mit seinen saftgrünen Matten, die von einem dahinfließenden kleinen Bache durch Kanäle befruchtet werden. Kurz vor Mar-

tigny ſollte mir der ſchauerliche Anblick eines Cretins werden. Ein Kerl, einige Ochſen treibend, kam dahergezogen, deſſen Kopf beſſer auf die Schultern eines Rieſen gepaßt hätte, als auf die Geſtalt eines auszehrenden Knaben. Struppiges Haar wie Borſten bedeckte ſeinen Scheitel, die Augen ſtierten glanzlos. Wenn nicht der dicke Leib geweſen wäre, hätte die unglückſelige Creatur nicht zehn Pfund Fleiſch an ihrem Körper haben können, ſo dünn waren Arme und Beine, die affenartige Füße trugen.

Mendelsſohns und Preußers waren bereits in Martigny angekommen. Vor dem Hotel ſaß ein alter Herr, welchen ich nach näherer Prüfung als den Grafen H. erkannte, der mir bei meinem letzten Gaſtſpiel in Breslau ein lieber Gönner geweſen. Den armen Mann hatte ein großes Mißgeſchick betroffen. Er war am 6. Auguſt, wo ein ſchweres Gewitter durch die ſüdliche Schweiz raſte, mit ſeinen beiden Töchtern und Dienerſchaft von Aoſta über den großen Bernhard gegangen. Bei Sombrancher unweit Martigny erreichte ſie daſſelbe; ein Blitzſtrahl machte das Maulthier der jüngern Gräfin ſcheu; ſie ward abgeworfen und brach das Bein. Mit Mühe hatte man ſie nach Martigny gebracht, in einen Ort, wo kein friſcher Trunk außer Gletſcherwaſſer zu haben iſt, wo alle Quellen wie mit Tinte verſetzt ſchmecken. Dieſe Wohlthat mußte die Arme in ihren Schmerzen entbehren.

Den andern Tag trennte sich unsere Gesellschaft abermals. Schletter und ich fuhren über den Simplon dem Lago Maggiore zu, die Andern gingen über die Gemmi nach Interlaken.

Das Rhonethal, soweit ich es habe kennen lernen, bietet außerordentlich schöne Punkte, der schönste aber in seinem romantisch-idyllischen Charakter war für mich das alte, noch römische Bauwerke aufweisende Sitten. Ein Thurm der Art trägt eine Inschrift zur Verherrlichung des Imperators Augustus. Von einer mit Bäumen bepflanzten Wiese ist der Blick auf die beiden Burgen Tourbillon und Valeria imposant und höchst malerisch. Die erstere, ein ehemaliger Bischofssitz, wurde im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut und von den Franzosen 1798 zerstört. Die zweite, aus der Römerzeit stammend, von dem Feldherrn Valerius erbaut, ist noch bewohnt. Von der Römerzeit sind aber hier nur wenige Mauern übrig. Die Gebäude gehören größtentheils dem Mittelalter an. Am Fuße dieser beiden kolossalen Felsen stehen die prachtvollsten Paläste und Kirchen. Der Blick auf diese Landschaften war so schön, daß ich mich nur schwer trennen konnte.

Bei Turtmann hatten wir das Vergnügen, durch die Rhone zu fahren, die sich über die Chaussee gebreitet hatte, was in heißen Sommern öfters geschehen soll. Zur

Sicherheit ſind auf beiden Seiten weiße Stangen angebracht, auf denen die Höhe des Waſſers angegeben iſt. Gegen ſieben Uhr Abends kamen wir in Brieg am Fuße des Simplon an. Bis zum Abendeſſen blieb uns noch Zeit genug, um eine Wanderung in eine der nächſten romantiſchen Schluchten zu machen, die fächerartig den Simplon umgeben. Vor uns her gingen ein paar junge hübſche Walliſerinnen, die, als ſie an einen Felſenvorſprung kamen, niederknieten. Wir vermutheten ein Heiligenbild dort, als ein langer, hagerer Jeſuit in ſeinem ſchwarzen Gewande und großen runden Hut hinter demſelben hervortrat. Die Mädchen küßten erſt den Saum ſeines Mantels, dann ſeine ſegnenden Hände. Dieſe knechtiſche Demuth der Dirnen und die Scheinheiligkeit des Prieſters, aus deſſen Augen mehr Lüſternheit als Frömmigkeit leuchtete, machte einen ſolchen widerlichen Eindruck auf uns, daß wir raſch an der Gruppe vorübereilten.

Die Eilpoſt hatte während unſerer Abweſenheit noch viele Gäſte gebracht, und die Abendtafel war reich beſetzt. Auch ein paar Dresdnerinnen, die bereits den Schneider hinter ſich hatten, waren zugegen und ſtellten fortwährend Vergleiche zu Gunſten der Sächſiſchen Schweiz an. Dieſer Patriotismus war wahrhaft rührend, und ich hätte ihnen gleich die Cour gemacht, wenn ſie nicht gar zu häßlich geweſen wären. Die eine hatte einen kleinen Verdruß

auf der rechten Achsel und die andere sah mit dem linken Auge nach Norden und mit dem rechten nach Süden.

Vor jedem Couvert standen zwei Krystallflaschen mit lichtrothem und gelbweißem walliser Muskateller. Letztern hatte ich schon bei der Ankunft erprobt und ihn vortrefflich befunden, jetzt versuchte ich auch, um meine Weinkenntniß zu erweitern, den lichtrothen und war Frevler genug, den gelbweißen noch darauf zu setzen. Die Folge davon war eine schlaflose Nacht. Auch die große, aber kaum acht Fuß hohe Stube konnte Theil daran haben.

Die Simplonstraße machte auf mich einen tiefen Eindruck und ließ das Bild meiner Phantasie weit hinter sich zurück. Wer weiß, ob eine Via mala, eine neue Gotthardsstraße und andere entstanden, wenn Napoleon nicht vorangegangen wäre. Diese Straße mit ihren Schutzhäusern und Gallerien ist ein Wunderwerk. Wenn man die erste dieser Gallerien, etwa vier Stunden oberhalb Brieg, durchschritten hat, so ist der Rückblick in Vogelperspective auf Brieg und auf die mächtigen Firnhäupter der Berner Alpen, von welchen sich der Aletschgletscher wie eine Riesenschlange ins Wallis hinabwindet, zauberhaft.

Von hier an immer steigend — den Wagen ließen wir leer neben uns fahren — kamen wir endlich an das sogenannte Hufeisen, $7^1/_2$ Stunden vom Hospiz gelegen.

Die Straße ist auch hier in dieser engen Schlucht, wie überall, 25 Fuß breit und läuft an einem grausigen Abgrunde hin. In der Biegung derselben sind wegen der häufigen Lawinen im Frühjahr drei Gallerien angebracht, über deren erste ein Gletscherbach aus einem gemauerten Bette sich in den Abgrund stürzt.

Hier war es, wo unser wackerer Postillon uns folgende furchtbare Begebenheit erzählte. „Es war am 4. April vorigen Jahres", begann er, „daß ein Engländer, der aber französisch und deutsch sprach, mit seiner Familie in zwei Vierspännern ankam und gleich weiter wollte. Mein Kamerad, der erst Tags vorher von Simpeln gekommen war, hatte gesagt, daß oberhalb des Hufeisens eine große Lawine hinge; darum rieth unser Herr dem Engländer ab, aber der wollte nicht hören und wir mußten fahren. In dem ersten Wagen, den ich fuhr, saßen er, seine Frau, zwei halbwüchsige Kinder und ein Diener auf dem Bock; im zweiten ein paar schöne Mädchen mit einer alten Dame, die Kammerjungfer auf dem Bock. Noch ehe wir an die Ecke dort kamen, hörten wir ein entferntes Brausen und Donnern. Daß das die Lawine sein mußte, hatten wir gleich weg. Von Umwenden war keine Rede, wir wußten ja auch nicht, wo sie herkam. Rasch schwangen wir uns auf die Pferde und jagten in gestrecktem Galopp davon, um die Gallerie zu erreichen. Als wir

um die Ecke herum waren, flog mir ſchon leichter Schneeſtaub entgegen; der Lärm kam immer näher und ich hörte das Krachen der oberhalb ſtehenden Tannen. Ich dachte an unſer letztes Stündlein und hatte nicht nöthig, die Pferde anzutreiben, denn dieſe gingen ſelbſt in Carrière über. Kaum war ich in die Gallerie eingefahren, ſo ging die Lawine über uns hin in den Abgrund hinein. Eine kurze Weile waren wir ganz im Dunkeln, aber als das Donnern und Brauſen aufgehört, ſah ich die beiden Eingänge, wir konnten alſo nicht tief im Schnee ſtecken. Ich ſprang ab, um nach meinem Kameraden zu ſehen, aber er war mir nicht nachgekommen. Inzwiſchen war die Familie unter Geſchrei und Jammern aus dem Wagen geſtiegen. Als die Dame den andern Wagen nicht ſah, fiel ſie in Krämpfen zu Boden und wir brachten ſie in den Wagen zurück. Der Herr wandte alle Mittel an, ſie wieder ins Leben zu bringen, was auch gelang. Ich ſagte ihr, daß noch nicht Alles verloren ſei, daß die Verſchütteten gewiß dicht vor der Gallerie im Schnee ſtäken und, da dieſer nicht hoch ſein könnte, ſicher lebend ausgegraben würden, denn auf dem Hospiz hätten ſie ſchon die Böller gelöſt, um die ganze Nachbarſchaft zur Hülfe herbeizurufen. Das Nächſte war nun, daß jeder von uns etwas zur Hand nahm, um in die Schneewand einzugraben. Selbſt die arme Mutter und der etwa zwölf-

jährige Junge ſuchten unter Weinen den Schnee mit ihren Händen wegzukratzen. Endlich hörten wir Menſchenſtimmen auf der andern Seite, und nach vier Stunden war die Straße nach dem Hospiz fahrbar. Nun kamen immer mehr Menſchen hinzu und wir arbeiteten aus allen Kräften, den andern Wagen auszugraben, aber es war nichts zu ſehen und zu hören, bis wir an einen Felsblock, der dicht am Abgrund ſtand, kamen; da lag das Stück eines zerbrochenen Rades. Nun wußten wir, daß die Lawine alle hinabgeriſſen hatte. Die Mutter wollte ſich nachſtürzen, und nur mit Mühe brachten wir ſie aufs Hospiz. Das war ein Tag, meine Herren, den ich in meiner Todesſtunde nicht vergeſſen werde, und ſo alt ich bin, ſolchen Jammer hatte ich in meinem Leben noch nicht geſehen. Mein armer Kamerad hinterließ eine junge Frau mit zwei Kindern, für die aber die gute Herrſchaft, als wir den andern Tag nach Beriſal zurückkamen, reichlich ſorgte. Die Mutter wollte wenigſtens die Leichen ihrer Kinder haben, aber, du lieber Gott, zu dieſer Schlucht kann kein Menſch gelangen."

Der alte Mann hatte das Alles ſo ſchlicht, mit ſo viel Mitgefühl erzählt, daß uns ſelbſt die Thränen in die Augen kamen.

Uns ſelbſt ſollte bald eine Anſchauung von einem ſolchen gräßlichen Naturereigniß werden. Nach einem furcht-

baren Gewitter, welches von Nordoſt nach Südweſt durch die Schweiz gezogen und das wir in Chamouny mit durchgemacht, war am 11. Auguſt kurz vor Simpeln ein Gletſcherrutſch, wahrſcheinlich vom Mäderhorn, niedergegangen und kaum hundert Schritte links von der Chauſſee ſtehen geblieben. Wir ſtiegen aus, um das Chaos zu betrachten, das aus Eis- und Felsblöcken, Erde und zerbrochenen mächtigen Tannen beſtand, eine Breite von 50 Schritten und ohngefähr 40 Fuß Höhe hatte und ſich wohl über eine Stunde nach oben erſtreckte, was man an dem Walde, der uns von unten wie eine junge Anpflanzung erſchien, ermeſſen konnte. Schiller bezeichnet in ſeinem „Tell“ ſolchen Waldkranz, hinter welchem die Firne hervorragen, als eine Landwehr gegen die Lawinen, aber dieſem Ungethüm hatten ſelbſt drei Fuß ſtarke Stämme nicht widerſtehen können.

Ich fragte, als wir nach Simpeln kamen, den Wirth, welchen Eindruck dieſes Phänomen auf die Einwohner gemacht. „Ja, lieber Herr“, ſagte der Mann, „das Donnern, Brauſen und Krachen war ſo furchtbar, daß wir alle aus den Betten ſprangen und auf die Straße ſtürzten, weil wir glaubten, alle Berge brächen über uns zuſammen.“

Bisher waren wir mit zwei Pferden befördert worden, hier legte man uns, obwohl es abwärts ging, drei

vor. Statt eines Wagens erschien ein Briefpostkarren. Auf dessen einfachem, durch zwei Stricke befestigtem Querbrete nahmen wir Platz, unser armer Anton aber mußte sich auf den hintern Rechen setzen, wodurch er gewiß einen Begriff von der frühern Latten-Gefängniß-strafe bekam. Dicht hinter Simpeln windet sich die Straße, zu beiden Seiten Abgründe, wie eine Schlange ins Thal hinab. Der Kerl fuhr wie der Teufel um die kurzen Biegungen herum, und meinem Gott dankend, als wir glücklich unten waren, fragte ich ihn, wie er nur die Kahre in solcher Schnelligkeit hätte nehmen können? Ganz naiv erwiderte der Bursche: „Ach, die nehme ich nicht, die nimmt mein Vorderpferd." — „Auch nicht übel", dachte ich und freute mich, außer Gefahr zu sein.

Der größte Tunnel auf italienischer Seite ist die Gallerie Gonto. In der ersten Seitenöffnung des Felsens sind die Worte „Aere Italo MDCCCV Napoleon Imp." eingegraben. Gleich hinter dieser Gallerie stürzt ein gewaltiger Gletscherbach, dessen Getöse man schon von weitem hört, von einem hohen Felsen im Bogen herab und hüllt die Brücke, über die man fährt, in Wasserstaub.

Unweit Isella fuhren wir in das Land der Citronen ein, aber ich spürte nichts von ihrem Blütenbufte, desto mehr aber von minder angenehmen Gerüchen, als wir

in die engen, ſchmuzigen Straßen von Domo d'Oſſola einlenkten, welche nur den einen Vorzug haben, daß der Wagen nicht auf dem ſchlechten Pflaſter, ſondern in der Mitte der Straße auf Trottoirs läuft. In dieſer Atmoſphäre ſitzt die vornehme Welt unter Zelten vor den Kaffeehäuſern, ihr gegenüber unter Arkaden Schuſter, Schneider u. ſ. w. bei ihrem Gewerbe. Es war ein buntes, reges Leben, ſchon ein höchſt charakteriſtiſches Bild der kleinen italieniſchen Städte. Höchſt ſpaßig fand ich es, daß wir einen Schein um zwei Franken löſen mußten, um mit Extrapoſt weiter fahren zu dürfen.

Eine Proceſſion, die in Vogogna ihren Umzug um eine Kirche nahm, war ſehr ärmlicher Natur. Nur die bildſchönen Dirnen in ihrer maleriſchen Tracht gaben dem Ganzen einigen Reiz; dagegen waren mir die Marmorbrüche bei Ornavaſſo ſehr intereſſant. Noch bei Tageshelle kamen wir nach Baveno.

Da lag der lichtgrüne Lago Maggiore, von bewaldeten Bergen eingeſchloſſen, hinter denen greiſe Schneehäupter aufragten, mit ſeinen Inſeln vor meinen entzückten Blicken. Das Poſthaus, in dem wir einkehrten, war in erſter und zweiter Etage mit Gallerien umgeben, auf denen Orangen, Citronen und exotiſche Gewächſe prangten. Ein eigentliches Treppenhaus ſchien mir nicht da zu ſein; man ging von dieſen Gallerien aus in ſeine Zimmer, die höchſt

elegant und wohnlich eingerichtet waren. Hier athmete ich zum ersten Male die Blütenluft Italiens.

Da der Abend schon zu weit vorgerückt war, konnten wir nichts unternehmen, als unsere heißen Glieder in den Fluten des Sees abkühlen. Etwas entfernt von uns befanden sich schon Badende, und nach den Kopftüchern zu schließen, mußten sie dem weiblichen Geschlecht angehören; sie schienen aber von uns noch weniger Notiz zu nehmen, als wir von ihnen. Während des Abendessens drang ein Schreien und Lärmen zu uns herauf, als ob eine Rauferei unten stattfände, bis ich die Worte: „Cinque! due! tre!“ durchhörte. Alle Wetter! das war alla mora, das beliebte, berüchtigte Volksspiel. Wie der Blitz eilte ich hinab, um der Sache in der Nähe beizuwohnen. Ich trat in eine Unterstube ein, die gewiß 24 Fuß Breite und Tiefe, aber keine acht Fuß Höhe hatte. Nur mit Mühe konnte ich die bärtigen Gesellen mit schmuzigen Blousen und nackter Brust, die in Gruppen um lange Tafeln saßen und standen, bei dem spärlichen Lampenlicht, das noch durch Rauch und Dunst verdüstert wurde, erkennen. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte ich das Spiel, das stehend und sitzend stattfand und folgender Art ist. Beide Spieler fahren gleichzeitig mit ihren Händen empor, und der, an dem die Reihe ist, muß im nämlichen Augenblick die Summe der emporgereckten Finger rathen und nen-

nen. Glückt ihm das, so hat er gewonnen, andernfalls verloren. Das geht aber schnell wie der Blitz und mit steigender Leidenschaftlichkeit. Zwei Kampfrichter wachen darüber, daß nicht betrogen wird, und entscheiden die Streitigkeiten. Ich hatte meinen Platz an der Thürpfoste genommen, in deren Nähe ein mächtiger kupferner Kessel mit einer dunklen Flüssigkeit stand. So oft sich nun so ein Bursche die Kehle trocken geschrien, stürzte er mit seinem Lederbecher auf den Kessel zu, um diese wieder anzufeuchten. Ein Schauer überlief mich, als ich sah, wie die schmuzigen Hände der Burschen ebenfalls mit dieser dunklen Flüssigkeit Bekanntschaft machten, als ich bei meiner Ankunft nach Wasser und Wein verlangt hatte, dessen tintenartiger Geschmack mir fast die Kehle zuschnürte und der gewiß aus diesem verhängnißvollen Kessel geschöpft war. Indessen warf ich die Vermuthung beiseite und beobachtete die Physiognomien und Geberden der Gesellschaft, die mir aus Frachtfuhrleuten, Maulthiertreibern und Chausseearbeitern zu bestehen schien.

Meine Freunde haben sich oft gewundert, daß ich mitunter die niedrigsten Kneipen besuchte. Wer hat es aber nöthiger als ein Schauspieler, alle Schichten der Gesellschaft kennen zu lernen? In der Tiefe findet man urwüchsige Charaktere, Edles wie Schlechtes unverhüllt,

und ſolchen Anblick braucht ein tüchtiger Schauſpieler für ſein Bühnenſtudium. Nur in den höhern Kreiſen iſt die Schminke und Maske heimiſch. Wer auf den Namen eines dramatiſchen Künſtlers Anſpruch machen will, muß ſich ebenſo gut auf dem hölzernen Schemel als auf dem ſeidenen Divan zurecht zu finden wiſſen.

Den andern Morgen brachten uns vier muntere Fiſcher nach Iſola bella, die ihren Namen mit vollem Recht trägt. Die Römer ſollen ſie Venus und Cupido genannt haben, und es hat gewiß ein ihrer Verehrung geweihter Tempel auf dieſen abgedachten Felſen geſtanden. Vor allem mußte ich aber das Zimmer ſehen, in welchem der größte Mann und Feldherr ſeiner Zeit vor der Schlacht von Marengo übernachtet hatte. Die Wände ſind mit Muſcheln und bunten Steinen bedeckt. Eine große Glasflügelthür führt unmittelbar auf die Gallerie, die den halbrunden Bau umgibt. Auch die Bettſtelle, worin Napoleon geſchlafen, war noch vorhanden.

Als ich wieder ins Freie kam, ging ich zunächſt zu dem mächtigen Lorbeerbaum, in deſſen Rinde er ſein verhängnißvolles N geſchnitten, deſſen Contouren ich damals noch deutlich ſehen konnte. Die zehn Terraſſen, die ſich nach der Südſeite erheben, deren oberſte Bella viſta genannt wird und 120 Fuß über dem Seeſpiegel liegt, ſind mit Orangen-, Granat- und Oleanderbäumen

bepflanzt. Ihre Mauern sind mit den schönsten Citronengeländen und exotischen Pflanzen bekleidet. Eine andere dieser Terrassen wird wegen ihrer Traulichkeit und berauschenden Düfte der Garten der Liebe genannt. Das herrlichste Rundgemälde aber hat man von der Plattform der obersten Terrasse, wo auch das Wappen der Borromäer — ein mächtiges Einhorn — aufgestellt ist. Vor demselben nahmen wir Platz auf einer Bank, von der aus wir das großartige und zugleich liebliche Panorama überblicken konnten. So im Anschauen dieser Herrlichkeiten verloren, hatten wir nicht bemerkt, daß sich unzählige Bewohner dieser Insel, kleine grüngelbe Eidechsen, kreisförmig um uns versammelt hatten und uns neugierig aus ihren schwarzen Aeuglein betrachteten. Einige waren so dreist, daß sie bis auf die Wände, auf denen unsere Arme ruhten, krochen, aber eine leise Bewegung scheuchte alle wieder ins Gebüsch. An einem der Citronenspaliere sah ich eine große goldgelbe Frucht, die der Castellan als ganz reif bezeichnete. Ich brach sie ab, um sie meiner Frau mitzubringen, die einmal den Wunsch geäußert hatte, eine solche Frucht reif zu genießen. Unbeschädigt konnte ich sie ihr nach vierzehn Tagen übergeben, sie wurde aber nicht genossen, sondern als Andenken in einem Glasschrank aufbewahrt, wo sie nach und nach zur Mumie vertrocknete.

Nach Tiſche fuhren wir mit dem Dampfboot nach Palanza, was Baveno gerade gegenüber liegt. Die Stadt gefiel mir beſſer als Domo d'Oſſola, ſchon wegen ihrer Sauberkeit. Die Tracht der Einwohner gehörte noch theilweiſe, bei alten Leuten, dem vorigen Jahrhundert an; ſelbſt der Puder war noch nicht ganz verſchwunden. Unter den Hallen des Juſtiztribunals war auserleſenes Obſt: Feigen, Pfirſiche, Trauben, aufgehäuft, wovon wir eine Menge kauften und die ſüßen Früchte uns ſpäter auf dem Dampfboote trefflich ſchmecken ließen. Doch nicht Alles ſollte unſern Magen zu Theil werden, denn als wir um die Landzunge von Palanza kamen, umgaben unſer Schiff eine Maſſe nackte Buben von 10 — 14 Jahren, deren Köpfe mit Weinlaub geſchmückt und die ſo dreiſt waren, bis an die Räder zu ſchwimmen, um ſich von deren Wellenſchlag ſchaukeln zu laſſen. Wir warfen ihnen Pfirſiche und Feigen zu, und ſie fingen ſie meiſtens mit großer Geſchicklichkeit auf. Das war ein Jauchzen und Jubeln, was mir ſelbſt das Herz erweiterte und mich in die mythiſche Zeit der Flußgötter verſetzte.

Der Himmel war ganz wolkenlos, aber leider ſollte er nicht ſo bleiben. Kaum waren wir an den Ruinen der alten Raubneſter, die ungefähr 1500 Schritte vom rechten Ufer im See auf Felſen erbaut ſind und wo die Gebrüder Mazzarda in alten Zeiten gehauſt haben ſollen, vorbei,

ſo ſtiegen von Oſten her Gewitter auf, die wie ein paar biſſige Bullenbeißer am rechten und linken Ufer des Sees auf den Gebirgskämmen daherzogen. Was ich bei Vevay nur von fern geſchaut, ſollte ich hier mit durchmachen. Bei Pino vereinigten ſich dieſe Ungeheuer, uns mit ihren blitzenden Augen förmlich in die Mitte nehmend. Es wurde mir bei dem Krachen und Donnern ſehr unheimlich zu Muthe, beſonders als ein Blitzſtrahl kaum zehn Schritt vom Schiff ins Waſſer fuhr. Allein trotz des furchtbaren Regens und des natürlichen Grauſens vor der Gefahr konnte ich mich, von dem erhabenen, großartigen Schauſpiel gefeſſelt, nicht entſchließen, das Deck zu verlaſſen. Die Gewitter waren in eilendem Fluge über uns dahingeeilt, und im Abendgold konnten wir das amphitheatraliſch gebaute Locarno betrachten. Gegen neun Uhr kamen wir nach Bellinzona. Wir ſehnten uns nach einem erquickenden Schlafe, aber ſo ein verwünſchter Glockenſpieler ließ uns nicht zur Ruhe kommen. Der Kerl brachte uns ganze Bravourarien aus Roſſini's Opern auf ſeinen ſieben verſtimmten Glocken zum Gehör. Ich war den Krämpfen nahe und ſchrie auf unter dieſer Folterqual. Schletter wollte ſich ſcheckig lachen. Ja, er hatte gut lachen, ſeine unmuſikaliſchen Ohren empfanden nichts von dieſer Pein.

Die alten Burgen, die wir den andern Morgen im

Vorbeifahren betrachteten, sind ehemals Sitze der kaiserlichen Landvögte in der Schweiz gewesen und bilden einen prachtvollen Vordergrund des Ticinothals. Unweit Bellinzona, wo die Straße nach dem Bernhardin einmündet, sahen wir zur Linken eine wohlgeordnete Weinplantage, regelrecht nach deutscher Weise angelegt. Gewöhnlich pflanzt der Italiener zumeist Ungarreben an Maulbeerbäume, überläßt sie ihrem fernern Schicksale und ist viel zu faul, die unreifen Beeren von den reifen zu sondern, sonst müßte man an den Ufern des Lago Maggiore statt des Tintenweins einen ganz vortrefflichen erzielen. Die mächtigen dunklen Trauben, die durch Lattenwerk herabhingen, lächelten uns so verführerisch an, daß Anton für einen halben Frank holen mußte, wofür wir so viel bekamen, daß selbst er und der Postillon den Rest nicht vertilgen konnten.

Dieses Thal ist wohl eins der pittoreskesten der Schweiz; man könnte es auch das Thal der Wasserfälle nennen, so reich ist es daran. Großartige Partien wechseln mit lieblichen ab. Bald lächeln uns Feigen, Kastanien und saftige Reben entgegen, bald schaudert man vor einer engen Felsenschlucht, in der die wohl hundert Fuß hoch gemauerte Straße sich eng an die Felsen preßt, während der Ticino im Abgrund wie ein brüllender Löwe vorbeibraust und, an Klippen und Felsen zerschellend,

ſeinen Schaum in die Lüfte ſchleudert. Bei Stalvedro, wo wir durch einen Tunnel fuhren, ſtehen die Reſte eines Thurms, den der Longobardenkönig Deſiderius, der Schwiegervater Karl's des Großen, erbaut haben ſoll.

In Airolo, am Fuße des Gotthard, wo wir um drei Uhr Nachmittags ankamen, entließen wir unſere Extrapoſt. Nach einem ſchmackhaften Mahle, bei dem uns die lieblichen Töchter des Wirths Geſellſchaft leiſteten und uns in fröhlicher Unbefangenheit unterhielten, gingen wir die alte Gotthardſtraße hinan, während unſer Anton mit einem Führer und Saumthier die neue einſchlug. Wir überſchritten oft den Ticino auf altitaliſchen zirkelrunden Brückenbogen. Noch oft wandten wir den Blick zurück, um unſere Augen und Seelen an den Nebenthälern zu weiden. Beſonders iſt das Betrellothal mit ſeinen Firnen von überraſchender, großartiger Schönheit. Die armen Bewohner deſſelben ſollen jedes Jahr von Lawinen heimgeſucht werden. Vor dem Wirthshauſe auf dem Gotthard, dem Hospiz gegenüber, raſteten wir. Da kamen zwei Söhne Albions den Weg von Andermatt herauf. Sie gingen zunächſt an den Todtenſee, deſſen Abfluß ſich in den Ticino ergießt, entkleideten ſich und ſtürzten kopfüber in die ſtille, eiskalte Flut, wo ſie wie Enten herumſchwammen. Nachdem ſie einige Minuten ihre Manöver ausgeführt, ließen ſie ſich von ihren Dienern wieder an-

kleiden, und ohne auch nur einen Blick auf die großartige Umgebung zu werfen, trabten sie wie Wettläufer Italien zu.

In Hospenthal, etwa zwei gute Stunden abwärts vom Hospiz, übernachteten wir. Hier konnte ich, wie schon anderwärts, dem unvermeidlichen Gemsbraten nicht entgehen. Der widerliche Bockgeschmack bleibt sich bei frischem wie bei vor vierzehn Tagen erlegtem Wilde gleich.

Schletter beabsichtigte den andern Tag direct über die Furka, Rhonegletscher und Grimsel nach dem Aargletscher zu Agassiz zu gehen, ich wußte ihn jedoch zu bewegen, einen Tag zuzugeben und mit mir die Gotthardstraße hinab nach Altorf zu fahren, wo ich mich so oft in meiner Phantasie als Tell herumgetrieben. Den Ort wie den ganzen Weg dahin mußte ich in der Wirklichkeit sehen. Schon um sechs Uhr früh fuhren wir durch das Urserenthal, wo das Vieh bis an den Bauch in duftenden Kräutern weidet, dann durch Andermatt, das schwarze Felsenthor über die Teufelsbrücke, durch die Schöllenen, Wattigen, Wasen, Amsteg, Silenen, Blüs, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer der Reuß, über unzählige Brücken Altorf zu. Hier war der Ort, wo ich meinem Walther so oft den Apfel vom Kopfe geschossen hatte. Ein heiliger Schauer erfaßte mich, als man mir die Stelle bezeichnete, wo Tell und sein Knabe gestanden

haben ſollen. Der grimme Landvogt ſaß auf ſeinem Gaul in dieſem Augenblick zu meiner Seite, ſeine Schergen und Urnervolk bildeten die Gaſſe. Kurz, Schiller's Meiſterwerk ſtand lebendig vor meiner Seele. Auf dem Hinwege konnte ich nur flüchtig die Straße betrachten, zurück nahmen wir uns mehr Zeit. Zwiſchen Silenen und Amſteg ſtieg ich aus, um mir die Ruine von Zwinguri in der Nähe zu beſehen. Der zweite Geſell im „Tell" mag nicht ſo Unrecht haben, wenn er dieſe Zwingburg Geßler's mit einem Maulwurfshaufen vergleicht; von großem Umfang kann ſie nicht geweſen ſein. Hinter Amſteg beginnt die Straße zu ſteigen. Mit wie wenigen Worten hat Schiller dies Wunderwerk der Natur und Kunſt ſo treffend geſchildert!

Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawine begraben.
Und ſeid Ihr glücklich durch die Schreckensſtraße,
Sendet der Berg nicht ſeine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beeiſten Joch *),
So kommt Ihr auf die Brücke **), welche ſtäubet.
Wenn Ihr ſie glücklich hinter Euch gelaſſen,

*) Zwiſchen Amſteg und Intſchi am linken Ufer der Reuß; am rechten die alte Gotthardſtraße, welche bei einer Kapelle an der meitſchlinger Brücke auf die neue Straße einmündet.

**) Die Teufelsbrücke. Wohl mag die alte vom Waſſerſtaub der Reuß eingehüllt geweſen ſein.

So reißt ein ſchwarzes Felſenthor *) ſich auf.
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heitres Thal **) der Freude.
So immer ſteigend, kommt Ihr auf die Höhen
Des Gotthard, wo die ew'gen Seeen ſind,
Die von des Himmels Strömen ſelbſt ſich füllen.
Dort nehmt Ihr Abſchied von der deutſchen Erde.

So oft mir die alte Straße zu Geſicht kam, ſah ich in meiner Phantaſie den unglücklichen Parricida dahinwandeln, vor jedem Kreuze niederfallend, mit heißen Thränen ſeine Schuld büßend, gleich einem Schatten über die alte bemooſte Brücke wankend. Aber auch das Bild Schiller's ſtand leuchtend vor meiner Seele.

Frühzeitig machten wir uns des andern Tags auf den Weg, um den Abend noch im Sonnenglanz auf der Grimſel, dem rauheſten Punkte der Schweiz, zu verleben. Bei der Erſteigung der Furka fühlte ich mich ſehr unbehaglich. Mir wurde flau, woran wohl das ſchlechte Frühſtück in Hospenthal, von dem ich nur wenig genoſſen, ſchuld war. Ueberall, wo ein Bächlein geſchmolzenen Schnees zwiſchen den ſteilen Felſen durchdrang, hielt ich die Hand auf, um wenigſtens Zunge und Kehle zu laben. Selbſt die Schneefelder unweit der Kuppe,

*) Das Urner Loch, an deſſen Eingang auf einem ſteilen Felſen, der ſenkrecht in die Reuß geht, eine Betkapelle erbaut iſt.

**) Andermatt mit ſeinen grünen Wieſen, durch welche die Reuß ihre ſilbernen Wellen wälzt.

über die wir gingen, ſprach ich um Erquickung an, aber Alles war vergebens. Wie ein Greis ſchlich ich mit meinem Alpenſtock, den ich noch nie ſo in Anſpruch genommen, einen der vielen Pfade, die zum Rhonegletſcher führen, hinab. Mit Pathos rief ich dem vor mir her tänzelnden Schletter zu: „O Du Mörder! Führſt mich dem Abgrund zu und zerſtörſt mich in der Blüte meiner Jahre!“ Dem Führer, der mit unſerm Gepäck voranſchritt, rief ich zu: „Alpenſohn, haben Sie wirklich alle Ihre zwei Dutzend Taſchen ſorgfältig unterſucht? Findet ſich wirklich nicht das Geringſte darin vor von Brod oder Käſe oder Krüſiwaſſer?“ Er betheuerte, daß er nichts Genießbares bei ſich trage, außer der von mir ihm anvertrauten Citrone. Doch von der konnte keine Rede ſein. Schletter lachte hell auf, und ſelbſt der beſcheidene Anton konnte ein Schmunzeln nicht verbergen. Ingrimmig ſchritt ich um einen Felſenvorſprung, da kam nicht der Landvogt, ſondern eine engliſche Reiſekarawane, beſtehend aus einem Herrn und drei Damen, auf Saumthieren, von mehreren Führern umgeben, uns entgegen. Der Herr, deſſen Länge wohl ſechs Fuß betragen konnte, denn ſeine Füße berührten faſt den Boden, hatte gleich einem Degengehänge einen Schlauch über die Schulter hängen, worin ſich ganz gewiß eine geiſtige Flüſſigkeit befand. Diplomatiſch fragte ich einen der Führer, ob er

nicht Krüſiwaſſer bei ſich habe? „Noi!“ war die Antwort des Führers, aber „Yes!“ die des edlen Ritters, der mir mit einem kurzen Kopfnicken den Schlauch zuſandte. Nachdem ich einen tüchtigen Zug gethan, dem Führer einen halben Frank gegeben, rief ich dem Wohlthäter unter einer tiefen Verbeugung: „Thank you, Sir!“ zu. Abermaliges kurzes Kopfnicken und Weiterreiten. In froher Laune rief ich noch nach:

„Mein Retter ſeid Ihr und mein Engel, Tell!“

Nach einer halben Stunde ſchritt mein Fuß über ſaftgrüne Matten, und der Rhonegletſcher kam in Sicht, hinter deſſen ſpitzen und wellenförmigen, abenteuerlichen Eisriffen die mächtigen Schneeberge gleichſam als Wächter ſich erhoben. Nun konnte unſer nächſtes Ziel, das Gaſthaus am Fuße des Gletſchers, das wir ſchon vor uns liegen ſahen, doch nicht mehr weit entfernt ſein. Doch mein Augenmaß täuſchte mich abermals, und wir brauchten wohl eine Stunde, ehe wir die Ufer des gefrorenen Stromes erreichten. Schon wollte meine Kraft wieder erlahmen, als ich am Abhang unweit des Eiſes Vergißmeinnicht von ſeltener Größe und köſtlichem Schmelz des tiefen Blaus erblickte. Ich pflückte mehrere, legte ſie ſorgfältig in mein Taſchenbuch, und der Gedanke, daheim eine Freude damit zu bereiten, gab

mir neue Spannkraft. Nach abermals einer Stunde kamen wir, ſelbſt Araber Schletter, wie ich ihn nannte, weil er auch bei den beſchwerlichſten und längſten Wanderungen gar kein Bedürfniß nach Speiſe und Trank empfand, todmüde im Wirthshauſe an. Auch hier konnte ich dem verdammten Gemsbraten nicht entgehen, aber der Hunger macht zuletzt Alles ſchmackhaft. Nach vier Uhr ſtiegen wir die Maienwand hinauf. Ja, das iſt wirklich eine Wand, die dem Namen des Wonnemondes, den ſie trägt, Ehre macht! Mutter Natur, die fleißige Stickerin, hat ſie mit den ſchönſten Blumen in Blau, Violett, Roth, Gelb und Weiß geſchmückt. Wie meine Frau beim Anblick einer bunten Wieſe wie ein Kind ſich freuen und emſig nach den ſchönſten Blumen ſuchen konnte, ſo that ich in Sehnſucht nach ihr jetzt auch und vertraute die ſchönſten Exemplare meinem Taſchenbuche an. Merkwürdig genug behielten ſie auch vertrocknet ihre Farben noch jahrelang bei. Als wir auf der Höhe der Maienwand angekommen, raſteten wir auf einem Felſenvorſprung, von wo aus wir das Rhonethal mit ſeinem Gletſcher überſahen. Hier erzählte mir Schletter ein Abenteuer, welches er mit ſeinem Freunde Dr. Stiebel aus Leipzig, ſeinem treuen Anton und dem damals berühmteſten Führer der Schweiz, Heberle, beſtanden. Sie hatten — zu Ende des Monats Juni — unter

feinem Regen ſchon mehr als die Hälfte des Weges auf die Höhe der Maienwand zurückgelegt, als der Regen ſich in dichten Schnee verwandelte. Umkehren wollten ſie nicht und ſchritten darum getroſten Muthes vorwärts. Aber der Schnee fiel in immer dichtern Maſſen, ſodaß ſie kaum zehn Schritte weit vor ſich ſehen und nur mit Mühe, oft bis über die Kniee einſinkend, vorwärts gelangen konnten. Als nun aber auch der ſichere Heberle erklärte, daß ihm jedes Zeichen des Weges fehle, ſank ihnen der Muth. Die Umkehr war jedoch jetzt ebenſo ſchwierig geworden als die Fortſetzung des Marſches, und ſo ſchritten ſie denn, jeden Augenblick den Sturz in einen Abgrund befürchtend, unter beſtändigem Hallohrufen weiter. Endlich hörten ſie eine Erwiderung ihrer Rufe und trafen, dadurch geleitet, am Todtenſee mit vier Engländern und drei Grimſelknechten zuſammen, welche in das Walliſerthal gewollt, aber des Unwetters halber nicht gewagt hatten, ihren Weg fortzuſetzen. Unter Leitung der Grimſelknechte langte die vereinigte Geſellſchaft nach einer ebenſo mühſeligen als gefahrvollen Wanderung glücklich im Hospiz an. Dieſe Begebenheit fand ich mit allen Details im Grimſelalbum von 1839 als eine große Merkwürdigkeit eingetragen, weil von elf Menſchen, die bei ſo furchtbarem Schneewetter den Weg durch die Schneefelder geſucht und zuletzt,

oft über ſchneebedeckte Abgründe, in die Grimſelſchlucht hinabgeſtiegen, auch nicht einer verunglückt ſei.

Der Weg wurde mir durch dieſe Erzählung noch intereſſanter. Der Todtenſee iſt von geringem Umfang. Er ſoll ſeinen Namen von den Leichen der hier im Jahre 1799 gefallenen Franzoſen und Oeſtreicher, die man in ihn verſenkte, erhalten haben. Auf der Höhe der Grimſel, von der in Schlangenwindungen durch Felſenſchluchten Stufen hinab zum Hospiz führen, raſteten wir abermals, aber wahrlich nicht vor Müdigkeit, ſondern vor Entzücken über den Blick auf das Siedel- und Finſteraarhorn, die mir ſo nahe lagen, als könnte ich ſie mit den Händen erreichen. Ich ſtand wie auf einer Inſel, von Schnee und Eis umgeben.

Das Hospiz war von Fremden ſo beſetzt, daß wir nur noch ein Stübchen mit zwei Betten erlangen konnten. Dieſer Steinklumpen mit acht Fuß dicken Mauern iſt in ein hohes Parterre und oberes Stockwerk eingetheilt. Das Innere beſteht aus Bretterwänden, die kleine Zellen mit je zwei Betten bilden. Außerdem iſt ein Speiſeſaal vorhanden. Ich traf hier mit einem lieben alten Bekannten, dem Kammerherrn von W., zuſammen, der als Cavalier die Prinzeſſin von Preußen nach Interlaken begleitet hatte, wo jene eine Kur gebrauchen wollte. W. beſaß eine der ſchönſten Tenorſtimmen. Bei einer

Gelegenheit ſang er in Weimar aus „Tell“ das erſte Duett Arnold's mit Tell und das Terzett im zweiten Act, und ich muß geſtehen, daß ich beide Pièçen von keinem der damals berühmteſten Tenoriſten beſſer gehört habe.

Das Abendeſſen beſtand aus vielen Gerichten, worunter ſich zwei mir unbekannte befanden: Murmelthier und Bärencotelettes. Das erſtere hielt ich für ſehr fettes Schweinefleiſch, bis mich die bildſchöne Grimſeltochter aus meinem Irrthum riß, worauf ich die Schüſſel mit Widerwillen an mir vorübergehen ließ. Das zweite Gericht mundete mir ſehr, desgleichen der Muskateller aus dem Rhonethal, deſſen Trefflichkeit ich ſchon in Brieg erprobt hatte.

Schon um fünf Uhr früh brachen wir nach dem Aargletſcher auf, um Agaſſiz in ſeinem aus Felſenplatten beſtehenden Hotel des Neuchatelois, auf dem die Schweizerfahne prangte, einen Beſuch abzuſtatten.

Hier ſollte mir das Gletſcherwachſen klar werden. Nicht wie ich mir gedacht, daß durch Schmelzung des Schnees derſelbe vorrückt, wie etwa unſere Eiszapfen bei Thauwetter an den Dächern länger werden, nein, die ganze mächtige Eismaſſe dehnt ſich nach dem Thale zu aus. Agaſſiz hatte Anfang Mai eine abgeſchälte, dreißig Fuß hohe Tanne bis an die Krone in die Mitte des Gletſchers einſenken und durch zwei Pfähle am rechten

und linken Ufer ihren Standpunkt bezeichnen lassen. Bis zum 20. August war der Gletscher und mit ihm die Tanne mehrere Hundert Fuß vorgerückt.

Schletter fühlte sich in dem Eis- und Felsenleben so behaglich, daß er die Einladung des liebenswürdigen Gelehrten, in seinem Hotel zu übernachten, gern annahm. Ich aber hatte Wildniß genug und trat den Rückweg nach dem Hospiz an, wo ich zur Mittagszeit anlangte.

Mein guter Stern hatte mich zurückgeführt. Zwei Menschen standen vor dem Hause, mit denen ich innigst befreundet war: Justizrath M. mit Gattin aus B. Die Freude des Wiedersehens war groß und um so größer, je unerwarteter das Zusammentreffen war. Ich vermißte meinen kleinen Liebling, das einzige Kind dieser trefflichen Menschen. „Anna", rief die Mutter, „komm schnell heraus und sieh, wer da ist." Ein bildschönes Mädchen kam eilig herbei, und als sie meiner ansichtig wurde, flog sie mit einem Freudenschrei auf mich zu. Als Backfisch hatte ich sie vor wenigen Jahren verlassen, und jetzt stand eine vollendete Jungfrau vor mir, die mich mit ihren schwarzen strahlenden Augen freundlich anlächelte.

Da die Familie im Hasligrund über Nacht geblieben und auf Maulthieren hierher gelangt war, schlug ich nach Tische wenigstens einen Spaziergang nach der Hauseck vor, weil es zu anstrengend sein möchte, heute noch

den Aargletſcher, das Ziel ihres Ausflugs, zu erſteigen. „Das iſt auch gar nicht meine Abſicht, alter Junge!“ ſagte Papa M. „Glaubſt Du denn, daß ich nach der Schweiz gekommen bin, um mir die Beine abzulaufen? Allens mit Ruhe! Hier will ich mich erſt von dem infamen Morgenritt erholen. Während Ihr auf Eure Hauseck lauft, mache ich der hübſchen Grimſeltochter die Cour.“ — „Dann laſſe ich ſie mir von Genaſt machen“, bemerkte die noch immer ſchöne Frau. „Das iſt ein alter Schaden, liebe Emilie“, erwiderte M. phlegmatiſch. Unter Gelächter traten wir unſern Weg an. Die Damen hatten ſich ganz zu einer Alpenreiſe eingerichtet; kurzes Kleid, unter dem ſehr ſchön geſtickte Unnennbare hervorſahen, italieniſcher Strohhut, Alpenſchuhe und Stock. Anna ſprang wie eine Gazelle immer voraus. Kaum hatten wir die Hälfte der Stufenleiter hinter uns, ſo ächzte die Mutter: „Das Ding wird mir zu angreifend! Laßt uns umkehren!“ — „Nein, Mütterchen“, bat Anna mit flehendem Blick, „ich muß die ſchöne Ausſicht genießen, die Papa Genaſt ſo lebendig beſchrieben.“ — „Na, ſo geh Du in Gottes Namen mit ihm hinauf, ich aber kehre um.“ Als das holde Kind ſo vor mir herſprang, drehte es ſich plötzlich nach mir um und fragte mit ſchalkhaftem Lächeln: „Wem wird denn nun die Cour gemacht?“ — „Nun natürlich Dir, mein ſüßes Kind.“

Es war ihr wie ihrer Aeltern Wunsch, das frühere Du zu gebrauchen; sie mußte ein Gleiches auch mir gegenüber thun. Das Mädchen war reizend, denn es hatte nichts von seiner kindlichen Unbefangenheit verloren. Nach einer Stunde waren wir auf der Höhe angelangt, aber ehe ich meine Schutzbefohlene noch zu dem Punkte führen konnte, der mich so entzückt hatte, waren auch ihre Kräfte erschöpft; sie mußte ein paar Minuten ruhen. Dann hing sie sich an meinen Arm und wir traten auf den bezeichneten Punkt. Das plappernde Mäulchen verstummte, und sich an mich lehnend, rief sie endlich begeistert aus: „Ach Papa! Gottes Welt ist doch schön!"

Nachdem wir längere Zeit uns ausgeruht hatten und die Sonne sich zu neigen anfing, traten wir den Rückweg an. Sorgsam geleitete ich sie den steilen Pfad zum Hospiz hinab. Den kleinen Springinsfeld hatten die Erschöpfung und die Wunder der Natur in ein elegisches Mädchen verwandelt, das aber seine vorige Munterkeit wiedererhielt, als wir auf dem Hospiz eine Menge neuangekommener Reisender vorfanden. Anna, die bei der Abendtafel an meiner Seite saß, war, wie ich bemerkte, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Sie war aber auch wahrhaft schön zu nennen. Das edel geformte Haupt mit seinen glänzend schwarzen Locken, die gewölbte Stirn mit ihren zartgeschnittenen Brauen, die großen dunklen

Augen, die von langen Wimpern beschattet wurden, das feine Näschen und die blühenden, frischen Wangen — Alles gab ein Bild der Vollendung. Mancher Mann, der an der Tafel saß, mag mich um meinen Platz beneidet haben!

Wir hatten schon am Tage zwei Zellen neben einander in Besitz genommen. M. und ich schliefen in der ersten, Mutter und Tochter in der zweiten. Wir lagen kaum in unsern Betten, so rief es durch das Schlüsselloch unserer Thür: „Gute Nacht, Du himmlisch schönes Mädchen!" — „Gleichfalls!" erwiderte ich mit starker Stimme. Ein unterdrücktes Lachen drang durch die Breterwand. „Das war prächtig, Väterchen!" kicherte Anna, und nun wollte sie ihrem Mäulchen freien Lauf lassen, aber die Mutter gebot ihr Ruhe. Nach einer Weile flüsterte sie: „Väterchen! Schläfst Du?" — „Nein, mein liebes Kind!" — „Wie heißt der große Schneeberg uns zur Linken?" — „Siebelhorn!" „Aber nun schlaf', mein süßes Kind!" — „Ach, was war das schön! Gute Nacht, liebes Väterchen!"

Den andern Morgen frühstückten wir noch zusammen und nahmen dann betrübten Herzens Abschied. Wie Diamanten auf dunklem Grund glänzten Thränen in Anna's Augen. Im Jahre 1847 suchte ich meinen Freund M. in B. auf und begrüßte Anna als glückliche Braut des

Gutenachtwünschers auf der Grimsel. Die Bekanntschaft war auf dem Aargletscher entstanden, und die gemeinschaftliche Weiterreise hatte das Uebrige gethan. Der Bräutigam war ebenso liebenswürdig und schön und Anna's ganz würdig. Man konnte nicht leicht ein herrlicheres Paar finden.

Der Weg nach Guttanen und Hasli im Grunde hinab bietet großartige Schönheiten. Imposant war für mich die grauweiße Granitplatte, die sich vom hohen Gebirge bis zur tief unten rauschenden Aar erstreckt. Es sind Rinnen eingehauen, um Menschen und Thiere vor dem Ausgleiten zu sichern. Nach dem Ausspruch der Naturforscher ist diese Platte, auch Höllenplatte genannt, früher die Grundlage oder das Schiff eines Gletschers gewesen.

Von allen großartigen Wasserfällen steht der Handeckfall obenan. Hier stürzt die Aar sich in einen 300 Fuß tiefen Abgrund. Mein Reisegefährte auf dieser Tour war ein Pfarrer B. aus Elbing. Wir gingen auf den Steg unweit der Handeck, der von mächtigen Baumstämmen mit einem Geländer über die Aar dicht an ihrem Sturze gelegt und stets von Wasserstaub befeuchtet ist. So stark ist der Luftdruck des Falles, daß diese Brücke stets zittert. Von hier aus kann man das große Schauspiel, wie der von dem linken Ufer daherbrausende

Aarlenbach sich in den nämlichen Abgrund stürzt und im Falle der Aar begegnet, den Kampf und das Schäumen der Fluten genau übersehen. Um elf Uhr, wo die Sonne in die Schlucht dringt, gingen wir hinab und sahen das wunderbare Farbenspiel von drei, vier Regenbogen, die durch der Sonne Strahlen aus dem Wasserstaube sich über einander wölbten und Wasser und Felsenpartien ein magisches Licht verliehen.

Das reizende Hasli im Grunde mit seinen Dörfchen, Weilern und bunten Wiesen bietet, namentlich wenn man aus der Wildniß kommt, einen überraschend schönen Anblick. An einem mit Reben geschmückten Wirthshaus rasteten wir. Ein alter Mann, der früher Führer gewesen, erzählte uns, daß vor vielen tausend Jahren Gletscher das ganze Thal ausgefüllt und endlich einen See gebildet hätten, der sich durch das Rirecht (eine hohe Felsenwand) Bahn gebrochen und nun Aar genannt würde; wir kamen später an die bezeichnete große Schlucht, die nach der Sage durch eine Erdrevolution entstanden ist und durch welche die Aar dem meiringer Thal zuschäumt.

Der Reichenbachfall machte auf mich keine große Wirkung, nachdem ich die Handeck gesehen. Er erinnerte mich an den Wasserfall in St.-Gervais. Hier trennte sich mein Reisegefährte von mir.

Gegen Abend kam ich nach Brienz und erhielt in dem Hotel, in dem ich abstieg, ein sehr hübsches Zimmer, von wo ich den ganzen See mit seiner malerischen Umgebung bis Interlaken überblicken konnte. Meine Augen wie alle meine Sinne verloren sich in diese Naturschönheit. Die untergehende Sonne verbreitete einen Rosaduft über die Schneeberge und nackten Felsen, während ein durchsichtiger blauer Nebel vom Thale aufsteigend das Rosalicht nach und nach verdrängte, bis endlich der Mond die ganze Landschaft in sein Reich zog und sein volles Gesicht sich auf den kräuselnden Wellen in eine Silberpyramide verwandelte. Alles erschien mir wie ein feenhafter Traum, aus dem ich durch einen fernen dreistimmigen Gesang geweckt wurde. Es waren brienzer Schifferinnen, die Fremde vom Gießbach brachten. Wie ein schwarzer Schwan kam das Boot durch den Silberstrahl dahergezogen, und mit großem Vergnügen lauschte ich dem originellen lieblichen Gesang, von welchem der Ruf durchaus nicht zu viel sagt. Während ich am offenen Fenster saß und ganz in den Anblick vor mir versunken war, hörte ich Jemand in dem Zimmer herumhantiren. Erst als eine angenehme Stimme mich einlud, am Tische Platz zu nehmen, bemerkte ich das bildhübsche Mädchen, das mich bediente. Die Tochter des Grimselwirths war eine italienische, diese hier eine echt deutsche Schönheit.

Langes blondes Haar, in zwei mit blauem Bande durchzogene Zöpfe geflochten, floß vom Scheitel des blühenden Gesichts an beiden Seiten bis an die Kniee herab. Ihr Costüm wie ihre Gestalt erinnerten mich lebendig an die Schröder-Devrient als Emmeline, nur daß dieses Mädchen etwas größer und ihre Züge frischer waren. Von dem liebenswürdigen Kinde erfuhr ich auch, daß man den prachtvollen Farbenwechsel beim Untergehen der Sonne das Thälerglühen nenne, es käme aber nur in ganz heißen Sommern vor.

Den andern Morgen fuhr ich auf einer Nußschale von Dampfboot nach Interlaken. Bisher hatte ich mich mit allen Maschinen dieser Fahrzeuge bekannt gemacht, ich mußte auch hier das Werk sehen. Von einer Kajüte war keine Rede, und zu meinem Schrecken war das Holz zur Feuerung dicht um den Kessel aufgehäuft. Ich fragte den Steuermann, einen guten Schwaben, der sich Kapitän schelten ließ: „Wenn einmal hier Feuer ausbrechen sollte, würde diese Nußschale ans Ufer gelangen können?“ — „Noi, aber es ischt bis dato noch nit vorkomme!“ war die Antwort. Damit mußte ich mich beruhigen.

Einige frohe Tage verlebte ich mit Mendelssohns und Preußers und hatte auch Gelegenheit, in Unterseen einem Ringkampf beizuwohnen. Noch im vorigen Jahrhundert mögen diese Feste von großem Interesse gewesen

ſein, wo die Kämpfer gleich Gladiatoren nur mit einer Schwimmhoſe von Leder oder Segeltuch bekleidet waren, an welcher ihr Gegner ſie faſſen konnte, wo einem Gelegenheit gegeben war, das ganze Muskelſpiel des Körpers zu bewundern. Jetzt ſind ſie vom Kopf bis zum Fuß bekleidet, und man ſieht nichts als zwei kirſchrothe Geſichter. Ich fragte einen alten Mann, warum dieſe Sitte abgekommen wäre. „Ei, die Maidele ſchäme ſich!“

Dieſes Ringfeſt langweilte mich ſo, daß ich nicht einmal das Steinwerfen abwartete und vorzog, mit Felix Mendelsſohn einen Spaziergang zu machen. Wir gingen auf das rechte Ufer der Aar und erſtiegen eine hochgelegene Matte, von wo aus man eine herrliche Anſicht Interlakens hatte, das, von der rauſchenden Aar durchſtrömt, friedlich im Thale lag.

Mendelsſohn war ein herrlicher Menſch, wahr, offen, treu, redlich im Leben wie in ſeiner Kunſt. Ohne allen Neid erkannte er jedes wirkliche Talent an, wie es dem echten Künſtler ziemt. Während er die reizende Landſchaft in ſein Album zeichnete, kamen wir auf Lobe zu ſprechen. „Lobe“, ſagte er, „iſt ein Univerſalgenie; er hat Talent und Geſchick zu Allem, was er auch unternehmen mag.“ Ich freute mich, von ſolchem Meiſter meine eigene Anſicht beſtätigt zu hören. Virtuos auf der Flöte, Componiſt, Theoretiker, Dichter, ja ſelbſt Maler — und in Allem

war Lobe genial. Er kam mir vor wie eine Feuergarbe, die nach allen Richtungen hin ihre Funken sprühen läßt.

Eines Morgens beim Frühstück, das auf einer Wiese, die von einer prachtvollen Nußbaumallee beschattet ist, eingenommen wurde, kam Mendelssohn auf den Gedanken, uns alle in sein Album zu zeichnen. Er stellte uns in eine malerische Gruppe an einen der Bäume. Als sein Werk vollendet war, brach er in ein schallendes Gelächter aus und rief: „Kommt her und schreibt alle Eure Namen bei, damit ich zum Andenken wenigstens Eure Schriftzüge habe"

Eine allerliebste Anekdote erzählte er mir von seinem Diener, der ihn hier erwartet hatte, als Beweis, wie jedes Augenmaß in der Schweiz aufhört. „Wie hast Du Dich amüsirt?" fragt Mendelssohn denselben. „Na, hör'n Se mal, Herr Docter", sagt das berliner Kind, „davon könnte ick nich ville Rühmens machen. Des is ja ein janz curioses Land! Die Jungfrau hatte mich sehr gefallen und ick denke: Des Ding kannst du dich en bisken in die Nähe besehen. Ick gehe also zum Wirth und sage: »Hör'n Se mal, Herr Wirth, erwarten Sie mir heute nich zum Mittagsessen, ick will man en bisken uf die Jungfrau.« — »Wie woll'n Sie denn das machen?« fragt mir der Mann. »Na, janz enfach«, sage ick. »Ick gehe man immer lang.« — »Ja«, sagt er, »von hier aus

is se noch nie beſtiegen worden, und wenn Se nuf wollen, brauchen Se anderthalb Tage.« Na, Herr Docter, da hört doch Allens uf! Das Ding ſieht ja von Hotel Bellevue aus, als könnte man in en paar Stunden nuf kommen. Ne, Herr Docter, da lob ick mir mein Berlin! Da weeß mer, wie mer dran is.“

Schletter, der in Interlaken noch einige Wochen Aarbäder gebrauchen wollte, kam wenige Stunden vor meiner Abreiſe an. So lange war er in Eis und Felsſchluchten herumgekrochen, nach Kryſtallen ſuchend, die er in wunderſchönen Exemplaren mitbrachte. Ich ſagte ihm und der lieben Geſellſchaft Lebewohl und beſtieg das Dampfboot nach Thun. Daſelbſt wurde eine große Revue über ſchweizer Truppen abgehalten, die vortrefflich manövrirten. Selbſt die vierzehn- und fünfzehnjährigen Knaben, die in ein Bataillon formirt waren, hielten ſich ganz wacker. Der Generalſtab mochte aus trefflichen Offizieren beſtehen, aber mit ihrem Reiten war es nicht weit her; die Ellenbogen machten die Bewegung des Pferdes mit.

In Bern angekommen, war mein erſter Gang auf die Plattform, wo ich abermals einen herrlichen Abend verlebte. In Zürich traf ich wieder mit Arles und meinem langjährigen Freunde Albert Dufour aus Leipzig zuſammen. Auf dem Uetli nahm ich Abſchied von den Hoch-

gebirgen und Seen dieſes Wunderlandes und fuhr mit Arles den andern Abend der Heimat zu, nach der es mich gewaltig zog.

In Baſel, wo wir uns nur zwei Stunden aufhielten, trafen wir im Gaſthaus unſern gemeinſchaftlichen Jugendfreund Bock, mit dem wir als Junggeſellen manche fröhliche Stunde verlebt. Er war ſeit zwanzig Jahren anſäſſig in Mühlhauſen, wo er die Tochter eines reichen Fabrikherrn geheirathet hatte. Von unſerm urſprünglichen Plane, gleich weiter zu reiſen, abgehend, fuhren wir mit ihm und ſeinem älteſten Knaben nach Mühlhauſen, um ſeine Häuslichkeit und ſeine Fabriken kennen zu lernen. Er beſaß ein prächtiges Haus, eine höchſt liebenswürdige Frau und liebe Kinder. Nachdem wir gefrühſtückt, gingen wir in ſeine Fabriken vor der Stadt, die ſelbſt eine kleine Stadt bildeten. Hier wurden Dampf- und Papiermaſchinen gefertigt, dort wieder andere. Am meiſten intereſſirte mich die große Garnſpinnerei, wo über hundert weibliche Weſen, meiſt Kinder von 8—13 Jahren, beſchäftigt ſind. Für dieſe hat er in ſeiner Beſitzung eine Schule einrichten laſſen, in welcher ſie in Religion, Leſen und Schreiben unterrichtet werden. Wer ſich darin auszeichnet, erhält von ihm eine Belohnung. Acht Stunden des Tages müſſen ſie arbeiten, zwei Stunden die Schule beſuchen, und für die übrige

freie Zeit hat er einen Spielplatz herrichten laſſen. Daran konnte man den trefflichen Menſchen erkennen, dem nicht nur ſein eigener Vortheil, ſondern auch das geiſtige und leibliche Wohl ſeiner Untergebenen am Herzen lag.

Noch eine Stunde brachten wir in ſeiner glücklichen Häuslichkeit zu, dann fuhren wir nach Straßburg, wo wir gegen Abend ankamen und nur ſo viel Zeit gewannen, die Plattform des Münſters zu beſteigen und das grandioſe Grabmal des Marſchalls Moritz von Sachſen zu beſehen.

Ein ſchlechtes früheres Kanalboot, welches man in ein Dampfboot verwandelt hatte, brachte uns den andern Tag nach Mannheim, von dort ein gutes ſpät Abends nach Mainz; hier trennte ich mich von meinem lieben Reiſegefährten. In Frankfurt verweilte ich zwei Tage, die ich meinen dortigen Bekannten widmete, die mich aber ſo in Anſpruch nahmen, daß ich nicht einmal Zeit gewann, eine Theatervorſtellung zu beſuchen, und nur einer Probe beiwohnen konnte. In dieſer lernte ich einen jungen ſchönen Mann von ausgezeichnetem Talent kennen. Er war allerdings nur in einer kleinen Liebhaberrolle beſchäftigt, gab ſie aber mit ſo feiner Nüancirung und ſo liebenswürdiger Natürlichkeit, daß ich ganz entzückt war. Der junge Mann hieß Schneider und iſt jetzt eine Zierde des karlsruher Hoftheaters. Gleich bei

meiner Heimkehr empfahl ich ihn dringend Herrn von Spiegel und er wurde zu einem Gastspiel nach Weimar eingeladen. Im Frühjahr 1843 trat er in mehreren Rollen, wie Franz im „Götz", Wildenberg in Raupach's „Geschwistern" u. a., mit solch außerordentlichem Beifall auf, daß ihm ein lebenslängliches Engagement mit hohem Gehalt geboten wurde, was er leider nicht annehmen konnte, weil er bereits mit Wien in Unterhandlung stand. Ich selbst muß gestehen, daß ich nie einen bessern Franz auf der Bühne gesehen habe.

Endlich nahte die glückliche Stunde, wo ich Weib und Kinder wieder in meine Arme schließen konnte, und manchen Winterabend lieferte meine Schweizerreise den Stoff zur Unterhaltung.

Elftes Kapitel.

Johann Gottfried Röhr.

Unter die Zierden Weimars gehörte der als Kanzelredner wie als Mann der Wiſſenſchaft und Haupt der rationaliſtiſchen Theologie berühmte Generalſuperintendent Dr. Johann Friedrich Röhr. Ich darf mich ſo vieler Beweiſe ſeines Wohlwollens und ſeiner Freundſchaft rühmen, daß es mir vergönnt ſein mag, in dieſen ſonſt recht weltlichen Tagebuchsblättern auch ein paar Züge zu dem Bilde des hochverehrten Mannes zu fügen.

Röhr bewahrte ſtets ſeine ernſte und würdige Haltung, erſchien oft ſelbſt ſtreng und hart, war aber doch nur gerecht und in ſeinem ganzen Weſen human. Seine Predigten füllten die Kirchen, man fühlte ſich von der Klarheit und Gediegenheit des Vortrags von Anfang bis zu Ende gefeſſelt und erhoben, von der Kraft und

Gewalt seiner Beredtsamkeit oft hingerissen. Eine athemlose Stille ging durch die dichtgedrängte Menge, wenn er die Schale seines Zorns über die ultramontanen oder protestantischen Finsterlinge, über das Junker- oder Pfaffenthum ausleerte. Man mag auch ja nicht glauben, daß er in Handhabung der kirchlichen Gewalt, innerhalb vernünftiger Grenzen, lau gewesen sei. Er duldete keine Bälle oder andere öffentliche Vergnügungen der Art, welche bis in die Sonn- oder Feiertage hinein gedauert hätten. Ich selbst gab ihm einmal Veranlassung, energisch einzuschreiten.

Zu einer Zeit, als das Theaterpersonal sehr in Anspruch genommen wurde, setzte der Intendant auch die eine oder andere der vielen Proben auf Sonntag Vormittag an. Röhr überschaute während der Predigt sein Auditorium stets mit scharfem Blicke und war, wie er mir öfter sagte, gewohnt, mich an einer Säule, der Kanzel gegenüber, zu sehen. Als ich ihn eines Montags besuchte, fragte er mich im Gespräche, wo ich denn gestern gesteckt hätte. Ich erwiderte: „In der Probe.“ Darüber gerieth er in nicht geringen Eifer und schrieb am nämlichen Tage noch einen geharnischten Brief an die Theaterintendanz, worin er sich solche Sabbathsentheiligung allen Ernstes verbat. Die Beschwerde hatte auch den gewünschten Erfolg. Ebenso wenig durften zu

damaliger Zeit an Sonntagsabenden Theatervorstellungen gegeben werden.

Uebrigens war Röhr ein Freund des Theaters und versäumte nicht leicht die Aufführung eines classischen Werkes. Sein Lieblingsstück war Lessing's „Nathan". Er sagte mir, daß er es mit immer neuem Genusse lese und darstellen sehe; der Jude sei ein rechtes Ebenbild Gottes und die Fabel von den drei Ringen mit das Herrlichste, was die Dichtkunst hervorgebracht.

Unvergeßlich sind mir die Abende, die ich mit Röhr im kleinen Freundes- oder Familienkreise verbrachte. Da war er von der herzgewinnendsten Milde und Freundlichkeit, und alle hingen an seinem Munde, wenn er aus dem unversiegbaren Schatze seines Wissens anspruchslos Belehrung spendete oder in behaglicher Stimmung eigene Erlebnisse mittheilte.

Von solchen mögen einige hier Platz finden, weil sie die darin auftretenden Personen in schöner Weise charakterisiren.

In Weimar befanden sich zu damaliger Zeit zwei der Stadtgemeinde gehörige Häuser, welche zur Aufnahme hülfsbedürftiger Frauen bestimmt waren. Sie standen am alten Graben neben einander und waren unter dem Namen des armen und reichen Spitals bekannt. Die Großherzogin Maria Paulowna erkundigte sich eines

Tages bei Tafel nach der Einrichtung und Zweckmäßigkeit dieſer ſtädtiſchen Anſtalten und hörte von Einigen aus ihrer Umgebung, daß für die armen Frauen auf das vortrefflichſte geſorgt ſei. Da Röhr die ſicherſte Auskunft zu geben im Stande war und ſich ebenfalls unter der Geſellſchaft befand, wendete ſich die Fürſtin an ihn mit den Worten: „Ich höre mit Vergnügen, daß es den armen alten Frauen in beiden Anſtalten ſo gut geht, daß die Häuſer ſo ſauber und wohnlich eingerichtet ſind. Iſt dem ſo?“

„Halten zu Gnaden, Kaiſerliche Hoheit, die beiden Anſtalten ſind unter aller Kritik!“ erwiderte Röhr und fuhr, ohne ſich durch den befremdeten, finſtern Blick der Fürſtin beirren zu laſſen, ruhig fort: „Ich kann nur bitten, daß Kaiſerliche Hoheit ſich durch eigene Anſchauung überzeugen möchten, ob ich die Wahrheit geſprochen habe.“

Am andern Tage früh um acht Uhr hielt bereits der Wagen der Fürſtin vor den von den Fenſtern der Superintendentur aus ſichtbaren Hospitälern, vier Wochen darauf war der Plan zu einem ſchönen, geräumigen Neubau entworfen und genehmigt, welchen die Großherzogin auf eigene Koſten ausführen ließ, ſelbſt überwachte und mit einem zweckmäßigen Inventar, ſowie mit einem zur Erhaltung deſſelben ausreichenden Kapitale dotirte. Als im nächſten Jahre die Einweihung der Anſtalt ſtatt-

fand, wandte ſich die Fürſtin an Röhr und ſagte: „Erinnern Sie ſich noch unſeres Geſprächs im Schloſſe?“ Röhr verſicherte ihr, daß es unauslöſchlich in ſeinem Herzen ſtehe, die Großherzogin aber erwiderte, daß ſie ihm für ſeine Wahrheitsliebe den größten Dank ſchuldig ſei.

Nicht minder erfreute es mich, ein Erlebniß Röhr's mit Karl Auguſt aus des erſtern Munde zu erfahren.

Röhr pflegte im Sommer ſeine Predigten im Freien zu memoriren und machte zu dieſem Behufe öfter einen Spaziergang nach Belvedere und in den dortigen Park. Dort traf er eines Morgens zu früher Stunde mit Karl Auguſt zuſammen. Letzterer lud ihn ein, den Kaffee in den damals berühmten Gewächshäuſern mit ihm zu trinken, und das Geſpräch lenkte ſich bald auf Botanik. Da begann der alte Herr ganz eifrig zu werden, führte ſeinen Gaſt aus einem Hauſe in das andere, von einem Gewächſe zum andern, nannte jedes derſelben nach Genus und Species, erzählte von Heimat, Eigenſchaften und Varianten derſelben, ſodaß Röhr immer mehr erſtaunte und endlich äußerte, er könne nur bewundern, in ſeinem gnädigſten Herrn heute auch einen ſo bewanderten und gelehrten Botaniker kennen zu lernen; er begreife kaum, wie es Sr. Königlichen Hoheit möglich geworden ſei, die für ein ſo eingehendes Studium erfor-

derliche Zeit sich abzumüßigen. Darauf erwiderte Karl August: „Ich will Ihnen erklären, wie das gekommen ist. Im Jahre 1806 hatte ich allen Glauben an die Menschheit verloren. Treue und Redlichkeit galten ihnen nichts mehr; man war von Verrath und Hinterlist umgeben. Selbst hochgestellte Offiziere brachen den Eid. Da kehrte ich mich mit Abscheu von dieser Brut und wandte mich zu den Blumen, bei mir denkend: Hier wirst du vielleicht Treue und Wahrheit wiederfinden! Und — Röhr, ich habe mich nicht getäuscht!“

Zwölftes Kapitel.

Administration des Theaters. — Gastspiel in Leipzig und Berlin. — Jenny Lind.

Herr von Spiegel war fast bis zum Schluß seiner Verwaltung bemüht, stets das beste Neue und Alte in Oper und Schauspiel dem Publikum vorzuführen. Er hatte aber auch das Verdienst vor manchen andern seiner Collegen, junge talentvolle Dichter zu begünstigen und ihre Erstlingswerke zur Darstellung zu bringen.

Man konnte die Thätigkeit der Mitglieder um so mehr in Anspruch nehmen, da abwechselnd die Woche nur drei oder vier Vorstellungen gegeben wurden. Durchschnittlich kamen jährlich auf 134 Vorstellungen 26 Novitäten in Oper und Schauspiel.

Meine Beschäftigung war eben keine geringe zu nennen, da ich in der angegebenen Zahl gewöhnlich sechzig- bis siebzigmal mitwirkte und jährlich zehn bis

zwölf neue Rollen zu ſtudiren hatte. Die Aufgaben meiner Fächer waren meiſt voluminöſer Natur; Don Juan, Vamphr, Bois Guilbert, Hans Heiling, Lyſiart, Tell (Oper und Schauſpiel), Macbeth (desgleichen), Wallenſtein, Götz, Dunois, die Friedriche in den „Hohenſtaufen", Cromwell, Oberförſter in den „Jägern", der alte Feldern u. ſ. w.

Im Auguſt 1845 folgte ich der Einladung zu einem Gaſtſpiel nach Berlin. Den vorangehenden Monat verlebte ich abermals mit meiner Familie in dem freundlichen Köſen. Der öftere Beſuch von einigen unſerer Freunde aus Leipzig bewog mich endlich, deren Wunſch nachzugeben und die letzte Zeit vor meinem Gaſtſpiel in Berlin dort zuzubringen. Einmal da, forderte mich Dr. Schmidt, der damalige Director, auf, einige Gaſtrollen zu geben, und da mir noch acht Tage Zeit blieben, kam ich dieſer Aufforderung ſehr gern nach. Die „Jäger" von Iffland und das gern geſehene „Räuſchchen" wurden dazu beſtimmt. In letzterem war Marr als Rath Brand ganz vortrefflich, wie er denn überhaupt noch jetzt in derlei Charakteren jedem Schauſpieler als Vorbild dienen kann. Das Publikum nahm mich mit altgewohnter Liebe und Wohlwollen auf. Das alte „Räuſchchen" ſtand noch in ſo gutem Andenken und machte wieder ſo viel Glück, daß es wiederholt werden mußte.

Mit großer Befangenheit fuhr ich durch die Sandwüſten mit ihren magern Tannenwäldern gen Berlin, und in mir tönten die Worte Hamlet's: „Sein oder nicht ſein.“ Mein Auftreten verzögerte ſich einige Zeit, was mir ſehr willkommen war, denn es iſt von großem Vortheil für einen Schauſpieler, das Enſemble, in welchem er mitwirken ſoll, erſt kennen zu lernen. Ich habe es immer bei meinen Gaſtſpielen ſo einzurichten geſucht, vor meinem Auftreten einigen Aufführungen beizuwohnen, um die Art und Spielweiſe und vor allem das Tempo meiner fremden Collegen im Drama wie im Luſtſpiel zu beobachten und mich ihnen dann, ſoweit es ſich thun ließ, anzuſchließen. Seit dem Jahre 1828 hatte ich in Berlin am Hoftheater keiner Schauſpielvorſtellung beigewohnt und fand daher manche Veränderung. Beſonders bemerkte ich bei einigen Künſtlern in der Tragödie ein Pathos, das weit über das Goethe'ſche hinausging und geradezu in Bombaſt ausartete. Dazu konnte ich mich nicht entſchließen. Ich trat als Wilhelm Tell auf. Die Probe wurde ſehr unvollkommen abgehalten. Meine Mitſpieler markirten größtentheils nur, während ich meine Rolle wie am Abend ausführte. Das Markiren iſt eine große Unſitte und namentlich einem Gaſte gegenüber, der bei der Darſtellung dadurch in Verlegenheit geſetzt werden kann. Allerdings iſt es einem bedeutenden,

vielbeschäftigten Mitgliede an einer Bühne, auf welcher täglich gespielt wird, nicht zu verdenken, wenn es zu solchen Mitteln greift, um seine Kräfte zu schonen. Wenn aber Leute von geringem Talente und in untergeordneter Stellung, die sich kaum auf der Bühne zu bewegen wissen, sich Gleiches herausnehmen wollen, so sollte das durchaus nicht geduldet werden.

Der „Tell" wurde im Opernhaus gegeben und war von Küstner in Costümen und Decorationen prachtvoll ausgestattet. Die Skizzen zu letztern hatte Karl Gropius an Ort und Stelle aufgenommen und meisterhaft ausgeführt. Namentlich war der Sonnenaufgang von überraschender Wahrheit.

Der Abend meines Auftretens war herangekommen, und mit Befangenheit ging ich in das Theater. Keine Hand regte sich nach meinen ersten Scenen in dem gefüllten Haus, und sehr verstimmt saß ich in einem Winkel der Bühne. Da trat der alte Weiß, einer der trefflichsten Künstler, noch aus der Schröder'schen Schule, den die berliner Bühne besaß, zu mir und sagte: „Lieber Genast, lassen Sie sich nicht irren und nehmen Sie einstweilen die aufmerksame Stille des Publikums für Beifall. Glauben Sie, ich kenne meine Berliner. Sie sind in der Neuzeit an mancherlei Faxen gewöhnt worden, aber endlich dringt doch das Gute bei ihnen durch. Spielen

Sie Ihren Tell, wie Sie ihn in der Probe gespielt, und reicher Beifall wird Ihrer einfachen, natürlichen Darstellung noch zu Theil werden." Diese freundliche Zusprache ermuthigte mich wieder, und zu meiner Freude hatte der treffliche Mann Recht, denn es kam so, wie er vorausgesagt. Bei der Schlußscene des dritten Actes löste sich die Eisrinde, die bisher auf dem Publikum gelagert, und ich hatte gewonnenes Spiel.

Meine zweite Rolle war der Oberförster in den „Jägern", worin mich das Publikum sehr freundlich aufnahm. Selbst die Kritik erwies sich mir durchgehends sehr geneigt und stellte sogar Vergleiche zwischen Eßlair und mir an, welche mich ebenso sehr freuten, als ehrten. Und das geschah, ohne daß ich versucht hätte, die bedeutenden Aesthetiker an den großen Zeitungen durch Devotion und Schmeicheleien und das kleine Schreibervolk auf andere Weise mir geneigt zu machen. Ich wußte nur zu gut, daß schon damals gar viele meiner Collegen in und außer Berlin solche Mittel nicht verschmähten, um ihren Ruf und Ruhm zu steigern. Jetzt ist es freilich noch schlimmer. Jetzt posaunt so mancher Komödiant, ohne zu erröthen, sein Lob selbst in die Welt hinaus. Mit Ekel wendet sich der rechtliche Schauspieler davon ab und kann nur beklagen, daß bei solchem Treiben die Kunst immer tiefer sinken muß.

Die Vorstellung der „Jäger" wurde wiederholt. Dabei nahm ich wahr, daß die Berliner schon damals recht gut verstanden, Worte, welche auf der Bühne gesprochen werden, augenblicklich auf Tagesereignisse anzuwenden und durch demonstrativen Beifall eine politische Stimmung kundzugeben. Bei den Worten: „Die meisten Weiber, die in den Kirchen viel heulen, sind boshaft außer der Kirche", brach ein ungeheurer Beifall aus.

Meine weitern Rollen waren Wallenstein und König Philipp in „Don Carlos". Auch diese nahm das Publikum freundlich auf, obgleich die erstere meiner Ueberzeugung nach eine schwache Leistung war, weil die ungünstige Bühneneinrichtung Raupach's sehr störend auf mich wirkte.

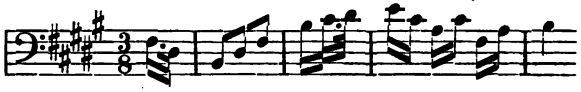
Ich hatte Gelegenheit, manchen trefflichen Vorstellungen im Lustspiel beizuwohnen, worin besonders Döring, Weiß, Gern, Stawinsky, die Damen Charlotte Hagen, Birch-Pfeiffer, Valentini glänzten. Die Darstellungen von „Doctor Wespe", „Die Schleichhändler", „Die kluge Königin" sind mir unvergeßlich, vor allen die letzte, worin Rott als Heinrich VIII. und die Crelinger Charakterbilder aufstellten, die unübertrefflich waren.

Ich fand die Einrichtungen, die Geheimrath von Küstner in administrativer und künstlerischer Hinsicht getroffen, ganz vortrefflich und konnte mich von ihrer

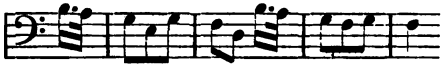
Wirkung selbst überzeugen. Er war berufen worden, ein Sparsystem einzuführen, ohne der Kunst hierbei zu nahe zu treten. In Leipzig, wo er aus eigenem Beutel wirthschaftete, war zunächst sein Sinn auf die Kunst und nicht auf die Kasse gerichtet, und dennoch wußte er hier Beides zu vereinigen, ohne daß eins darunter litt.

Noch am Schlusse des Jahres 1845 wurde ich von unserer Intendanz nach Berlin gesendet, um Jenny Lind für ein Gastspiel in Weimar zu gewinnen. Mehrere schriftliche Anerbietungen hatten keinen Erfolg gehabt. Mir glückten die mündlichen Unterhandlungen durch die Unterstützung, welche mir meine verehrte Freundin Charlotte Birch-Pfeiffer zu Theil werden ließ. Bei dieser Gelegenheit wohnte ich der neuen Oper „Das Feldlager in Schlesien" bei und konnte nur bedauern, daß so viel Geld, Zeit und Mühe an diese musikalische Curiosität gewendet worden war. Die ganze Fabel basirt eigentlich auf dem Flötenspiel des alten Fritz, der hinter der Scene seiner Phantasie freien Spielraum läßt und sich in den halsbrechendsten Passagen ergeht, die von einer Bauerdirne auf der Scene nachgeahmt werden und welche Jenny Lind mit nie dagewesener Virtuosität ausführte. Den Schluß der Oper bildete ein großes Tableau, worin Friedrich der Große in einer Glorie erscheint. Döring gab auch in der Gesichtsmaske ein treues Conter-

fei des Unſterblichen. Wo blieben bei dieſer Oper die elektriſchen Blitze, über die der berühmte Meyerbeer früher gebot? Ich ſah dieſe Curioſität vor einigen Jahren unter dem Titel „Der Nordſtern" in Wiesbaden wieder, wobei ſich der alte Fritz in Peter den Großen verwandelt hatte. Ob dieſer auch Flöte blies und in einer Glorie erſchien, kann ich nicht ſagen, da ich ſchon nach dem erſten Acte das Haus verließ, in die Anlagen ging und einige reizende Melodien aus „Robert dem Teufel" vor mich hinſummte. Daß letztere Oper wirklich ins Volk gedrungen, bewies mir ein Badegaſt, der einige Zellen von mir zu gleicher Stunde im ſchwarzen Bären badete und unaufhörlich die Phraſe des Bertram:



ſang. Nichts iſt einem Muſiker peinlicher als ſolche beſtändige Wiederholung, die nie zum Schluſſe gelangt. Darum fuhr ich fort:



u. ſ. w.

Ein: „Ich danke Ihnen vielmals! Ich konnte mich wahrlich nicht auf den Fortgang beſinnen!" war die Antwort und ein herzliches Gelächter bildete den Schluß unſerer muſikaliſchen Converſation.

Am 24. Jan. 1846 ſollte unſer langerſehnter Gaſt,

Jenny Lind, als Norma auftreten. Mein Chef beauftragte mich, ihr bis Halle entgegen zu fahren und von da aus das Amt ihres Reisemarschalls zu übernehmen. Vorher sollte ich mich aber nach Leipzig begeben, um mir eine dort gastirende Tänzergesellschaft anzusehen und sie nach Befinden gleichfalls nach Weimar einzuladen. Ihre Mittelmäßigkeit ersparte mir den Antrag. Da ich die Lind erst am 17. zu erwarten hatte, blieb ich in Leipzig und wohnte einem der berühmten Tunnelbälle in Gesellschaft Herloßsohn's und vieler alten Freunde bis zu früher Morgenstunde bei. Kaum war ich wieder in meinem Gasthofe und eben erst eingeschlafen, als ich durch die Nachricht geweckt wurde, es sei eine Stafette an mich da. Mein Chef schrieb mir in Telegraphenstil: „Sofort mit der Eisenbahn nach Berlin fahren. Lind Dienstag bei Hof singen müssen. Küstner will keinen längern Urlaub geben. Alles aufbieten, unsern Zweck zu erreichen. Beiliegenden Brief persönlich an Graf Redern übergeben. Abends 8 Uhr. Spiegel." Ja, er hatte gut reden von persönlich an Graf Redern übergeben. Auf den Ball hatte man mich trotz meines Reiseanzugs freundlich zugelassen, aber Staatsvisiten konnte ich ohne Frack u. s. w. nicht machen. Ich entwarf daher augenblicklich eine Depesche in gleichem Lapidarstil an meinen Freund Isensee, der von ziemlich gleicher Gestalt

mit mir war. „Um elf Uhr nach Berlin fahren müssen — schwarzer Frack, weiße Halsbinde, Weste und Glacéhandschuhe dazu nöthig — Unnennbare selbst besitzen — alles Uebrige sofort schicken — halb elf Uhr selbst auf Bahnhof sein.“ Das Verlangte kam umgehend, und zur genannten Stunde stellte sich auch Isensee pünktlich auf dem Bahnhofe ein, um sich zu erkundigen, ob ich seit letzter Nacht verrückt geworden sei.

In Berlin kostete es allerdings manchen Weg, manche dringende Bitte, und manche einflußreiche Fürsprache war nöthig, ehe der Intendant einwilligte, seine Sängerin früher zu beurlauben und das bereits festgestellte Repertoire zu ändern. Allein es gelang dennoch. Am 21. Morgens sieben Uhr hielt ich in meinem Wagen vor der Wohnung der „schwedischen Nachtigall“ und brauchte keine Minute lang zu warten; die strengste Pünktlichkeit gehörte unter die vielen seltenen und trefflichen Eigenschaften, welche Jenny Lind schmücken. Daneben lernte ich auch auf dieser Reise zu meiner wahren Freude und Bewunderung die einfache Natürlichkeit und den reinen, edlen Sinn der hochgefeierten Sängerin kennen. Als Reiselectüre hatte sie Goethe's „Geschwister“ bei sich und erbat sich von mir die Erklärung einiger Stellen. Das gab mir Gelegenheit, ihr Mancherlei von dem mitzutheilen, was ich von Goethe wußte. Sie nahm daran

das lebhafteſte Intereſſe und erzählte mir darauf mit prunkloſer Beſcheidenheit von ihrem eigenen Leben und Bildungsgange. Nachdem ſie in ihrem Vaterlande Muſik ſtudirt, in Stockholm ſchon Concerte gegeben und Unterricht ertheilt hatte, war ſie mit den auf dieſe Weiſe geſammelten, nicht bedeutenden Geldmitteln unter dem Schutze einer ſchwediſchen Familie nach Paris gegangen, um Garcia's Unterricht beizuwohnen, nicht als deſſen Schülerin einzutreten. So hatte ſie denn in größter Zurückgezogenheit ſechs Monate lang in Paris gelebt, aber mit einem Fleiß, einer Energie und Ausdauer Garcia's Schule ſtudirt, welche wohl ebenſo ſelten und bewundernswürdig waren als ihre künſtleriſche Begabung. Zu dieſem Urtheile kam ich und mußte jeder Sachverſtändige kommen, der Garcia's Methode und die Zeit, welche andere begabte und fleißige Schülerinnen zu ihrer Ausbildung bedurften, kannte und dann Jenny Lind hörte.

Jenny trat als Norma auf. Trotzdem, daß man die Preiſe der Plätze verdreifacht hatte, waren doch alle Räume des Theaters überfüllt, der Beifall des Publikums enorm. Ihre Charakterzeichnung war ſehr verſchieden von der der Schröder-Devrient, nicht ſo grandios-leidenſchaftlich, doch einheitlich und wohl durchdacht; in Mimik und Plaſtik blieb ſie hinter ihrer großen Vorgängerin zurück, aber als Sängerin erreichte

sie unter allen, welche ich bis dahin gehört, das höchste Ziel. Ihre Technik war vollendet zu nennen, da sie jeden Ton ihrer umfangreichen Stimme mit Sicherheit beherrschte und gleich der Unger-Sabatier den Coloraturen Wärme einzuhauchen wußte. In der Neuzeit kann man darin nur die Artôt ihr zur Seite stellen.

Ihre zweite Rolle war die Amine in der „Nachtwandlerin", worin sie ein so naturtreues, psychologisches Charakterbild gab, daß sie als Darstellerin wie als Sängerin den höchsten Gipfel der Kunst erreichte.

Obgleich sie fast alle Einladungen ausschlug, hatte sie doch die Freundlichkeit, einen Abend in meiner Familie zu verleben. Auf ihren Wunsch waren außer dieser nur der Dichter Anderſen und Director Röder aus Nürnberg, der gekommen war, sie für ein Gastspiel dorthin zu gewinnen, gegenwärtig.

Die Damen saßen mit Stickereien beschäftigt um den Tisch, Anderſen in ihrer Mitte, sein reizendes Märchen „Der Tannenbaum" mit liebenswürdiger Naivetät vorlesend. Nachdem der Tannenbaum seine Chamäleonsrolle ausgespielt, verließ Jenny ihren Platz, setzte sich ans Klavier und sagte: „Nun will ich Euch ein paar schwedische Lieder vorsingen." Diesen folgten noch einige deutsche. Wir alle waren bezaubert nicht nur durch ihren unübertrefflichen Gesang, sondern auch durch ihre

ungekünstelte Liebenswürdigkeit, und unvergeßlich wird gewiß jedem Theilnehmer dieser genußreiche Abend sein.

Daß sie, wo es sich nöthig machte, die große sich ihres Werths bewußte Künstlerin zur Geltung zu bringen wußte, davon sollte ich bei dem Hofconcert, das ihrem Gastspiel voranging, Zeuge sein. Nachdem die höchsten Herrschaften sie begrüßt, kamen auch einige Damen ersten Rangs und sprachen gegen mich den Wunsch aus, ihr vorgestellt zu werden. Sie nahm das excentrische Lob derselben mit freundlicher Bescheidenheit entgegen. Da drängte sich ein guter, dem weimarischen Hof nicht angehörender Cavalier in unsern Kreis, und ohne sich der Künstlerin vorstellen zu lassen, wendete er sich mit den Worten an sie: „Nun, das war ja ganz allerliebst! Recht hübsch! Wirklich recht hübsch!“ Die beiden Gräfinnen sowie ich kamen in einige Verlegenheit, die Lind aber nicht. Sie sah mit besonderer Hoheit den naiven Sprecher über die Achsel an, und ohne etwas zu erwidern, wandte sie sich wieder zu den Damen.

Die dritte Rolle der Lind sollte die Vestalin sein, aber Unwohlsein hinderte sie an der Ausführung dieser anstrengenden Partie. Das Publikum mußte sich mit einem Concert begnügen, aber man war ja glücklich, wenn man auch nur ihren Gesang bewundern konnte.

Dreizehntes Kapitel.

Nürnberg. — München. — Wien.

Von diesen drei in der Kunstgeschichte hochberühmten Städten hatte ich bisher noch keine besucht, weshalb ich meinen nächstjährigen Urlaub (1846) benutzte, um sie kennen zu lernen. Nebenbei gab ich in Nürnberg einige Gastrollen, wozu mich mein langjähriger Freund Director Röder eingeladen. Die Sommereinnahmen sind dort, wenn nicht ein hochgefeierter Name das Publikum ins Theater lockt, sehr kärglich. Indessen da ich auf die Hälfte der Einnahme spielte, gewann ich doch so viel, um meine Reisekosten bis Wien zu decken. Es war mir ja auch weniger um Geldgewinn zu thun, vor allem wollte ich die Meisterwerke mit eigenen Augen schauen, welche die großen Künstler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, Albrecht Dürer, Peter Vischer, Adam Kraft, Veit Stoß, geschaffen hatten. Diese wie die ganze

Stadt intereſſirten mich weit mehr als der Beifall des Publikums und der Geldgewinn. Hier war alſo der Ort, wo Hans Roſenblüt (1450), genannt der Schnepperer*), ſeine bejubelten Faſtnachtsſchwänke mit ihren Zoten und Unfläthereien dem Publikum zur Anſchauung brachte, welches ſich daran ebenſo ergötzt haben mag, wie das unſerige, wenn Neſtroy in den „Sieben Mädchen in Uniform" als Batallie von Manaſſe's Brautnacht mit Judith die Kataſtrophe mit den drei Lichtern dem Publikum vorlas. Roſenblüt war der Gott des Tages, bis Hans Sachs, von dem Gervinus ſagt, er ſei ein Reformator in der Poeſie ſo gut wie Luther in der Religion und Hutten in der Politik geweſen, mit ſeinem erſten Drama „Das Hofgeſinde Veneris" auftrat und dem Unweſen ſteuerte. Da ſtand ich nun vor Sachs' Haus, in deſſen Räumen jetzt leibliche Nahrung gereicht wird, denn es iſt ein Wirthshaus geworden. Da ſtand ich vor dem Eingange, über den die Nach- oder auch Mitwelt ein treues Conterfei des unſterblichen Dichters nebſt einer Inſchrift hat hinſtellen laſſen. Ich blickte zu dem Bilde des Reformators deutſcher Poeſie empor. Die hohe gefurchte Stirn, die ſinnenden, prüfenden Augen, die gebogene Naſe, der feingeſchnittene Mund, das ehrwürdige

*) Spaßmacher, Zotenreißer.

Haar mit dem gekräuselten langen Bart zogen mich mächtig an, ehe ich dazu kommen konnte, die Inschrift zu lesen, die so lautet:

Also war ich, Hans Sachs, gestalt,
Gleich einundachtzig Jahre alt,
Zehn Wochen, dazu fünf Tag,
Da ich von hinn' schmerzlich mit Klag
Durch die allmächtig Gotteswahl
Ward gefordert aus dem Jammerthal
1578.

Ein gleiches Bild mit Inschrift, auf Blech gemalt, befindet sich in Weimar auf der großherzoglichen Bibliothek, das sich in Sachs' Haus befunden und von Karl August und Goethe bei ihrer Anwesenheit in Nürnberg angekauft wurde. Ob jenes oder dieses das Original ist, möchte wohl schwer zu entscheiden sein.

Alles Schöne, was ich sah, suchte ich in mein Gedächtniß einzuprägen: das Grabmal des heiligen Sebaldus von Peter Vischer, dessen Gänsemännchen, den beweglichen Todtenkopf, Adam Kraft's Grablegung Christi und das wunderbare Sacramentshäuschen, Veit Stoß' Crucifixe außerhalb der Sebalduskirche, die Glasmalereien in der Lorenzkirche, wo mich besonders das Volkamer'sche Fenster durch seine Farbenpracht entzückte, Dürer's Haus mit seinen vorspringenden Stockwerken, seinen breiten Fenstern und dem mächtigen Erker, in welchem er seine

Meiſterwerke geſchaffen. Armer Dürer! König der deutſchen Maler! Wie ſind damals Deine Schöpfungen belohnt worden! Der höchſte Preis, den Du erringen konnteſt, war für ein großes Bild 300 fl. Man ſollte meinen, manchem Modemaler unſerer Zeit, der ſich ſeine gefärbte Leinwand dreifach mit Dukaten belegen läßt, müßte bei der Erinnerung daran die Röthe in die Wangen ſteigen.

Der Sitzungs- und Kaiſerſaal im Rathhaus, die vielen kunſtvollen Brunnen, die Kirchen, Brücken, Giebel, Lauben, Erker, Alles zog mich ſo mächtig an, daß ich die Kunſthöhe jener Jahrhunderte anſtaunte. Als ich den Johanniskirchhof betrat, um Dürer's Grabmal zu ſehen, glaubte ich mich in die Zeit der Pharaonen verſetzt. Numerirte Granitwürfel von ſieben Fuß Länge, zwei Fuß Höhe und Breite bedeckten die Gräber der Vorzeit, in deren Mitte ſich Dürer's Denkmal erhebt. Auf einem der Würfel befindet ſich Peter Viſcher's oben erwähnter Todtenkopf. Die Idee König Ludwig's, die Einwohner Nürnbergs zu veranlaſſen, ihre Neubauten im alten Stil aufzuführen, finde ich ganz vortrefflich, denn die Häuſer des jetzigen Jahrhunderts ſind den alten würdigen Bauwerken gegenüber abſcheulich, ſie hätten das würdige Gewand des alten Nürnberg in eine Harlekinsjacke verwandelt.

Die Zeit meiner Abreise war gekommen, und Freund Röder brachte mich zur Post, da die Eisenbahn bis Augsburg noch nicht eröffnet war. Zu meiner großen Freude wurde Willibald Alexis (Häring), den ich als Dichter längst kannte und nun auch als liebenswürdigen Menschen kennen lernte, mein Reisegefährte bis München. Mit uns fuhr noch ein junger Architekt, den die Prinzessin Albrecht von Preußen nach München sandte, um in der königlichen Glasmalerei Fenster für eine neue Kirche zu bestellen. Durch ihn fand ich später Eintritt in jene Anstalt, die sonst Jedem verschlossen bleibt. Unser Gespräch drehte sich hauptsächlich um alte und neue Kunst und wurde nur durch wenige Stunden Schlaf unterbrochen.

In München trennte ich mich von Häring, da unsere Interessen auseinandergingen. Ich und mein Architekt kehrten im Hotel Maulik ein und mußten uns glücklich preisen, ein Zimmer im vierten Stock gemeinschaftlich beziehen zu können, wofür wir täglich zwei Gulden bezahlten. Ich war nur gewillt gewesen, einige Tage in München zu verweilen, um es flüchtig zu betrachten und dabei meinen alten Freund, den Kammersänger Beyer, zu besuchen, doch es hielt mich durch seine neue Kunst ebenso fest als Nürnberg durch seine alte. Beyer wurde mein treuer Cicerone und führte mich zu allen Perlen und

Demanten, die der kunſtſinnige König Ludwig in ſein altes, theilweiſe zopfiges München hat faſſen laſſen und wodurch er ſeinen Namen in der Kunſtgeſchichte unſterblich gemacht hat. Obgleich die Baſilika noch ohne Fußbekleidung war, denn man hatte den Marmorboden noch nicht gelegt, entzückte dieſes Prachtwerk mich doch; nicht minder die im ſchönſten gothiſchen Stil erbaute Maria-Hilfkirche in der Vorſtadt Au. Von dem Rieſenwerk der Bavaria ſah ich nur das vollendete Modell und den bereits gegoſſenen Kopf. Alles, was ich ſah, übertraf weit meine Erwartungen. Dem König Ludwig muß das deutſche Volk dankbar ſein, vor allen aber die Bürger ſeiner Reſidenzſtadt, denn er hat München zu einer Weltſtadt gemacht. Und doch gab es damals noch verbohrte Köpfe, die ſeinen edlen Kunſtſinn eitle Prunkſucht und Verſchwendung nannten. Ein königlicher Beamter, der mir bei Tiſche gegenüberſaß und deſſen Bekanntſchaft ich bei meiner Ankunft gemacht, fragte mich: „Na, haben's ſich den Firlefanz, der dem Lande ſo viel Geld koſtet, nu gnug angeſchaut?“ Ich erwiderte ihm darauf, daß ich mich gerade wegen dieſes Firlefanzes ſo viele Tage in München aufhielte; das Bier, ſo trefflich es auch ſei, hätte mich nicht halten können, und ſo wie mir erginge es jährlich Tauſenden. Darum möchten immerhin Manche dem Könige wegen der Unſummen abhold ſein, die er

auf die Kunst verwende, sie würden bald durch den Erfolg bekehrt werden und ihre spätesten Nachkommen noch den König Ludwig segnen.

Auch das Schloß nahm ich in Augenschein, wo mir besonders der prachtvolle Thron- und Ahnensaal mit den mächtigen vergoldeten Bronzestatuen bairischer Fürsten gefiel, unter denen sich auch der jähzornige Otto befindet. Ihm machte ich eine tiefe Reverenz, denn ich hatte oft die Ehre gehabt, ihn auf der Bühne nicht ohne Glück zu repräsentiren. Wilibald Alexis traf ich zu meiner Freude unter den Besuchern. Der Castellan führte mit den Worten: „Nun kommen wir in das Zimmer der schönen Damen", weiter. Auch hier documentirte sich Ludwig's Schönheitssinn. Durch Stieler's Meisterhand, dem wir das beste und treueste Bild Goethe's verdanken, hat er die Portraits der ersten Schönheiten Münchens ohne Unterschied des Ranges malen lassen und dieses Zimmer damit geschmückt. Hier sieht man das Diadem, den Federhut neben dem silbernen oder goldenen Ringelhäubchen; aller Standesunterschied hört auf und nur die Schönheit ist Herrscherin. Hier würde Paris von neuem in nicht geringe Verlegenheit gerathen sein, wem er den Preis zutheilen solle. Mich fesselte am meisten das Bildniß eines Mädchens in hellblauem Atlasgewande. Der Spitzenschleier, der vom Kopfe herab über die schimmern-

den Schultern fällt und unter der halbentblößten Bruſt ſich verſchlingt, die Roſe im dunklen glänzenden Haar, das ſehnſüchtig ſchwärmeriſche Auge — ich glaubte das Urbild der Emilia Galotti vor mir zu ſehen und war bezaubert davon.

In Schwanthaler's Atelier überraſchte mich ein neues Gebilde ſeiner großen Meiſterſchaft: eine Venus von carrariſchem Marmor, die für den König von Würtemberg beſtimmt war. Schwanthaler erſchien mir in dieſer neuen Schöpfung als ein zweiter Pygmalion, der ſeiner Galathea Leben eingehaucht hat. Blutſtröme ſchienen dieſen wunderbaren Körper zu durchwogen und ein roſiger Schein von ihnen durch den weißen Marmor zu dringen. Die Göttin der Liebe in keuſcher Jungfräulichkeit und anmuthiger Schamhaftigkeit ſtand vor meinen entzückten Blicken. In der Mitte des Rückgrats, nach der linken Schulter zu, befand ſich im Marmor ein kleiner hellbrauner Fleck; mein Begleiter bedauerte dieſen Fehler des ſonſt ſo ſchönen Marmors, ich aber freute mich darüber, denn er hatte die Form eines Muttermals und verlieh dem roſigen Körper noch mehr Reiz und Leben. Noch viele frühere Werke dieſes großen deutſchen Meiſters fand ich in ſeinem Atelier im Modell vor und ſah, daß das neunzehnte Jahrhundert das fünfzehnte nicht nur erreicht, ſondern in Vielem übertroffen hatte. Mit

gehobener Bruſt, mich glücklich fühlend, ein Deutſcher zu ſein, verließ ich des Meiſters Werkſtatt.

Auch im Theater wurden mir mehrere genußreiche Abende zu Theil; beſonders in der Oper fand ich ein ganz vortreffliches Zuſammenwirken. Orcheſter und Sänger, an deren Spitze Franz Lachner ſtand, wurden unter ſeiner Meiſterleitung ein harmoniſches herzerhebendes Ganzes. Die Zeiten Weber's, Guhr's und Ludwig's I. von Heſſen ſchienen mir zurückgekehrt. Ich wohnte der Vorſtellung der „Hugenotten" und der der „Entführung aus dem Serail" bei, und beide waren höchſt gelungen zu nennen. Das Enſemble der Soliſten beſtand aus den Damen Rettig, Hetzenecker, Diez, von denen die erſtere ſich als eine ganz vortreffliche Coloraturſängerin erwies. Wie Perlen entſtrömten die ſchwierigſten Intervalle ihrem Munde, aber trotz des reinen, klangvollen Tons und der erſtaunlichen Fertigkeit erwärmte ſie mich nicht, weil ich die Seele im Tone vermißte. Fräulein Hetzenecker als Valentine bildete durch ihren dramatiſchen Vortrag, ihr Feuer und ihre Innigkeit zu jener einen vollkommenen Gegenſatz, beſaß jedoch nicht deren reinen, umfangreichen Stimmfonds. In Frau Diez lernte ich eine reizende Soubrette kennen. Härtinger war als Raoul in Geſang und Spiel vortrefflich, nicht minder der wackere Künſtler Pelegrini als Marcel und Osmin. Als zwei tüchtige

Opernkräfte bewährten sich noch die Herren Diez und Lenz. Im Schauspiel sah ich die „Jäger" und den „Kaufmann von Venedig", worin der treffliche Gruner als Oberförster und Shylock gastirte. Leider kam ich zu spät nach München, um ihn als Franz Moor und Mephistopheles zu sehen, die, wie man mir allgemein sagte, ausgezeichnete Leistungen von ihm wären.

Auch das Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft wurde mir zu Theil. Wir verlebten einen heitern Mittag bei Herrn von Elsholtz zusammen, dem ein fröhlicher Abend auf Pschorr's Sommerkeller, in welchen mich Freund Bayer bereits eingeführt hatte, folgte. Ich fühlte mich sehr behaglich in dieser Lokalität, zumal da wir viele unserer Collegen dort trafen. Gutes Bier hebt den Unterschied der Stände in München auf. Hier sieht man vornehme Damen mit Federhüten neben dem einfachen Ringelhäubchen, den hohen Staatsbeamten und Offizier neben dem Handwerker und Soldaten; jeder hat sein Maß Bier vor sich stehen. Unbesorgt können Frauen und Mädchen solche Orte besuchen, da trotz der gemischten Gesellschaft kein rohes, unsittliches Wort fällt.

Die Darstellung der „Jäger" konnte man im Ensemble nur mittelmäßig nennen, hingegen die des „Kaufmann von Venedig" ganz ausgezeichnet; vor allen strahlte Constanze Dahn hervor, die die Partie der Portia so mei-

sterhaft gab, wie ich sie nie gesehen. Alles vereinte sie: liebenswürdigen Humor, Schalkheit, Grazie, schöne Persönlichkeit, kurz, alle Erforderniſſe zu diesem interessanten weiblichen Charakter besaß sie und wußte sie zur Geltung zu bringen. In der Gerichtsscene entwickelte sie in den Gefühlsmomenten eine Kraft der Rede, die mich zur Bewunderung hinriß, und noch jetzt bin ich dieser herrlichen Künstlerin dankbar für den genußreichen Abend.

Ich war kunstmüde geworden und sehnte mich nach der Natur, darum machte ich mit Beyer und ein paar Freunden einen Abstecher nach dem Starnberger See. Possenhofen am westlichen und Schloß Berg am östlichen Ufer mit ihren schönen Anlagen wurden in Augenschein genommen und in der Villa Leoni, einer wohleingerichteten Wirthschaft, übernachtet. Der Tag war so heiß, daß die Sonne die Luft zittern machte, selbst als sie schon ihr Strahlenhaupt im dunkelgrünen See badete. Deshalb konnten wir erst gegen Abend auf einem leichten Nachen mit kräftigen Ruderern nach Possenhofen übersetzen. Schon lugte der aufgehende Mond über das prachtvolle Gebirge herüber und beleuchtete Wasser und Erde in wunderbarer Schönheit; er wurde unser Fackelträger bei der Rückfahrt. Auf einer der in den See hineingebauten Halbbrücken nahmen wir ein gutbereitetes Abendbrod ein, wobei uns Luna ein Wasserfeuerwerk zum Besten gab

und die kräuselnden Wellen eine sanfte Melodie dazu spielten, bis wir sie mit dem kräftigen Lied Mendelssohn's „Wer hat dich, du schöner Wald" ablösten. Die Worte paßten zwar nicht auf den See, aber das Lied machte sich doch gut.

Ich war von dieser herrlichen Natur so erfrischt, daß ich nach meiner Rückkehr nach München meine Kunstwanderungen von vorn hätte beginnen können, allein die Zeit meines Aufenthalts war bereits überschritten, und so fuhr ich denn um die Mittagsstunde meinem nächsten Ziele Salzburg zu.

Der Fond des Eilwagens war besetzt. Ich bedauerte bei der glühenden Hitze die armen Insassen, denn ich saß mit dem Conducteur in aller Bequemlichkeit im Coupé. Auf der nächsten Station sollte die Sache aber anders werden. Vor dem Posthause stand ein vollkommen ausgewachsener Falstaff. „Is noch Platz?" schrie das Ungeheuer in Form eines Stückfasses. Ich bekam einen Todesschreck, als der Conducteur die Frage mit Ja beantwortete. „Herr", rief ich voll Entsetzen, „sind Sie des Teufels? Diese Dampfmaschine begräbt uns ja bei lebendigem Leibe!" Lächelnd sagte der Schalk: „Na, na! Sein's nur ruhig, der fahrt nit mit, aber sei bildsaub'res Madle, die Peppi, die werden's sich schon gefallen lassen." Und richtig, ein wunderhübsches Mädchen von 16—18

Jahren kam herangesprungen und hüpfte mit einem „Grüß Gott" in den Wagen, sich zwischen mich und den Conducteur setzend. „Grüß mer de Muhm!" — „I dank! Werd's ausrichte", war der Abschied zwischen Vater und Tochter. In dem Mädchen schienen sich kindlicher Frohsinn, Muthwille und Schwärmerei zu paaren; dabei besaß sie eine sympathische Stimme. Daß sie dem wohlhabenden Bauernstande angehörte, bezeugte der feine, etwas kurze Rock, das Sammtmieder mit silbernen Knöpfen, das kleine Mützchen, hinter welchem das goldblonde Haar in eine Welle zusammengefaßt war, und die schön gemusterten blauen Strümpfe. Das runde Apfelgesichtchen mit seinen Rosenwangen, in denen sich Grübchen bildeten, so oft sie lächelte, was nicht selten geschah; dazu die himmelblauen schalkhaften Augen, die zuweilen einen schwärmerischen Ausdruck annahmen, alles das machte sie liebreizend und paßte vollkommen zu ihrer Tracht. Man konnte sie nach ihren Körperformen für älter halten, aber ihr unbefangenes kindliches Wesen widersprach dem. Die purpurnen etwas aufgeworfenen Lippen waren in fortwährender Bewegung, und endlich fragte sie mich, was ich für ein Landsmann sei. „Ein Thüringer", erwiderte ich. „O je", rief sie aus, „i hab a an Vetter in Thüringen, der uns vergangnes Jahr besucht hat, der spricht aber nit so gedrechselt wie Sie,

der raſcht ſo." — „Gewiß ein Ruhler", ſagte ich lachend. Sie ſah mich groß an und erwiderte: „Da hab i gewiß was Dummes geſagt!" — „Nein, mein Herzchen, Sie ſind ein liebes natürliches Kind, an dem ich mich herzlich erfreue", verſicherte ich ihr. „Dann is ſchon recht! Der Vatter ſagt a, daß ich ä geſpaßiges Ding ſei, aber ich glaub's net." So plauderte das liebe Kind fort, bis wir in Roſenheim ankamen, um dort zu Nacht zu eſſen. Sie holte ihr Koberchen hervor und wollte im Wagen ſitzen bleiben, was ich aber nicht duldete und ſie durch Zureden bewog, bei Tiſche wie im Wagen meine Nachbarin und mein Gaſt zu ſein. Ich beorderte den Kellner, uns eine Flaſche Wein zu bringen, worauf ſie mir leiſe ins Ohr flüſterte: „A Bier wär mir lieber geweſt." Ich wollte ihren Wunſch erfüllen, aber ſie hielt mich zurück und ſagte: „Na na, laſſen's nur, er wird mir a net ſchaden! Bei Hochzeiten und Kindtaufen gibt's bei uns a Wein." So redſelig ſie im Wagen geweſen, ſo ſchweigſam war ſie hier. Ich fragte ſie, als wir zur Weiterfahrt wieder Platz genommen, warum ſie bei Tiſche ſo ſtill geweſen wäre. „Ei, die Damen drüben haben mich ſo curios angeſchaut, als wann ſich's luſtig über mi machten, und das hat mi verdroſſen." Was ſie auf dem Herzen hatte, mußte auch auf die Zunge. Es war eben ein unverdorbenes Naturkind, was Jeden für ſich einnehmen mußte.

Nachdem ihr Mäulchen eine Weile pausirt hatte, rief sie plötzlich: „Jeses Marie! Was schnarcht der Conducteur, der steckt einen ja a an, i bi schon ganz müd', oder is der Wein?" Ich wollte ihr meinen Eckplatz überlassen, aber sie nahm ihn nicht an. Nicht lange darauf schlief sie wirklich ein, und ihr Köpfchen neigte sich auf meine Schulter. Ein scharfer Luftzug drang durch das offene Fenster, und da das liebe Kind, wie mir schien, nur leicht gekleidet war, so bedeckte ich sie mit einem Theile meines Mantels. Auch ich folgte endlich dem Beispiele der Andern und schlief so fest, daß mich erst die Morgensonne erweckte. Ein Gleiches geschah mit meiner lieben Nachbarin, die sich ganz verwundert umschaute und, als sie sich mit meinem Mantel bedeckt sah, mir mit einem innigen Blick die Hand drückend sagte: „Sie sind doch a gar zu lieber Mann, mein Vatter könnt net besser für mich sorge." Ihr Ziel war Salzburg, wo sie eine Muhme besuchen wollte, bei der sie zwei Jahre gelebt. Ihr Mäulchen kam wieder in Bewegung und nannte mir alle schönen Punkte, die ich sehen müßte, besonders pries sie die prächtige Aussicht vom Schloß und Mönchsberge.

Um sieben Uhr früh fuhren wir in Salzburg ein, wo die Muhme meinen Schützling bereits im Posthofe erwartete. Wie Peppi in den Wagen gesprungen, sprang sie wieder heraus, umhalste die Tante, richtete die Grüße von Vater

und Mutter aus und fügte sogleich hinzu, wie gut ich gegen sie gewesen und wie ich für sie gesorgt hätte. Ich wollte von Peppi Abschied nehmen, da ich Abends weiter führe, aber davon wollten beide nichts wissen, und so wurde denn für den Nachmittag noch eine Zusammenkunft auf dem Mönchsberge verabredet.

Ich ließ meine Sachen auf der Post und nahm einen Lohndiener an, der mir alles Sehenswerthe zeigen mußte, was bald geschehen war, da ich Kirchen, mächtige Gebäude ꝛc. genug gesehen hatte. Nur am Mozart-Standbild verweilte ich, dann ging es direct zum Schloß hinan. Der Anblick vom Thal aus auf das Schloß wie von diesem selbst ist unbeschreiblich schön, und keine deutsche Stadt, außer Coburg en miniature, hat einen nur ähnlichen aufzuweisen. Dann umkreiste ich den Mönchsberg, und da sich oben eine Wirthschaft befand, beschloß ich, den übrigen Theil des Tages dort zu verweilen, und beauftragte den Lohndiener, mich zur Post abzuholen, wann es Zeit sei. Ein kühles schattiges Plätzchen, von wo aus ich die herrliche Gegend bewundern konnte, war bald gefunden. Hier ließ ich mich nieder, und das schönste Panorama von Felsen, Wäldern und Wiesen mit Baumgruppen entfaltete sich vor meinen entzückten Augen. Ich saß geschützt gegen den glühenden Sonnenhimmel, an dem sich kein Wölkchen blicken ließ; doch wie der Mensch

öfters das Gegentheil von dem, was man ihm bietet, verlangt, so rief ich begeistert aus: „Wie erhaben müßte sich hier oben ein Gewitter ausnehmen!“ — „Wünschen's sich das ja net“, sagte die Kellnerin hinter mir, die das Frühstück brachte; „die sein schrecklich hier! Wann's mal in den Kessel rein kommen, gehn's nimmer raus.“ Sie mochte Recht haben, auch hätte ich ja dann das liebe Mädchen nicht wiedersehen können. Das erste Glas leerte ich bis zur Nagelprobe auf das Wohl meiner Frau und Kinder. Wein, Frühstück und Mittagsbrod machten der Wirthschaft Ehre. Zwei Uhr war bereits vorüber, als ich meine kleine Reisegefährtin daherschreiten und, als sie meiner ansichtig wurde, mir entgegenspringen sah. Ich fragte nach der Muhme, aber die hatte nicht mit gekonnt, weil sie „so Ziehen im Bein hätt'“, aber zur Post würde sie noch kommen. Ich ließ Kaffee kommen, und das liebe Naturkind, an dessen herzlicher Unbefangenheit und Schönheit ich mich immermehr erfreute, nahm mit den Worten: „Net wahr, hier is gar schön? Hier bin i oft gesesse!“ an meiner Seite Platz. Unter traulich-herzlichem Gespräch waren einige Stunden vergangen, als ich zu meinem Schrecken sah, daß mein unbedachter Wunsch, ein Gewitter hier zu erleben, erfüllt werden sollte. Aus den Schluchten des Gebirges stiegen finstere Wolken empor, die sich immer höher thürmten; sie kamen

mir vor wie eine Proceſſion ſchwarzer Mönche mit weißen Scapulieren, oder wie deren Schatten, welche kamen, aus dem in ein Wirthshaus verwandelten Kloſter die lärmenden Gäſte zu vertreiben. „Kind", ſagte ich, „wenn dieſes ſchwarz und weiß geſtreifte Ungeheuer den Kamm erſt überſchritten hat, ſo fällt es gleich über uns her; darum iſt es beſſer, wir ſuchen Dach und Fach." Ich eilte mit ihr nach dem Wirthshauſe, aber noch ehe wir es erreichten, fielen große Tropfen, und als wir die Schwelle betraten, krachte ein furchtbarer Donnerſchlag, der das Gebäude erzittern machte, aber noch mehr das Mädchen, das ſich feſt an meine Seite ſchmiegte und zuſammen zu brechen drohte. Ich mußte ſie faſt in die Gaſtſtube tragen, wo mehrere Gäſte ſich an die hintere Wand geflüchtet hatten, um dem Hagel zu entgehen, der wie ein Strom durch die geöffneten Fenſter drang. Da ſaß das liebe bebende Kind, meinen Arm feſt umklammernd, und wisperte bei jedem Blitz und Schlag ein „Jeſes Marie!" Mir ſelbſt wurde bei dem furchtbaren Wetter ganz unheimlich. Endlich löſte ſich das Ganze in einen wohlthuenden Regen auf. Mein Lohndiener kam, um mich zur Poſt abzuholen; der wackere vorſorgliche Burſche hatte einen großmächtigen Regenſchirm bei ſich, worunter ich und Peppi beim Rückweg Platz fanden. Der arme Kerl wurde freilich naß, aber der doppelte

Lohn, den ich ihm gab, wird ihn wohl einigermaßen entschädigt haben. Voller Angst und Schrecken empfing uns im Posthause die Muhme. „Jeses, was hab' i für 'ne Angst ausgestanden um Sie und das Madle! I wär ja selbst komme, wann's nur net so gehagelt hätt'!" Vor der Abfahrt baten mich beide um meinen Namen und Wohnort, die ich ihnen aufschrieb, damit es ihnen später nicht gehen sollte, wie dem guten Pschorr in München, der sich meinen Namen durchaus nicht merken konnte und mich sogar einmal mit „Herr Schinoos" anredete. Wir nahmen Abschied von einander wie alte liebe Freunde, und mein Schützling hatte sogar ein paar Thränen im Auge.

Die Eilwagen waren zu jener Zeit auf dieser Route sehr bequem eingerichtet; im Fond saßen zwei Personen, im Coupé der Conducteur und noch ein Passagier. Mein Reisegefährte nach Ischl war ein preußischer Offizier, der im Jahre 1813 in Weimar verwundet gelegen hatte. So gaben die Erinnerungen an jene große Zeit, wo das deutsche Volk sein Vaterland vom fremden Joch befreit, uns Stoff genug zu einer lebhaften Unterhaltung. Es freute mich namentlich, einen Offizier zu finden, der von Jugend auf den Soldatenstand sich zum Berufe gewählt hatte und, gerechter als viele seiner Kameraden, auch die Thaten der Freiwilligen nach Verdienst rühmte.

Die Natur verlangte endlich ihr Recht, und obgleich das Gewitter zurückzukehren schien, schliefen wir doch unter Blitz und fernem Donner ein. Unser Schlaf konnte nur von kurzer Dauer gewesen sein, als ein Blitz, der die geschlossenen Augenlider durchdrang, und ein gräßlicher Schlag ihn unterbrachen. Schnell wie unser unangenehmer Wecker waren wir aus dem Wagen heraus und sahen nicht weit von uns einen brennenden Baum und unsere Vorderpferde im Graben liegen. Während der Conducteur das Sattelpferd hielt, sprangen wir dem Postillon zu Hülfe. Erst glaubten wir, die Thiere wären erschlagen, doch dem war nicht so. Sie zitterten an allen Gliedern, und nur durch Zureden und Streicheln brachten wir sie endlich wieder auf die Beine. Nur das Schütteln der Köpfe und das Wiehern, als wollten sie uns erzählen, was ihnen begegnet sei, hielten noch eine Weile an. Indem wir noch so beschäftigt waren, fuhr ein Vierspänner mit Laternen am Wagen in gestrecktem Trabe an uns vorbei nach Salzburg zu. Unser Postillon rief ihm ärgerlich nach: „Na Du, nimm Di in Acht!" und er mochte bei dem über uns schwebenden Gewitter Recht haben. Die Pferde waren nun so weit beruhigt, daß wir unsere Reise fortsetzen konnten.

Die Schönheiten Ischls blieben mir verschlossen, denn es regnete so, als ob der Himmel alle seine Schleußen

aufgezogen hätte. Erſt als ich in Ebenſee das Dampfboot beſtieg, klärte er ſich auf, und die Strahlen der Sonne verliehen dem graugrünen Felſenkeſſel den Glanz des Chryſopras. Ich war begierig zu ſehen, wie wir endlich aus dieſen Felſenriffen, die den See ganz einengen, ins Freie gelangen würden, da öffnete ſich plötzlich das letzte Felſenthor und vergönnte dem Blicke, ins Freie zu ſtreifen. Zur linken Hand thronte auf einem hohen Felſen, der ſteil ins Waſſer abfällt, ein Kirchlein, zu dem viele fromme Menſchen zogen, um ihrem Gotte näher zu ſein. Es war ein erhebendes und romantiſches Bild zugleich. Das reizende Gmunden, das von Vielen Klein-Venedig genannt wird, weil es ebenfalls dem See entſtiegen ſcheint, breitete ſich vor unſern Blicken aus. Ich ſchwelgte im Genuß dieſer Natur, und erſt der Kellner im Wirthshaus riß mich mit ſeiner proſaiſchen Speiſekarte aus meinen Träumereien. Obgleich ich kein Bedürfniß nach Trank und Speiſe fühlte, beſtellte ich doch aus Rückſicht gegen den Gaſtgeber eine Portion Krebſe, die mir bereits als vortrefflich empfohlen waren. Es iſt bekannt, daß dieſes Gericht eher hungrig als ſatt macht, und ſo erging es auch mir. Kaum hatte ich die ſechs großen, ſchmackhaften Traunſeekrebſe vertilgt, ſo nahm ich die Speiſekarte abermals zur Hand, da ſtand: Eine Portion Krebſe 12 Xr. Münze. Darunter: Einer ditto

10 Xr. Münze. Wenn auch mein Magen nach dem Genuſſe der Krebſe nach kräftigerer Koſt verlangte, ſo mußte ich doch zunächſt die Bekanntſchaft dieſes zinnoberrothen Jünglings machen, ſchon um meine Naturkenntniſſe zu bereichern. Er kam und hatte ziemlich die Größe eines Hummers, nur daß ſein Fleiſch viel feiner war. Wie Hamlet nahm ich die Schreibtafel heraus und notirte: „Nicht nur die Natur um Gmunden muß man bewundern, ſondern auch die Traunſeekrebſe.“

Die Pferde-Eiſenbahn bis Linz kann man eben nicht amüſant nennen, und meine Reiſegefährten trugen nichts dazu bei, mir die Langeweile zu vertreiben. Es ſaßen zwar auch ein paar niedliche Mädchen mit hohen goldenen Hauben mir gegenüber, aber was waren ſie im Vergleich zu meiner lieblich plaudernden Peppi!

Im goldenen Adler zu Linz angekommen, war mein erſter Gang in den Speiſeſaal, denn mein Magen verlangte endlich eine kräftigere Nachkoſt auf die Krebſe. Der Kellner, den ich bei meiner Wahl um Rath fragte, denn der Kukuk mag wiſſen, was für ein Stoff ſich hinter den ſeltſamen Benennungen verbirgt, ſagte: „Eſſen Ew. Gnaden ein Matroſenbratel, des is a Delicateſſe, wie's kane mehr gibt.“ Die Sauce roch und ſchmeckte allerdings vortrefflich, aber da mein ſonſt ſtarkes Gebiß nicht gewohnt war, Rindsleder zu zermalmen, ſo gab ich

das Gericht dem guten Rathgeber alsbald zurück und ließ mir Wiener Schnitzel kommen, womit meine Zähne beſſer fertig wurden.

Den andern Morgen beſtieg ich das Dampfboot und fuhr der Kaiſerſtadt zu. Auf demſelben traf ich den Fürſten L., den ich in Franzensbad vor mehreren Jahren hatte kennen lernen; ſeine Gemahlin und zwei erwachſene Töchter begleiteten ihn. Ich grüßte ihn ehrerbietig und wartete ruhig ab, ob er mich anſprechen würde, denn bei großen Herren ſind Tag und Stunde nicht immer gleich, aber er trat ſofort auf mich zu und begrüßte mich aufs wohlwollendſte mit ſeiner gewohnten Liebenswürdigkeit. Er erwies mir auch die Ehre, mich ſeiner Gemahlin und Töchtern vorzuſtellen. Durch ihn erfuhr ich, daß der Erzherzog Albrecht ſich gegenwärtig in Salzburg auf einer Inſpectionsreiſe befände und daß ihm vorgeſtern Nacht bei dem furchtbaren Gewitter unweit Salzburg ein paar Pferde vor dem Wagen erſchlagen worden wären. Ich erzählte ihm hierauf mein Abenteuer und bedauerte ſehr, den Erzherzog nicht zu treffen, da ich einen Brief von meinem gnädigſten Herrn, dem Erbgroßherzog von Weimar, an Sr. Kaiſerliche Hoheit abzugeben habe. „Oh, da ſein's ruhig", ſagte der Fürſt „er kehrt in wenigen Tagen zurück. Geben's Ihren Brief nur an einen der dienſtthuenden Adjutanten auf der Comman-

dantur; wann der Erzherzog zurück iſt, wird er Sie ſchon rufen laſſen."

Die Donaufahrt iſt großartiger als die zu Rhein, die keine impoſanten Anblicke, wie z. B. auf die Abtei Melk, gewährt, und doch iſt mir die letztere ſympathiſcher. Als mir die Ruine des Dürrenſtein in Sicht kam, mußte ich an Leopold von Oeſterreich, der Richard Löwenherz hier gefangen gehalten, an ſeinen Befreier Blondel und den wunderlichen Grétry denken, der in ſeiner gleichnamigen Oper dem ritterlichen Löwenherz eine Caſtratenſtimme octroyirt hat.

Abends gegen ſechs Uhr kam ich in Wien an, ſtieg in der Stadt Frankfurt ab, und nachdem ich mich umgekleidet, war mein erſter Gang ins Kärntnerthortheater, wo „Robert der Teufel" gegeben wurde. Ich hatte viel Rühmliches von dem Enſemble gehört und war demnach aufs äußerſte geſpannt. Damals ſang Fräulein Zerr die Iſabella, Fräulein Liebhardt die Alice, Joſeph Erl den Robert und Karl Formes den Bertram. Iſabella tremulirte ſo gewaltig, daß meine Glieder mit zu zittern anfingen. Alice machte bei jedem hohen Ton eine Kopfſchwenkung nach der rechten Schulter, als müßte ſie ihn von dort wegbeißen. Robert war eine ſich langſam einher bewegende Maſchine mit ſtets lächelndem Geſicht, nur Bertram machte eine rühmliche Ausnahme von den

Andern. Karl Formes beſaß zu jener Zeit eine der ſchönſten Baßſtimmen, gleich klangvoll und markig durch mehr als zwei Octaven; dabei hatte er als Sänger etwas gelernt; aus dem Schauſpieler blickte freilich noch der Anfänger durch, beſonders mißfiel mir das öftere Schütteln des Körpers, ſodaß man fürchten mußte, er möchte mit ſeinen Hüften an die eine oder andere Couliſſe anrennen. Es war damals dieſe Unſitte von mancher Sängerin eingeführt worden, ſelbſt die Schröder-Devrient hatte ſie zeitweilig angenommen, war vielleicht gar die Erfinderin derſelben oder hatte ſie einer Italienerin als wirkſam abgelauſcht. Von einem Manne hatte ich dieſe Unart noch nicht geſehen, aber trotzdem gefiel mir Formes in jeder Beziehung am beſten, und doch opponirte eine kleine Partei gegen den gerechten Beifall, der ihm vom Publikum zu Theil wurde. Bei dieſem Kampfe amüſirte mich beſonders eine junge ſchöne Dame mir gerade gegenüber in einer der erſten Ranglogen, die Partei für den tüchtigen Sänger oder auch für den ſchönen kräftigen Mann nahm; bei jedem Ziſchen ſchüttelte ſie ihr blondes Lockenhaupt, wandte ſich mit einem Tigerblicke dem Orte zu, wo die Ziſcher ſtanden, und applaudirte um ſo heftiger. Wer der Orcheſterdirigent an dieſem Abend war, weiß ich nicht, aber ſo viel wurde mir klar, daß kein Weber oder Lachner an der Spitze ſtand, denn, die

Bühnenmitglieder mit inbegriffen, kam mir das Ganze wie ein schwankendes Schiff vor. Nach dem dritten, übrigens sehr wohl gelungenen Finale entfernte ich mich.

Am andern Tage gab ich den Brief meines Fürsten auf der Commandantur ab und fand in dem Adjutanten Grafen Z. einen höchst freundlichen jungen Mann, der mir die Versicherung gab, mich von der Rückkehr Sr. Kaiserlichen Hoheit sofort in Kenntniß setzen zu wollen. Alsdann suchte ich meinen langjährigen Freund, Ludwig Löwe, und noch einige andere meiner Collegen auf, mit denen und einigen neuen Bekannten ich sechs fröhliche Tage und Abende verlebte. Auch meinen alten verehrten Freund Castelli fand ich im besten Wohlsein. Löwe stellte mich dem Intendanten, Grafen Moritz von Dietrichstein, vor, der mich gleich mit den Worten empfing: „Sind Sie der Mann von Christine Böhler?“ und als ich bejahte, fortfuhr: „Also Sie sind der Glückliche, der Dianens stolzes Herz bezwungen hat? Wir vermutheten schon, als sie damals, nach ihren Triumphen auf unserer Bühne, die glänzendsten Anerbietungen ausschlug, daß es eine geheime Liebe sei, die sie nach Leipzig zurückzöge.“ Noch von mehreren Seiten her erfuhr ich, daß meine Frau im besten Andenken bei dem ältern wiener Publikum stand. Castelli hatte ihr damals folgendes schöne Gedicht ins Stammbuch geschrieben:

Stille Waſſer ſind tief[1].

Du willſt nicht bleiben hier in unſern Mauern,
Vertröſteſt uns auf Harren und Geduld,
Dich kann ich nicht, ich kann nur uns bedauern,
Doch ſprechen wir uns frei von aller Schuld[2].
Was gäb' es auch, was uns noch übrig bliebe,
Dich feſtzuhalten hier in unſerm Kreis?
Wir wandten Bitten an, Kabal und Liebe[3],
Man bot der Fürſtin[4] fürſtlich hohen Preis.
Wir hätten's einem Rudolf gern verziehen,
Der, Hedwig[5], Dich den Leipzigern geraubt,
Doch wer ſich naht', bereute ſein Bemühen,
Du ſchlugſt ihn ſchnell wie jenen auf das Haupt.
Und wär ein Taſſo[6] ſelbſt Dir hier erſchienen
Und hätte Dir ſein Lieb und ſich geweiht,
Und wär' ein Peter[7], um Dich zu verdienen,
Dir einen Thron zu geben auch bereit,
Umſonſt! Kathinka lohnt nicht unſerm Triebe,
Dorthin will ſie, woher den Weg ſie nahm.
Was wirket ſolche Wunder? Nur die Liebe.
Ach ſag' uns doch: Wer iſt der Bräutigam?[8]
Wir wollen, Deine Sehnſucht Dir zu ſtillen,
Bewilligen Dir ſelbſt den höchſten Lohn.
Ach nenn' ihn nur! Ja um Dianens[9] willen
Sei uns willkommen auch Endymion.

Graf Dietrichſtein erkundigte ſich mit großem Intereſſe nach den Kunſtzuſtänden Weimars und ob ſich das Theater auf der hohen Stufe erhalten, die es unter Goethe erreicht. Ich gab ihm nach meiner Ueberzeugung

---

[1] Baronin Holmbach. [2] Ierta. [3] Louiſe. [4] Fürſtin in „Eliſe Walberg". [5] „Banditenbraut." [6] Prinzeſſin. [7] „Das Mädchen von Marienburg." [8] Wilhelmine. [9] „Dona Diana."

Antwort und sprach endlich den Wunsch aus, mein Talent auf dem Hofburgtheater prüfen zu dürfen, worauf er mich mit großer Freundlichkeit zu einem Gastspiel für nächstes Frühjahr einlud.

Ich hatte so viel Ruhmvolles von den Leistungen des Hofburgtheaters, aus dessen Künstlerkreis ich schon mehrere hervorragende Mitglieder kannte, gehört, daß meine Erwartungen aufs höchste gespannt waren. Dennoch wurden sie nicht nur erfüllt, sondern sogar übertroffen; die Darstellung des „Correggio" begeisterte mich. Löwe in der Titelrolle und Wilhelmi als Michel Angelo errangen nach meinem Dafürhalten den Preis.

Das Leopoldstädter Theater war im Bau begriffen, und im Theater an der Wien sah ich nur Nestroy's „Lumpacivagabundus", worin Beckmann den Schuster spielte und den wiener Dialekt mit dem berliner vertauschte. Ich kann aber nicht sagen, daß der Eindruck, den das Ganze auf mich machte, ein durchgängig befriedigender gewesen wäre.

Eine große Freude wurde mir noch durch das unerwartete Zusammentreffen mit Franz Liszt, den ich im Jahre 1841 in Weimar hatte kennen lernen, zu Theil. Aus jener anfänglichen flüchtigen Begegnung gestaltete sich in der Folge ein vieljähriges Zusammenleben, eine Theilnahme und ein Mitwirken an seinen hohen Bestre-

bungen, ein — wie ich mich wohl rühmen darf — freundschaftlicher Verkehr.

Der Erzherzog Albrecht war zurückgekehrt, wovon mich sein Adjudant Graf Z. persönlich in Kenntniß setzte und mich benachrichtigte, daß Se. Kaiserliche Hoheit mich nächsten Sonntag um elf Uhr Morgens empfangen würde. Das machte nun allerdings einen Strich durch meine Rechnung, denn in Reichenau war Kirchweih. Löwe hatte der dortigen Kirche ein neues Altarblatt verehrt, ich aber mit ihm und Freund Prechtler verabredet, dem Volksfeste beizuwohnen, welches am Sonnabend und Sonntag gefeiert wurde. So sagte ich denn den ohne mich abreisenden Freunden ein wehmüthiges Lebewohl. Als aber der Sonnabendmorgen anbrach, litt es mich nicht länger in Wien; ich überlegte mir die Sache nochmals, fand sie ausführbar, faßte einen raschen Entschluß und reiste den Freunden nach. So sah ich den Semmering in der Nähe, nahm in Gloggnitz einen Wagen, fuhr durch ein höchst romantisches Thal und war gegen sechs Uhr in Reichenau. Auf meine erste Frage an den Wirth: „Wo sind der Hofschauspieler Löwe und der Dichter Prechtler zu treffen?“ erwiderte derselbe: „Dort gäng's grad' hin!“ — „Das sind ja ein paar Steiermärker!“ — „Ja, sie sein's aber doch“, bekräftigte der Mann mit freundlich schmunzelndem Gesicht. Wahr-

lich, sie waren es! „Heda", rief ich, „Ihr Gamsjager nohmt mi a mit!" Ueberrascht juchzten sie auf, als sie den unerwarteten Nachzügler erblickten.

Wir machten einen Spaziergang ins Höllenthal, aus dem ein mächtiger Schneeberg emporsteigt. Die nächste Umgebung Reichenaus fand ich idyllisch und die Formation der Gebirge höchst romantisch. Ein Haus auf einer der Höhen der Südseite, was sehr wohnlich aussah, bezeichnete mir Löwe als eine sehr gute Restauration. Dahin wandte ich später meine Schritte, als ich mir die hübschen Mädchen und Burschen und die Feierlichkeit genug angeschaut, denn da ich in Wien nur frugal gefrühstückt hatte, verlangte mein Magen seinen Tribut. Löwe und Prechtler gingen erst noch zu einer Audienz bei dem Minister, welcher dem Feste ebenfalls beigewohnt hatte, versprachen aber bald nachzukommen. Bevor ich den Weg antrat, beauftragte ich meinen wackern Kutscher, mich ja abzurufen, wenn es Zeit zur Rückfahrt sei. Ich nahm in einer Weinlaube vor dem freundlichen Hause Platz, von wo aus man einen entzückenden Blick auf das Dorf, den Thalkessel, durch den sich ein silberheller kleiner Fluß schlängelt, und das Gebirge hatte, und ließ mir einen Schoppen Steirischen und ein reichliches Nachtessen geben. Der Abend brach herein, und über das Thal verbreitete sich ein blauroſa-duftiger Schleier, während

die nahen und fernen Bergkuppen goldene Hauben trugen. Tiefe Stille umgab mich oben und wurde nur aus der Tiefe herauf durch Jubel, von Böller- und Büchsenschüssen begleitet, unterbrochen. Ich schwelgte in dieser Naturschönheit und bedauerte nur, daß die daheim gebliebenen Lieben nicht mit mir genießen konnten.

Die Ceremonie unter mir schien endlich ihr Ende erreicht zu haben, und wie ein Bienenschwarm zog es den Berg herauf, voran meine beiden Freunde, juchzend und die Hüte schwenkend. Alle die prächtigen Menschen, Männer, Frauen, Burschen und Mädchen, waren herzensselig und gaben sich ihrer festlich frohen Stimmung ohne Rückhalt hin. Das war überall ein Händedrücken und Umarmen! Löwe und Prechtler, als die Gefeierten des Tages, wurden auch von den schmucken kräftigen Dirnen ganz unbefangen abgeküßt und ich, als Dritter im Bunde, bekam gleichfalls mein mir gar nicht unwillkommenes Theil ab. Nun wurde ein Steirischer aufgespielt. Ich nahm eine schlanke Dirne in den Arm und suchte ihr zu beweisen, daß ein neunundvierzigjähriger Thüringer auch noch ihren Nationaltanz ausführen könne. Endlich kam mein braver Kutscher und erinnerte mich an die vorgerückte Stunde, sonst hätte ich wahrlich unter den fröhlichen Menschen die fürstliche Audienz versäumt.

Die Rückfahrt war so wonnevoll, wie ich sie mir bei

dem herrlichen Mondschein gedacht. Früh bei Zeiten traf ich wieder in Wien ein und ging zur bestimmten Stunde auf die Commandantur, um dem Erzherzoge meine Aufwartung zu machen. Ich erschrak, als ich das Vorzimmer von hohen Offizieren und Beamten ganz angefüllt fand, denn das lange Warten ist von jeher nicht nach meinem Geschmacke gewesen, und darauf mußte ich mich, dem Anscheine und der Ordnung nach, hier wohl gefaßt machen. Indessen der Graf Z. kam mir gleich freundlich entgegen und meldete mich sofort bei seinem Herrn. Kaum war er hinein, so öffnete sich abermals die Thür und der Fürst rief selbst meinen Namen. Er empfing mich mit liebenswürdiger Humanität und war so gnädig, mir die Versicherung zu geben, daß er meinen Wunsch, am Burgtheater zu gastiren, bei dem Grafen Dietrichstein befürworten werde. Ich dankte geziemend und bemerkte, daß ich bereits dem Herrn Grafen vorgestellt und dieser so freundlich gewesen sei, mich zu einem Gastspiele im nächsten Mai einzuladen. „Um so besser, und wann Sie kommen, vergessen Sie nit bei mir vorzusprechen", sagte der liebenswürdige Fürst. Ebenso gnädig, wie er mich empfangen, entließ er mich.

Mit dem Abendzuge fuhr ich über Olmütz nach Prag und hatte das Vergnügen, in einen Wagen zu kommen, dessen Räder so ausgefahren waren, daß ich immer empor-

flog, als ob ich auf einem Harttraber ſäße; dazu meldete ſich noch die Gicht in meinem rechten Fuße, die mich ſo derb packte, daß ich in Prag nur mit Hülfe zweier Männer den Wagen verlaſſen konnte, um zur Poſt zu fahren und mich ſchnell einſchreiben zu laſſen. Zu meinem Leidweſen fuhr dieſe erſt in drei Stunden nach Dresden ab. Was war da zu thun? Um mich in meinen Schmerzen zu zerſtreuen, nahm ich einen Fiaker, der mich an alle die Punkte fahren mußte, welche ſo liebliche Erinnerungen für mich bargen.

Die zweite nächtliche Fahrt nach Dresden war noch peinvoller für mich, denn die fatale Gicht wurde immer ungeberdiger. Indeſſen fand ich bei der liebevollen Pflege meiner Verwandten raſch Geneſung und eilte dann, ohne mich in Leipzig weiter aufzuhalten, nach Weimar zurück, da mein Urlaub bereits ſeit mehreren Tagen abgelaufen war.

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.

Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauſpielers.

Vierter Theil.

Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauſpielers.

Von

Eduard Genaſt.

Vierter Theil.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1866.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen behalten ſich der Verfaſſer und die Verlagshandlung vor.

Erſtes Kapitel.

Rücktritt des Herrn von Spiegel. — Kammerherr von Ziegeſar. — Gaſtſpiel in Wien, Breslau und Leipzig.

Herr von Spiegel hatte mit Umſicht neunzehn Jahre der weimariſchen Bühne vorgeſtanden und ſich nach und nach auch Fachkenntniß erworben, wo dieſe aber nach ſeiner Ueberzeugung nicht ausreichend war, ſtets den Rath ſeiner Regiſſeure in Anſpruch genommen. Man konnte ihm das als ein Verdienſt anrechnen, denn nur ſelten zeigen die Herren, welche zu Theaterintendanten beſtellt werden, die nothwendige Beſcheidenheit; meiſt glauben ſie die Sache beſſer zu verſtehen als Männer vom Fach. Außerdem hatte Herr von Spiegel manche ſchätzenswerthe Eigenſchaft; er achtete die Kunſtanſtalt und vertrat bei jeder Gelegenheit deren Angehörige nach oben. Bei großen Hoffeſten wurden ſtets die erſten Kräfte des Theaters hinzugezogen, wodurch ſeine Untergebenen dem Publikum gegenüber eine geachtete Stellung gewannen. Er

war gerecht gegen Jeden und hielt strenge Ordnung auf der Bühne, wie sie zu Goethe's Zeiten üblich gewesen war. Bei jeder Probe war er anwesend, wodurch die Würde der Anstalt aufrecht erhalten und das Ganze künstlerisch gehandhabt wurde.

Leider ließ sein Eifer in den letzten Jahren seiner Administration nach. Lücken entstanden im Personale, die nur ungenügend oder gar nicht ausgefüllt wurden. Mit der Aufstellung des Repertoires war man nicht ohne Grund unzufrieden, kurz, man sah aus Allem, daß ihn die Mühe und Last seines Amtes drückte. Am 1. Juli 1847 legte er die Intendanz nieder, und Herr von Ziegesar trat an seine Stelle. Dieser, ein weimarisches Landeskind, war preußischer Lieutenant gewesen und später als Kammerherr bei dem erbgroßherzoglichen Hofe angestellt worden. Der junge Mann spielte sehr hübsch Klavier, ohne gerade Musiker zu sein, hatte oft das Theater besucht und brachte viel Eifer und Liebe für dasselbe mit. Man hielt ihn demnach befähigt, die Leitung des Theaters zu übernehmen. Er trat mit Anspruchslosigkeit sein Amt an, da er wohl selbst fühlen mochte, daß ihm zu demselben noch die nöthigen Kenntnisse fehlten. Die Mitglieder kamen ihm mit williger Freundlichkeit entgegen und seine Regisseure standen ihm mit Rath und That treulich zur Seite.

Man war vor allem darauf bedacht, eine junge dramatiſche Sängerin und einen erſten Liebhaber zu gewinnen, da die bisherige Beſetzung dieſer Fächer nicht genügte.

Wie ich bereits erwähnte, hatte mich Graf Dietrichſtein zu einem Gaſtſpiel nach Wien eingeladen, und Anfang Mai 1847 reiſte ich dahin ab.

Ich nahm diesmal meinen Weg über Dresden, Prag und Olmütz. Nachdem ich in erſterer Stadt übernachtet hatte, beſtieg ich am andern Morgen ein bequemes, wohleingerichtetes Dampfboot. So fuhr ich an den mit Reben bepflanzten Hügeln, an den Schluchten und Höhen, die mein Fuß als Jüngling durchwandert und erſtiegen, dahin, und manches liebliche Bild der Vergangenheit wurde in mir wach. Da ſtand ſie ja über Pillnitz, die alte Ruine, an deren epheuumrankten Mauern ich mit Julie ſo glückliche Stunden verlebt; da ſah mein Geiſt in ſtiller Einſamkeit ein verliebtes Pärchen ſitzen, das ſiebzehnjährige Mädchen mit unſchuldsvollen Augen und reinem Herzen ſich an den zwanzigjährigen Jüngling ſchmiegend, der die Heißgeliebte an ſein jubelndes Herz zog. Der fünfzigjährige Mann vergaß in dieſem Augenblicke die Gegenwart und weihte dem ſüßen, ſeelenvollen Weſen, das der Tod in dem blühenden Alter von ſechsundzwanzig Jahren von der Seite eines geliebten Gat-

ten und dreier lieben Kinder gerissen hatte, eine Thräne tiefster Wehmuth.

Bevor wir noch die östreichische Grenze erreichten, brachte mir ein Passagier einen nicht geringen Schrecken bei; derselbe behauptete nämlich, daß man nirgends strenger auf Tabak fahnde als auf dieser Station. Ich hatte, da ich nun einmal dem Laster des Schnupfens ergeben war und das galizische Kraut mir durchaus nicht zusagte, von Dresden ein Pfund meiner Sorte in zwei Paqueten mitgenommen, die ich in aller Gemüthlichkeit in meiner Rocktasche trug. Der wohlmeinende Herr versicherte mir aber, daß sie auch da nicht ganz sicher wären. Ich steckte sie daher in aller Eile in meine weiten Stiefelschäfte. Hätte der visitirende Cerberus den untern Theil meines Körpers schärfer ins Auge gefaßt, so würde er ob meiner Säbelbeine Argwohn geschöpft haben; da er das aber nicht that, so ging die Visitation glücklich vorüber und ich brachte mein Nasenlabsal ohne weitere Gefährdung mit nach Wien.

In Prag hielt ich einen Rasttag. Obgleich sich mein Gastspiel im Jahre 1818 dort gegen sechs Wochen ausgedehnt, so waren mir doch zwei Merkwürdigkeiten entgangen, auf die mich später erst meine Frau aufmerksam machte: die reichen, mit Edelsteinen und Perlen gestickten Meßgewänder, welche die Kapuziner in Verwahrung

haben, und das Karmeliterkloſter, worin die unverwesliche heilige Maria Electa ſeit zweihundert Jahren ihren Thron aufgeſchlagen hat. Was kümmerten mich zu jener Zeit alle Perlen der Welt, da die ſchönſten meine Eliſe unter ihren Korallenlippen trug, was ein unverweslicher Leichnam, da ich eine lebende Heilige in meine Arme ſchließen durfte! Diesmal aber wollte ich doch Beides in Augenſchein nehmen und begab mich zunächſt zu den Kapuzinern. Aber ein freudiges Staunen bei den überreichen Schätzen, die ich allerdings vorfand, wollte bei mir nicht aufkommen, vielmehr erfaßte mich ein förmlicher Zorn, wenn ich bedachte, wie viel Millionen heißer Thränen der Noth und Armuth mit dem enormen Reichthum getrocknet werden könnten, der hier an Diamanten und Perlen aufgeſpeichert liegt, wahrlich nicht im Geiſte der Religion der Liebe und Demuth, ſondern nur im Sinne des fanatiſchen Aberglaubens, der zu Ehren Gottes ſolche Kleinodien anzuſammeln wähnt, anſtatt dieſelben zum Frommen der Mitmenſchen zu verwerthen.

Darauf ging ich zum Kloſter der Karmeliterinnen und ließ mich durch den Lohndiener mit dem Bemerken, ich wünſche meine Ehrfurcht der heiligen Electa zu bezeigen, melden. Mein Führer machte mich mit den ſtrengen Regeln, denen die Schweſtern dieſes Ordens unterworfen ſind, bekannt, daß ſie ein grobes härenes Gewand auf

dem bloßen Leibe trügen, barfuß gingen, ſich nur von Fiſchen und Hülſenfrüchten nährten und des Nachts in ihren Särgen auf Stroh ſchliefen. Man öffnete und ich trat in eine einfache Kirche. Zur Seite des Altars befand ſich eine mit einem Kreuzgitter verſchloſſene Vertiefung, die einen großen Schrank mit Fenſtern enthielt, in welchem eine tiefverhüllte Nonne ſtand. Dicht an das Gitter herantretend begrüßte mich die Nonne mit den Worten: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“ — „In Ewigkeit!“ erwiderte ich, mich verbeugend. Sie trug ein braunes härenes Gewand, das eine Schnur mit Roſenkranz über den Hüften zuſammenhielt, wodurch die ſchöne ſchlanke Geſtalt, mehr groß als klein, ſich hervorhob. Ihr Haupt bedeckte ein dichter ſchwarzwollener Schleier, in dem ſich zwei Oeffnungen befanden, die mich ſchwärmeriſche rehfarbene Augen ſehen ließen. Dieſe konnten freilich auch einer Alten angehören, doch widerſprachen dem die ſchönen weißen Hände und der jugendliche Klang ihrer Stimme. Die Heilige trug daſſelbe Gewand wie die Nonne, nur war der Schleier, den ein glänzender Kranz auf dem Kopfe feſthielt, zurückgeſchlagen, um außer den Händen auch das Geſicht ſehen zu laſſen. Das alte gelbe Pergamentgeſicht intereſſirte mich viel weniger als das arme junge Weſen mit ſeinen rehfarbenen Augen, welches mir dieſes mediciniſche Kunſtſtück zeigte. Ob dieſe beweglichen

Arme und Hände einer Gliederpuppe angehören, könnten, wenn sie dürften, nur die Nonnen verrathen. Ein profanes Auge wird nie in dies Geheimniß dringen. Meine Ehrfurcht gegen die Heilige bewies ich dadurch, daß ich scheinbar der jungen Nonne Alles, was sie mir über Maria Electa mittheilte, glaubte, obgleich ich im Stillen über solchen frommen Kinderglauben lächeln mußte, den diese gewiß mit voller Ueberzeugung aussprach, denn ihr Auge begeisterte sich mehr und mehr bei ihrer Erzählung. Ich hätte mich nun füglich empfehlen können, aber ich konnte den Wunsch nicht unterdrücken, die weiche, schöne Stimme noch länger zu hören und dabei in die schönen Augen zu blicken. Ich fragte:

„Wie lange, fromme Schwester, gehören Sie diesem Orden an?"

„In meinem neunzehnten Jahre bin ich als Novize eingetreten, habe drei Jahre lang alle Regeln streng erfüllt, und endlich hat man mich gewürdigt, noch vor der Zeit meine Gelübde abzulegen."

„Und wie lange ist das her?"

„Zwei Jahre."

„Ist es wahr, fromme Jungfrau, daß die Ordensregel den Schwestern gebietet, in einem Sarge auf Stroh zu schlafen?"

„So ist es, mein Herr."

„Und grauſt Ihnen bei Ihrer Jugend nicht vor dem unheimlichen Lager?“

„Anfänglich wohl, jetzt nicht mehr! Es iſt ja das Bett, das uns einſt alle erwartet, in welchem unſer müder Leib Ruhe und Frieden finden wird, wenn unſere Seele zum ewigen Heil in das Himmelreich eingegangen iſt. Dort werde ich meinen Bräutigam wiederfinden, vor deſſen Bild ich hier auf Erden nur unter Thränen beten kann. Dort werde ich ihn nicht mehr gekreuzigt, ſondern an der Seite ſeines himmliſchen Vaters ſehen, und die heilige Jungfrau Maria wird unſern keuſchen Bund auch im Himmel ſegnen.“

Das Mädchen intereſſirte mich immer mehr, denn ſolche Sprache konnte nur aus dem Munde einer Gebildeten kommen.

„Man hat mir geſagt, daß Sie Tag und Nacht nur dieſes härene Gewand auf dem bloßen Körper tragen?“

Sie ſchlug verſchämt die Augen nieder und neigte ihr Haupt. Ich ſelbſt ſchämte mich meiner ungehörigen Frage und fuhr ſchnell fort: „Und daß Sie ſich nur von Fiſchen und Hülſenfrüchten nähren?“

„So iſt es, mein Herr! Und auch daran mangelt es zuweilen, ſo arm ſind wir! Dann freilich müſſen wir die Nothglocke läuten, damit uns gute Menſchen mit dem Erlaubten zu Hülfe kommen.“

„Fromme, ich möchte sagen, heilige Schwester, Sie könnten mich sehr glücklich machen, wenn Sie nur für einen Augenblick den Schleier lüfteten, damit ich Ihr Antlitz mir auf immer ins Gedächtniß präge.“ Sie trat einen Schritt zurück, schüttelte das Haupt und sah mich mit sehr ernsten Augen an.

„Zürnen Sie mir nicht“, fuhr ich fort, „ob dieser kecken Bitte, aber wenn uns Männern ein weibliches Wesen solche Verehrung und Hochachtung einflößt, so ist sie ganz natürlich. Leben Sie wohl! Gott und Ihr himmlischer Bräutigam beschütze Sie auch ferner! Möge diese himmlische Liebe Sie auf Ihrem rauhen Lebenspfade bis zum Tode begleiten und bei Ihrer Jugend die irdische nie in Ihrem Herzen wach werden!“ Der Lohndiener hatte mir einen Gulden als Geschenk genannt, ich schob die vierfache Summe durch das Gitter. Ein wisperndes „Ich danke!“ und „Gott segne Sie!“ waren die letzten Worte dieses frommen Wesens. Tiefes Mitleid für die lebendig Begrabene verfolgte mich den ganzen Tag.

Dies war also das Kloster, in welches Nina Sontag, die jüngere Schwester der berühmten Henriette, Schwärmerei getrieben hatte. Ihr zarter Körper konnte die Qualen der Entsagung nur kurze Zeit ertragen, und auf Verlangen der Priorin mußte die Mutter sie zurückneh-

men. Sie wurde dann im Kloſter Mariaſchein aufgenommen. Dort wird ſie nun am Sarge ihrer verklärten Schweſter, der Gräfin Roſſi, beten, deren letzter Wille geweſen ſein ſoll, in dem Kloſter, wo Nina Nonne ſei, beigeſetzt zu werden.

Ganz gegen meine Gewohnheit wollte ich dieſe Reiſe als guter Oekonom zurücklegen, was mir früher trotz aller Beſtrebungen nie hatte gelingen wollen. Die trefflichen Waggons der thüringer und der ſächſiſchen Eiſenbahnen im Auge habend, nahm ich unbeſorgt einen Platz dritter Klaſſe. Ein tückiſcher Dämon hatte mir dieſen Gedanken eingeflüſtert. Erſtens hatte ich die weite Entfernung von Prag nach Wien nicht bedacht, zweitens die Conſtruction des Wagens, der aus einem langen Gange beſtand, zu beiden Seiten mit Sitzplätzen, die höchſtens $1^1/_4$ Fuß von einander entfernt waren, vorher nicht in Augenſchein genommen. Als ich die Arche Noah's, wo wohl hundert Perſonen ſitzen und ſtehen können, wenn ſie ſich wie Heringe zuſammenſchichten, betrat, wählte ich mir zunächſt einen Eckplatz, um zu erproben, ob meine Kniee nicht mit meinem künftigen vis-à-vis in unangenehme Berührung kommen würden. Das Reſultat war eben kein günſtiges zu nennen, denn meine Kniee, und wenn ich mich auch bis zur äußerſten Grenze des Sitzes zurückzog, ſtießen an die Kante der gegenüber befindlichen hölzernen Bank.

Solange der Waggon noch nicht überfüllt war, machte ich vom Sitzen, Gehen und Stehen Gebrauch; da aber auf jeder Station die Flut der Menschenkinder immer höher stieg, eilte ich auf meinen früher occupirten Platz, den mein hingelegter Nachtsack mir gesichert hatte, zurück. Aber o Schrecken! eine alte dicke Böhmin hatte mir gegenüber Platz genommen und verengte den Raum in unleidlicher Weise. Eine Zeit lang fügte ich mich als demüthiger Christ in meine Lage, aber endlich, da die Dame ihren Beinen immer mehr Spielraum gewährte, wurde mir's zu arg, ich sprang auf und legte, da der Gang ziemlich unbesetzt geblieben war, die übrige Strecke bis Olmütz theils stehend, theils gehend zurück, wobei meine gequetschten und steifen Gliedmaßen wieder in Ordnung kamen. In Olmütz erquickten mich ein treffliches Abendbrod und eine Flasche Melniker. Der Conducteur war so freundlich, mir für die Nacht einen Eckplatz zu reserviren. Als ich ihn eingenommen, kamen zwei hübsche Mädchen, eine Brünette und eine Blondine, herein und setzten sich mir gegenüber. Aus ihrer Unterhaltung konnte ich schließen, daß sie dem wiener Ballet angehörten. Es waren allerliebste muntere Dinger, die ihr Wienerisch höchst ergötzlich sprachen. Ich suchte mein erlerntes Wienerisch hervor und mischte mich in ihr Gespräch mit dem Bemerken, daß ich mich freue, mit so liebenswürdigen Lands-

männinen zu fahren. „Sein Se a aus Wien?“ fragte die Brünette. „Na, und ob! Das hörn's doch!“ ſagte ich. „Geheng's weg! Se ſein ka Wiener! Sagen's mal: Backhändl!“ Damit war meine Weisheit am Ende, denn kein Nordländer iſt im Stande, dies Wort richtig in wieneriſcher Mundart auszuſprechen. Aus dem ſchallenden Gelächter der Mädchen entnahm ich, daß ich die Probe ſchlecht beſtanden. Dies hinderte mich aber nicht, die Unterhaltung mit den heitern Geſchöpfen fortzuſetzen, und die Nachtfahrt wurde amüſanter verlebt, als ich mir gedacht. Die Mädchen waren als Figurantinnen beim Ballet der großen Oper am Kärntnerthor angeſtellt. Nachdem ſie mir das mitgetheilt, rief ich voll Emphaſe aus: „Ei, da ſind wir ja Collegen, wenn auch meine Kunſt nicht in der Gelenkigkeit der Beine beſteht.“ Ich ſagte ihnen, daß ich Schauſpieler ſei und nach Wien reiſe, um am Burgtheater Gaſtrollen zu geben, und wenn ſie mich ſehen wollten, möchten ſie nur beim Theaterdiener, da ich noch nicht wüßte, in welchem Hotel ich Unterkommen finden würde, meine Wohnung erfragen, ich würde ihnen dann Billets geben.

Kurz vor Wien, wenn ich nicht irre, unweit Wagram, wo die Bahn erſt fällt und dann ſteigt, ſtand der Zug, der aus achtundzwanzig Waggons beſtand, ſtill. Alle Verſuche, ihn wieder in Gang zu bringen, blieben fruchtlos, folglich

mußte an der Locomotive etwas nicht in Ordnung sein. Diese wurde abgehängt und fuhr nach Wien, um Hülfe zu requiriren. Während der Zeit des Aufenthalts ging der größte Theil der Passagiere spazieren, um nach der nächtlichen Fahrt die steifen Glieder wieder etwas gelenk zu machen. Endlich kam die sehnlichst erwartete Hülfe, die Conducteure schrieen: „Einsteigen!“ und Alles eilte nach den Waggons. Aber kaum waren wir einige Hundert Schritte fortgeschleppt worden, als der Zug abermals still stand. Da rief eine mächtige Stimme aus einem Coupé erster Klasse: „Oberconducteur! Kommen's her!“ Dieser kam mit tiefster Devotion dahergesprungen; es mußte also ein sehr vornehmer Herr sein, vielleicht der Director selbst. „Was ist denn das für ane verfluchte Wirthschaft?“ schnauzte er den Conducteur an. „Seheng's nach! Am Ende haben die andern Sakermenter gar vergessen aufzubremsen!“ Und so war es, denn kaum war das Donnerwort ausgesprochen, so hörten wir das Knarren und Knirschen der Räder an den Hemmmaschinen. Die ganze Gesellschaft brach über diese Naivetät in ein schallendes Gelächter aus, und im Fluge ging es nun nach Wien.

Da lag sie zum zweiten Mal vor mir, die große mächtige Kaiserstadt, aber so stumpf hatte mich die vierundzwanzigstündige Fahrt gemacht, daß ich ihr nur wenig Aufmerksamkeit schenkte; mein ganzes Streben ging nur

dahin, so bald wie möglich ein Unterkommen zu finden, wo ich mein Haupt niederlegen und meine müden Glieder ausstrecken konnte. Nach langem Suchen fand ich endlich diese Wohlthat im Matschakerhof, die freilich nur aus einem Stübchen im dritten Stock nach dem Hof hinaus bestand. Das beste Möbel darin war ein vortreffliches Bett, das ich sofort benutzte; dem Kellner befahl ich, mich erst nach sechs Stunden zu wecken. Der gute Junge, der mir meine Erschöpfung ansehen mochte, gab eine Stunde zu. Ich fühlte mich nach diesem siebenstündigen Schlaf vollkommen gekräftigt.

Die erste Vorstellung, der ich noch an demselben Abend meiner Ankunft im Burgtheater beiwohnte, war „Kabale und Liebe", worin Joseph Wagner aus Leipzig als Gast in der Rolle des Ferdinand auftrat. Mein Leib war durch Schlaf und Speise erfrischt, hier sollte es auch mein Geist werden, denn es war eine fast in allen Theilen vollendete Darstellung. Altmeister Anschütz spielte den Stadtmusikus Miller. Das war ein lebenswarmes, frisches Bild eines handwerksmäßigen Musikanten aus dem vorigen Jahrhundert. Wenn man selbst eine Rolle oft und gern gespielt hat, so fühlt man ein höheres Interesse, wenn man sie von einem Andern darstellen sieht; die Anforderungen steigern sich, namentlich einem solchen Meister gegenüber; man achtet auf Alles, nicht die kleinste

Nüancirung geht verloren, kurz, man spielt in Gedanken mit. Soweit ich mich selbst beurtheilen kann, blieb meine Leistung hinter der von Anschütz in den beiden ersten Acten zurück. Nur das Verdienst durfte ich, ohne anmaßend zu sein, mir zuschreiben, daß ich auch im fünften Act versuchte, der schlichte Bürger zu bleiben, während Anschütz zum tragischen Heldenvater überging. Der Dichter selbst kann wohl einen Schauspieler durch die poetischen Phrasen, die er seinen alten Miller aussprechen läßt, zu solcher Auffassung verleiten; denn wie passen die Worte: „Du kannst Dich mit einer Schnur Perlen erwürgen!" in den Mund eines Musikanten! Darum ist es Sache des Schauspielers, solche Abnormitäten, die der Dichter sich zu Schulden kommen läßt, in das richtige psychologische Gleis zurückzuführen. Dieser Ausspruch einem Schiller gegenüber mag Vielen kühn erscheinen, er ist aber doch richtig.

Frau Peche, obgleich über das vorgeschriebene Alter der Louise schon lange hinaus, gefiel mir außerordentlich. Was nützen mir alle jungen Louisen, denen die Künstlerschaft zu dieser Aufgabe mangelt, die den sentimentalen, schwärmerischen Charakter der Musikantentochter aus dem achtzehnten Jahrhundert noch schwärmerischer und sentimentaler hinstellen, als es schon der Dichter gethan! Die Peche war eine Louise, wie ich sie nie besser gesehen,

denn sie wußte das rechte Maß zu treffen. Ihre Erscheinung war jugendlich frisch, und wo so Treffliches geleistet wird, braucht man nicht nach dem Taufschein der Künstlerin zu fragen.

Laroche gab den Wurm, soweit die Intention des Dichters es zuließ, menschlich. Er verschmähte alle die Faxen, die so manche Darsteller dieser Rolle anbringen, indem sie womöglich vor dem moralischen Auge des Publikums mit zwei Pferdefüßen und doppelter Hahnenfeder erscheinen. Seine Haltung dem Präsidenten gegenüber war voll Unterwürfigkeit, ohne in widerliche und gemeine Kriecherei auszuarten, während er im Miller'schen Hause eine vornehme Protectormiene annahm. Mit einem Worte, seine Leistung war vortrefflich. Die Krone aber des Abends gebührte nach meiner Ansicht Wilhelmi als Präsident. Persönlichkeit, Organ, Geberde, Rede, Alles bildete ein harmonisches Ganzes. Ich hatte in diesem Genre noch nichts Besseres gesehen; dem Manne konnte man glauben, wenn er sagt: „Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogthum!" Der Präsident ist nach meiner Ansicht der naturwüchsigste Charakter im ganzen Stück, und Wilhelmi wußte ihn meisterhaft zur vollsten Geltung zu bringen.

Die Erwartungen, die ich von Frau Hebbel-Enghaus als Lady Milford gehegt, wurden nicht erfüllt. Ich sah

ſie zum erſten Male, und obgleich ihre Erſcheinung von impoſanter Schönheit war, ſo lag doch in ihrem Spiel eine Kälte, in ihrer Rhetorik eine Monotonie, die mir förmlich peinlich wurden.

Wagner, den ich ſchon von Leipzig her kannte, brachte zur Rolle des Ferdinand alle Erforderniſſe mit: Jugend, ſchlanke Geſtalt, edles Geſicht und ein ſchönes Organ. Seine Leiſtung hätte man höchſt gelungen nennen können, wäre er nicht in den großen Fehler verfallen, den ich ſchon in Leipzig an ihm bemerkt. Sobald er nämlich eine Rede geendet hatte, ſchien er keinen Theil mehr an der Handlung zu nehmen. Aus dem vorher ſo lebenswarmen Menſchen wurde faſt eine lebloſe Statue.

Außer dieſer Vorſtellung ſah ich noch vor meinem Auftreten den „Sohn der Wildniß". So viel wurde mir daraus klar, daß ich hier den Tell, in welcher Rolle ich auftrat, noch einfacher ſpielen müſſe, als ich es in Berlin gethan, wollte ich in dem einfachen, ſchlichten Rahmen nicht als eine fremde Geſtalt erſcheinen. Ich ſchloß mich daher, ſoweit es mir möglich war, dem raſchern Tempo meiner Mitſpieler an, ohne zu verleugnen, daß ich ein Goethe'ſcher und nicht ein Schröder'ſcher Schüler war, fand auch in Laroche (Attinghauſen) und der trefflichen Rettich (Hedwig) zwei Gleichgeſinnte, die Schiller'ſche Jamben in gleicher Weiſe ſprachen. So mochte es

denn kommen, daß das Publikum meine Leistung freundlich und ehrenvoll aufnahm.

Ich bin nie ein Anhänger des allzu ausgeprägten Pathos gewesen, wie er bei einigen Mitgliedern der Goethe'schen Schule zuweilen vorgekommen sein mag, noch weniger des widerlichen Bombastes, den ich im rhythmischen Drama bei einigen Mitgliedern der berliner Bühne fand. Mein Streben ist immer dahin gegangen, die Natur mit dem Idealismus zu verbinden. Diesem Princip bin ich namentlich bei der Darstellung des Tell gefolgt, wo ich mehr den schlichten Landmann, als den Helden hervorhob, das Pathos nur da anwendend, wo es hingehörte. In dem schwierigen Monologe, den schon mein Vater die Klippe für die Darsteller dieser Rolle nennt (Bd. I, S. 148), habe ich es, soweit es der Seelenzustand des aufgeregten Mannes zuläßt, soviel wie möglich zu vermeiden gesucht. Ich werde noch Gelegenheit haben, mich über einige Charaktere der Schiller'schen Dramen, die ich dargestellt, weiter auszusprechen. Daß man in Wien den ganzen fünften Act wegläßt und nach der Ermordung des Landvogts die Scene vor Tell's Haus versetzt und mit dem Zujauchzen seiner Landsleute das Stück schließt, ist unverantwortlich dem Dichter und dem Publikum gegenüber.

Meine zweite Rolle war der Oberförster in Iffland's „Jägern". Sehr bedauerte ich, daß die Rolle der Ober-

förſterin im Beſitze der Frau Brede und nicht der trefflichen Haitzinger-Neumann war. Erſtere hatte ich im Jahre 1822 in Stuttgart auf und außer dem Theater kennen lernen; ſie war eine herzensgute Frau, aber eine mittelmäßige Schauſpielerin mit hohem, dünnem Organ. Da die Haitzinger ſelbſt gegen mich den Wunſch ausſprach, mit mir die Oberförſterin zu ſpielen, ſo machte ich einen Verſuch, dies herbeizuführen, aber umſonſt, denn das eiſerne Rollenmonopol am Burgtheater ſtand noch in ſchönſter Blüte. Zum Glück und Vortheil der Kunſt iſt dieſe alberne Pietät größtentheils jetzt abgeſchafft. Mag es auch vorkommen, daß ein urtheilsloſer Intendant, deren es ja auch zuweilen gibt, einem Schauſpieler, deſſen Kräfte noch vollkommen zu einer Rolle ausreichen, dieſelbe abnimmt und ſie einem minder befähigten überträgt, es iſt nicht ſo ſchlimm, als wenn er zuläßt, daß ein gebrechlicher Greis, ſeiner Aufgabe nicht mehr gewachſen, auf der Bühne hin und her wankt, denn ſo ein alter Schauſpieler, der nur ſich und ſelten die Kunſt im Auge hat, hält eine dankbare Rolle feſter als der Teufel eine arme Seele.

Ich erlaubte mir den Wunſch gegen den Grafen Dietrichſtein auszuſprechen, in meiner dritten Rolle als Wallenſtein oder Götz von Berlichingen aufzutreten, aber Se. Excellenz beſtimmte hierzu den Oliver in „Cromwell's Ende", der, wie ich von allen Seiten hörte, eine ganz vor-

treffliche Leiſtung von Laroche war. Wollte Se. Excellenz mich aufs Glatteis führen? Ich bat ihn, mich von dieſem Wagniß zu dispenſiren, aber er bemerkte, daß er ſehr wünſche, einen Vergleich zwiſchen mir und Laroche anzuſtellen. Alle Gegenvorſtellungen halfen nichts und ich mußte in den ſauern Apfel beißen. Die Sache ging beſſer, als ich nach ſolchem Vorgänger erwarten durfte; man rief mich nach dem erſten, dritten, vierten und fünften Acte hervor.

Erſt ſpäter fand ich Gelegenheit, Laroche in dieſer Rolle zu ſehen. Seine Auffaſſung dieſes Charakters war freilich eine ganz andere als die meine. Zumeiſt kehrte er den zärtlichen Familienvater heraus, während ich den großen Staatsmann, den Reformator und Helden in erſte Reihe ſtellte, ohne die ſchwärmeriſche Liebe für ſeine Betty zu verleugnen. In der Scene im dritten Acte mit Betty brach er über das unkindliche Verlangen der geliebten Tochter in Thränen aus, ich ließ den Zorn die Oberhand gewinnen. Cromwell iſt nicht mehr der Heuchler, wie ihn der Dichter in den „Royaliſten" erſcheinen läßt; hier hat er dieſe Maske gänzlich abgeworfen und ſteht als ein Koloß da, der Staat und Menſchheit unter ſeinen Füßen hält und ſeine kühnſten Hoffnungen verwirklicht ſieht. Ob dieſe Anſicht die richtige iſt, darüber mögen zunächſt der Autor und der Geſchichtſchreiber urtheilen.

Die Gespräche, die ich mit Raupach über sein Meisterwerk geführt, haben mich in meiner Ansicht bestärkt und sicher gemacht.

Der Gebrauch, einen Theaterwagen zu halten, was für den Gast eine große Annehmlichkeit ist, existirte am Burgtheater; in Berlin mußte ich mich auf eigene Kosten ins Theater fahren lassen. Das Wetter war an dem Tage, an welchem „Cromwell's Ende" aufgeführt wurde, so ausnehmend schön, daß ein herrlicher Abend zu erwarten stand, und so beschloß ich, ihn nach der Vorstellung mit meinen Freunden zu genießen. Zum Versammlungsort war der Lothringer bestimmt, eine Restauration, die kaum zweihundert Schritte vom Burgtheater entfernt ist. Während der Vorstellung fragte mich der Theaterdiener: „Fahrn mer z' Haus, Ew. Gnaden?" — „Nein, ich gehe noch zum Lothringer!" — „Ah gut." Als ich aber nach der Vorstellung in die Vorhalle des Theaters trat, strömte ein so furchtbarer Regen vom Himmel herab, als ob die lieben Englein daselbst alle Waschеimer der 11000 Jungfrauen mit einem Mal ausschütteten, denn Dächer und Straßen waren mit Schaum bedeckt. Ein einziger Fiaker trotzte diesem Wolkenbruche und hielt etwa zwanzig Schritte vom Portale. „He", schrie ich ihm zu, „Fiaker! Was wolln's haben bis zum Matschaker Hof?" Ich legte den Weg zu Fuß in zehn Minuten zurück.

„Fünf Gulden Münz, Ew. Gnaden!"

„Was! Fünf Gulden Münz!" rief ich, entrüstet über die Unverschämtheit des Burschen, und im wiener Dialekt fuhr ich fort: „Du bist wohl nit g'scheidt, die klane Strecke!"

„Und der grausige Regen! Den rechnen Ew. Gnaden wohl für nicks? I thu's net anders! Fünf Gulden Münz!"

„Na, dos is g'spaßig! Wie is denn dei Nummer?" (Er schweigt.) „Dei Nummer will i wissen, du Sakermenter! Du willst's net sagen? Na, da muß i schon selber schaun." Aber kaum hatte ich einen Schritt vorwärts gethan, so hieb der Bursche auf seine Pferde und jagte davon.

Der Regen hatte nachgelassen und ich ging zum Lothringer, wo ich meine Freunde versammelt fand und ihnen mein Abenteuer lachend mittheilte. „Dos Wienrisch möcht' i mit ang'hört hab'n, wos Genast g'plauscht hab'n mag", sagte der Lokaldichter K. Ich sprach meine Verwunderung über das schnelle Davonjagen des Kerls aus. K. erzählte mir folgende Polizeigeschichte, woraus mir klar wurde, warum diese Burschen einen so riesigen Respect vor diesem Institute haben. Ob der Thatbestand sich ganz so verhalten hat, will ich dahingestellt sein lassen, denn K. hatte eine lebhafte Phantasie und wußte

eine Anekdote ganz vortrefflich zu erzählen, wie er überhaupt ein liebenswürdiger Gesellschafter war.

Ein vornehmer Herr kommt aufs Polizeibureau und verklagt den Fiaker Nr. 241, der ihn gröblich behandelt und übertheuert habe. Der Commissar klingelt und befiehlt den Fiaker Nr. 241 herbeizuschaffen. Unterdessen beginnt der Polizeirath mit dem Fremden, der sogar ein Ordensband im Knopfloch trägt — damals noch eine Seltenheit in Wien — ein Gespräch und beide bemerken nicht, daß endlich der Angeklagte erschienen ist. Der Commissar wagt die eifrige Unterhaltung der hohen Herren nicht zu stören und fängt sein Examen mit dem Burschen an.

Commissar. Was hast'n für Geschichten gemacht, du Sakermenter?

Fiaker. Gar nicks, Ew. Gnaden! I hab' ganz ruhig an meinem Platz g'halten.

Commissar. So? An Deinem Platz hast g'halten?

Fiaker. Ja, Ew. Gnaden!

Commissar. Wo is denn Dei Platz?

Fiaker. Am Stephansthurme.

Commissar. Ah! Dann is schon recht. Abführen! (Es geschieht; nach kurzer Zeit tritt der Mensch mit Thränen in den Augen wieder ein.)

Commissar (zu dem Fremden). Woll'n Ew. Gnaden

die Gnade haben, den Menſchen anzuſchauen? (zum Fiaker) Kennſt Du dieſen Herrn?

Fiaker (ſchluchzend). Na! I hab' den Herrn mei Lebtag nit g'ſeng'n.

Fremder. Auch ich habe den Menſchen nie geſehen. Ach! Jetzt fällt mir ein! Nicht 241, ſondern 142 war die Nummer.

Commiſſar (bedauernd den Kopf ſchüttelnd). Ah! Ew. Gnaden, das is freili a ſchlimmer Irrthum für den armen Teufel! (zum Fiaker) Wie viel haſt denn kriegt?

Fremder (erſchrocken). Was! Der Menſch iſt geſchlagen worden? (Zieht die Börſe und gibt ihm ein Goldſtück.)

Commiſſar (heimlich zum Fremden). A Gulden wär' a g'nug g'weſen. (laut) Alſo wie viel haſt kriegt?

Fiaker. Zehn, Ew. Gnaden.

Commiſſar. Na! Se ſoll'n der gut geſchrieben werden.

Solch harmloſes Juſtizverfahren mag wohl nach dem Jahre 1848 nicht mehr vorgekommen ſein.

Meine letzte Rolle war der alte Buſch im „Räuſchchen" von Bretzner. Obgleich der Hofſchauſpieler Lembert die Handlung in das neunzehnte Jahrhundert verlegt, den geckenhaften Rath Brand in einen miſanthropiſchen, alternden Buchhalter verwandelt und das heirathsluſtige

elfjährige Julchen weggestrichen und somit dem Charakterbilde aus dem vorigen Jahrhundert die Spitze abgebrochen hat, so bleibt das Stück auch noch in diesem modernen Gewande von großer Wirkung. Das Lustspiel in seiner neuen Form hatte vor meiner Mitwirkung wohl schon zwanzig Wiederholungen erlebt, dennoch war das Haus fast in allen Räumen gefüllt, ein Beweis, welch komische, auf originelle Charaktere und nicht nur auf komische Situationen gegründete Kraft dem Ganzen innewohnt.

Mein diesjähriger Aufenthalt in Wien dehnte sich ziemlich auf drei Wochen aus, und ich hatte Gelegenheit, mehreren höchst gelungenen Darstellungen im Burgtheater beizuwohnen. Als unübertrefflich möchte ich zwei Lustspiele bezeichnen: „Die Frau im Hause" und „Peter und Paul". Im erstern gab die Haitzinger-Neumann die Tittelrolle und Fichtner den pedantischen Doctor. Beide stellten ein paar Charakterbilder auf, die den Stempel der höchsten Meisterschaft trugen. Mit ihnen bildeten die Damen Louise Neumann und Wildauer, die Herren Korn und Herzfeld ein so harmonisches Ganzes, daß man sofort um eine Wiederholung hätte bitten mögen.

Nicht minder vollendet war die Darstellung von „Peter und Paul", worin Löwe den Paul und die Neumann die Lisbeth gaben. Bekanntlich spielte Löwe im Beginn seiner

theatralischen Laufbahn das Fach der Naturburschen und hatte darin nur einen Rivalen auf der deutschen Bühne, Karl Unzelmann in Weimar. Wer hätte damals (1814) gedacht, daß Ludwig Löwe nach wenigen Jahren in nicht minderer Vortrefflichkeit sich zum ersten tragischen Liebhaber und jugendlichen Helden emporschwingen würde? Außer dem wundervollen Organ und den schönen, lebhaften blauen Augen hatte ihn die Natur zu diesem Fach nicht mit besonderer Körperschönheit ausgestattet, denn seine Gestalt war von mittler Größe und gedrungen, und doch entzückte er auch in diesem Fach das Publikum durch seinen hinreißenden Vortrag, sein Feuer und seine frische Natürlichkeit. Die letztere brachte er in der Rolle des Paul zur vollsten Geltung und entwickelte darin eine solche liebenswürdige Naivetät, besonders in dem kleinen Monolog, wo Paul überlegt, wie er den Kaiser ansprechen will, daß ich tausend Hände hätte haben mögen, um mein Entzücken an den Tag zu legen. Nicht minder groß war die liebliche Neumann als Lisbeth. Da war auch Alles Natur! Sie hätte unbesorgt wagen dürfen, die Naivetät bis auf die höchste Spitze zu treiben, und wäre doch, wie Doris Böhler, selbst bei dem kühnsten Unterfangen graziös geblieben. Das Einzige, was ich hier und da in ihrer Darstellung vermißte, war die Schalkhaftigkeit, die Doris gerade in dieser Rolle in so reichem Maße entfaltete.

Es wird den deutſchen Schauſpielern von ihren Landsleuten, die in Paris geweſen oder den Vorſtellungen einer franzöſiſchen Truppe in unſerem Vaterlande beigewohnt haben, geſagt: „Auf dieſe Höhe des leichten Converſationstons werdet ihr Euch nie ſchwingen. Luſtſpiele kann man nur von Franzoſen aufführen ſehen. Ein ſolches Enſemble werdet Ihr bei Eurer Schwerfälligkeit nie erreichen.“ Der Ausſpruch iſt nicht ſo ungerecht, als er ſcheint, das wird jeder ehrliche Schauſpieler ſelbſt zugeben. Woher aber kommt das? Bringt der Deutſche weniger Talent zum Schauſpiel mit als der Franzoſe? O nein! Die Directoren tragen hauptſächlich die Schuld, die den Schauſpielern kaum Zeit laſſen, ihre Rollen nothdürftig auswendig zu lernen. Dann werden drei bis vier Proben abgehalten, und erſt bei der Hauptprobe lernt der Schauſpieler Decorationen und Requiſiten kennen. Die Darſtellung muß an dem Tage ſtattfinden, für den ſie beſtimmt war, denn der Director hat die Kaſſe im Auge und der Hoftheater-Intendant will ſeine Anordnungen befolgt wiſſen. Kann bei ſolchem Verfahren ein vollkommenes Ganzes erzielt werden? Erſt nach mehreren Wiederholungen rundet ſich bei uns eine Darſtellung ab und tritt auf die Stufe der Vollkommenheit, wie ich ſie in Wien bei der Darſtellung der obengenannten Luſtſpiele bewundert habe. Wie ganz anders verfahren die Fran-

zosen! Sie bringen keine Novität vor das Auge des Publikums, bevor nicht jeder Mitwirkende seine Aufgabe bis ins Kleinste ausgearbeitet hat und das Ensemble ein vollkommenes ist, und wären auch zwanzig bis dreißig Proben dazu erforderlich. Darin können sie den deutschen Schauspielern und Directoren unbedingt als Muster dienen.

Nachdem ich die Meisterleistungen eines Wilhelmi, Anschütz, Löwe, Laroche, Fichtner, einer Haitzinger-Neumann und Peche erwähnt habe, komme ich noch auf eine Persönlichkeit zurück, die ich oben nur flüchtig genannt habe, Julie Rettich, damals nach meiner Ueberzeugung die erste Tragödin der deutschen Bühne. Sie war die Einzige, die mich im Organ, in Rhetorik, Plastik und Mimik an die große Sophie Schröder aufs lebendigste erinnerte, und wußte ihre Mittel wie jene im schönsten Einklang zu gebrauchen, wodurch sie stets ein vollendetes Ganzes zur Anschauung brachte.

Mein geselliges Leben war nicht minder erfreulich, da meine Freunde sich bemühten, mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, und manche werthvolle neue Bekanntschaft wurde mir zu Theil. So erinnere ich mich noch jetzt mit Vergnügen eines heitern, genußreichen Tages, den ich auf Rettich's Landgute verlebte, wo ich den Dichter der „Griseldis" kennen lernte. Halm

trägt die Poesie, mit der er uns in seinen Werken erfreut, auch in das gesellige Leben über. Der große, schöne Mann übte durch seine geistreiche Unterhaltung eine gewaltige Anziehungskraft auf mich aus. Grillparzer, den ich schon im Jahre 1820 in Leipzig hatte kennen lernen, suchte ich gleich nach meiner Ankunft auf, um meine Persönlichkeit in sein Gedächtniß zurückzurufen. Damals war er ein Mann von dreißig Jahren; dunkle Locken schmückten sein edles Haupt. Jetzt stand in etwas gebeugter Haltung ein Greis mit gebleichtem Haar und schmalen Wangen vor mir, aber noch strahlte aus den feurigen Augen die hohe Poesie und Begeisterung, mit der er lange Jahre das deutsche Volk erbaut und erquickt. Es ist wahrhaft zu bedauern, daß die jetzigen Bühnenlenker seine trefflichen dramatischen Werke mit Ausnahme der „Medea" gänzlich vom Repertoire verschwinden lassen. Ich war hochbeglückt, daß er mich als alten Bekannten freundlich begrüßte und der Zeit gedachte, wo wir mit mehreren Mitgliedern der leipziger Bühne, unter denen sich auch meine Frau befand, einen fröhlichen Abend im Hotel de Russie verlebten.

Die „Sappho" war zu jener Zeit in Wien bereits mehrere Male mit außerordentlichem Beifall gegeben worden. Kurze Zeit darauf erschien sie auch mit großem Erfolge auf unserer leipziger Bühne, und Christine Böh-

ler, die damals zwanzig Jahre alt war, gab die Titelrolle. An jenem Abend ſagte Grillparzer zu ihr, die nun meine Frau war: „Ich habe mit Erſtaunen gehört, daß Sie meine Sappho ſpielen! Da wäre mein Phaon ja a Dalk, wann er ſich in ane Andere verliebte.“ Die Noth hatte den Hofrath Küſtner zu dieſer Beſetzung veranlaßt, da ſeine tragiſche Heldin, Frau Steinau, vom Schlage getroffen unheilbar darniederlag. Erſt nach einiger Zeit gewann er eine tüchtige Künſtlerin, Frau Mietke, für dieſes Fach.

Ich bitte den geehrten Leſer, mich nicht mit dem Schüler im „Fauſt“ zu vergleichen, wenn ich ihm geſtehe, daß ich bei meinem Gaſtſpiele in Wien den herrlichen Dichter bat, mir einige Zeilen in mein Album zu ſchreiben. Ich hatte auf meinen vielen Reiſen nur ſelten Gebrauch von dieſer Sitte gemacht, da ich von den berühmten Männern und Frauen, mit denen ich verkehrt, intereſſante Briefe beſaß, die ein Albumblatt unnöthig machten; hier aber fand ich eine Ausnahme am Platze. Grillparzer ſchrieb:

Kehrſt Du nach Weimar wieder,
So geh' an Goethe's Grab,
Sag' ihm, daß deutſche Dichtung,
Nicht er nur, ſtieg hinab.

In dieſen Worten liegt eine zu große Beſcheidenheit, da ſie in den Mund eines Grillparzer nicht paſſen, und

nur Wenige werden sich mit solchem Ausspruche einverstanden erklären, zu denen ich unbedingt nicht gehöre. Gott sei Dank, ist die deutsche Dichtung mit Goethe nicht begraben worden, und mancher Dichter ist nach seinem Tode erstanden, auf den wir mit Stolz blicken können.

Noch eine interessante Persönlichkeit lernte ich in Franz von Braunau kennen, der mir viel Schmeichelhaftes über meine Leistungen sagte. Auch er schrieb unaufgefordert in mein Album, das er zufällig auf meinem Tische liegen sah:

„Was Ihre Darstellungen im Hofburgtheater an meinem Auge vorübergeführt, hat mich an das Höchste erinnert, was ich an Gebilden Ihrer Kunst von Ludwig Devrient, Eßlair, Koch und Krüger*) gesehen. Sie werden dadurch stets in werthem Andenken der Wiener bleiben."

Mit meinem vieljährigen Freunde Saphir kam ich nur wenig zusammen, da er auf seinem Sommersitze in Baden wohnte und selten in die Stadt kam. Doch dort verlebte ich mit ihm einen herrlichen Tag, Sonnenschein am Himmel und in unsern Herzen. Er hatte mich ge-

*) Die beiden Letztgenannten einst Koryphäen des Burgtheaters.

beten, so früh als möglich zu kommen. So fuhr ich denn schon mit dem Zuge um acht Uhr hinaus und wurde von ihm und seiner liebenswürdigen Gattin aufs freundlichste empfangen. Bekanntlich hatte Saphir die Wittwe eines Schiffskapitäns geheirathet, die ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen und einen heitern, prächtigen Knaben von ungefähr zwölf Jahren zubrachte. Als wir in den Garten eintraten, tummelte sich dieser schon auf seinem kleinen Pony, den ihm sein Stiefvater vor wenigen Tagen geschenkt hatte. Es war wahrhaft rührend anzusehen, mit welcher Wonne Saphir den muthigen Knaben betrachtete, der mit freudestrahlendem Gesicht aufjauchzte, wenn sein Pferdchen die tollsten Sprünge machte und im Sturm mit ihm dahinflog. Nach dem Frühstücke schweiften wir in dem romantisch gelegenen Bade umher, und mein heiterer Wirth zeigte mir alle Sehenswürdigkeiten. Zunächst das Helenenthal, wo das prachtvolle Schloß Weilburg, dem Erzherzog Albrecht gehörig, sich an einen Bergkamm lehnt, auf dessen Gipfeln man die Ruinen Scharfeneck, Rauheneck und Rauhenstein erblickt. Die schönsten Landhäuser des reichen Adels und der Kaufmannschaft schmücken das Thal. Es muß im Sommer ein paradiesischer Aufenthalt sein. Dann gingen wir zu den verschiedenen Badeanstalten, deren heiße, erdig-salinische Schwefelquellen schon die Römer benutzt

haben sollen. Am meisten interessirten mich die Vollbäder, wo Damen und Herren gemeinschaftlich baden. Die Sache erscheint in der Idee unanständiger, als sie in der Wirklichkeit sein mag. Es ist eine Morgenpromenade im Wasser, bei der beide Geschlechter in den elegantesten Badegewändern erscheinen.

Während unserer Abwesenheit hatten sich noch mehrere Gäste eingefunden, unter andern auch meine liebe alte Freundin Charlotte Birch-Pfeiffer. Saphir brauchte nicht Goethe's Gedicht: „Viele Gäste wünsch' ich mir heut' zu meinem Tisch", anzustimmen, er hatte im Sommer jeden Tag das Vergnügen, und je mehr Gäste kamen, desto heiterer wurde er. Aber seine arme Frau konnte mit Max rufen: „Es hängt Gewicht sich an Gewicht." Als ich die Gästezahl überblickte, von denen sich mehrere nicht hatten anmelden lassen, die er aber ebenfalls bat, mit seinem einfachen Mahl fürlieb zu nehmen, flüsterte ich ihm zu: „Aber, Saphir, was sagt denn Ihre liebe Frau zu Ihrer enormen Gastfreundschaft?" Er erwiderte mir: „Die denkt wie meine gute selige Mutter! Als ich sie einst fragte, warum sie immer weit mehr koche, als unsere Familie nöthig habe, sagte mein liebes Mütterchen: »Was müßte denn der liebe Gott denken, wann er auf meinen Herd herabschaut und so a klan's Töpfl sieht? Er könnt' ja glauben, daß ich zu jenen Geizdrachen

gehörte, die weder einem Freunde, noch einem Armen etwas gönnen.«"

Wie alle Juden hing auch Saphir mit unendlicher Liebe an seinen Aeltern und ihre Aussprüche galten ihm als heiliges Gesetz. Er konnte zuweilen sehr sarkastisch sein und einen beißenden Witz, selbst wenn er seinen besten Freund getroffen hätte, nicht unterdrücken, aber dennoch war er ein herzensguter Mensch mit wahrhaft kindlichem Gemüthe.

Kurze Zeit nach meiner Ankunft in Wien hatte ich das Glück, eine Kirchenfeier mit anzusehen, die in ihrer weltlichen und geistlichen Pracht Alles überstieg, was ich bisher gesehen: den Frohnleichnamszug, dem der Kaiser Ferdinand mit seiner Gemahlin, die Erzherzoge und der ganze Hofstaat beiwohnten. Es wird manchem Leser vielleicht von Interesse sein, wenn ich hier von diesem grandiosen Bilde eine flüchtige Skizze beifüge. Mein Gönner, der Buchhändler Gerold, hatte mir in seinem Hause einen Platz reservirt, von wo aus ich in nächster Nähe das Ganze überschauen konnte.

Das Bürgermilitär bildete vom Stephansplatz nach den Straßen, wo die Stationen sich befanden, Spalier. Den Zug, der sich aus der Kirche entwickelte, eröffnete die Geistlichkeit der verschiedenen Kirchensprengel Wiens mit ihren Fahnen. Vor dem Baldachin, der von vier

Geiſtlichen in prachtvollen Gewändern getragen wurde und unter welchem der Erzbiſchof im Meßgewande, reich mit Perlen und Edelſteinen geſtickt, die heilige Monſtranz trug, gingen die Großen des Reichs, die Ritter des goldenen Vließes und die ungariſchen Magnaten in ihrer kleidſamen Nationaltracht. Einer davon nahm meine Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch. Er trug einen Kalpak mit brillanter Adlerfeder, über der ein voller glänzend weißer Reiherbuſch hervorragte. Koller und Beinkleid, reich mit Gold geſtickt, waren von veilchenblauem Sammt. Ein ſmaragdgrüner Sammtüberwurf mit Zobelbeſatz fiel über die linke Schulter und war durch ein Brillantſchloß über der Bruſt befeſtigt; gelbe, ebenfalls mit Perlen und Edelſteinen verzierte Stiefel machten den Schluß. Der Mann trug ſo viel Edelſteine und Perlen an ſich, daß man dafür wohl ein kleines Fürſtenthum hätte kaufen können. Doch mehr noch als der koſtbare Anzug intereſſirten mich die große Körperſchönheit des Mannes und die orientaliſchen Züge ſeines edlen Geſichts.

Hinter dem Baldachin kam der Kaiſer, ein gebeugter Mann mit großem Kopfe, der nur ſpärlich mit Haaren bedeckt war, und hängender Unterlippe. Demuthsvoll trug er ſeine blumenumwundene brennende Wachskerze. Sein Gefolge bildeten vier Pagen und vier Kammer-

herren. Es folgte die Kaiserin mit einer gleichen Zahl Pagen und Hofdamen. Ein wehmüthiges Gefühl überkam mich, als ich die hohe stolze Frau mit ihren feurigen Augen, in denen eine Art bitterer Verachtung lag, daherschreiten sah hinter einem Gemahl, der in seinem Aeußern das Gegentheil bildete. Nach dem kaiserlichen Paare kamen die Erzherzoge und Erzherzoginnen mit ihren Cavalieren und Hofdamen, dann der ganze weibliche und männliche Hofstaat, der wohl zumeist dem Fürsten- und Grafenstande angehören mochte. Besonders die Damen entwickelten eine Pracht in ihren reichen Gewändern, ihren Demanten und Perlen, als wollten sie die Strahlen der Sonne verdunkeln. Nach dem Hofstaaate kam die Hofdienerschaft. Nun aber folgte der für mich interessanteste Theil des Zugs, nämlich die deutsche, ungarische und italienische Nobelgarde zu Pferde. Jede Abtheilung bestand außer den Offizieren aus 50 Mann. Die erste ritt hellbraune Pferde und trug meergrüne frackartige Uniformen, schwarze dreieckige Hüte mit Federbusch, Alles reich mit Goldborte besetzt, die zweite schwarze Kalpaks mit silberner Adlerfeder und Reiherbusch, rothe Dolmans und Beinkleider mit Silberschnüren, Tigerfelle und gelbe Stiefel und ritt auf Apfelschimmeln. Die Adlerfeder und die Schlösser an den Tigerfellen waren bei den Offizieren von Brillanten.

Die italieniſche trug rothe Jacken mit Schößen, goldene Helme mit ſchwarzer Raupe, weiße, goldgeſtickte Pantalons und ritt Rappen. Keine plumpe Geſtalt, kein unedles Geſicht war unter all dieſen ſchönen Männern zu finden; ihre ganze Haltung zeugte von Bildung und edler Abkunft. Den Schluß dieſes großartigen Zugs bildeten die Immungen mit ihren Fahnen. Mein Nachbar am Fenſter ſagte mir, daß er dieſem Kirchenfeſte in Rom beigewohnt, dort aber bei weitem nicht ſolche Pracht ſich entwickelt habe.

Wie ſchon erwähnt, war ich im Matſchakerhof abgeſtiegen und wohnte drei Treppen hoch. Am Tage meines erſten Auftretens als Tell pocht es ſehr frühzeitig an meine Thür. Auf mein „Herein!" erſcheinen meine netten, tanzenden Reiſegefährtinnen. „Haben's uns vergeſſen?" fragte die etwas kecke, ſchalkhafte Brünette. Ich hatte wahrlich nicht mehr an mein Verſprechen gedacht. Um mich aus der Verlegenheit zu ziehen, gab ich ihnen die beiden Parquet-Sperrſitze, die jeder Gaſt am Burgtheater nicht nur zu ſeinen Darſtellungen, ſondern täglich während ſeines Aufenthalts bekommt. Die Mädchen freuten ſich außerordentlich über die vornehmen Plätze und waren voller Dankbarkeit. Den andern Morgen kamen ſie wieder, um mir nochmals zu danken. Die Brünette führte abermals das Wort, da ihre Ge-

fährtin sehr schweigsam war, und ich erfreute mich an dem natürlichen Verstande dieses lieblichen Geschöpfes. Was ich anfänglich für Keckheit genommen, erschien mir nun als ungeschminkte Naivetät. Das Mädchen sprach über den „Tell", den sie noch nie gesehen, ein so gesundes Urtheil aus und schien überhaupt ein so lebhaftes Interesse am Schauspiel zu nehmen, was bei den tanzenden Nymphen selten der Fall ist, daß ich sie aufforderte, so oft sie Zeit und Lust habe, sich eine Freikarte bei mir zu holen, was sie dankbar annahm. Zuweilen, wenn ich nicht beschäftigt war, saß ich im Theater neben ihr und erstaunte über die Aufmerksamkeit, mit der sie die Darstellung' verfolgte. Sie wünschte sehnlichst Schauspielerin zu werden und brachte dazu ein sonores Organ und einen schönen Körperbau mit, den sie, wie ich in einem Ballet bemerken konnte, mit Anmuth und Grazie zu bewegen wußte, aber der scharf ausgeprägte wiener Dialekt, den sie wohl schwerlich beseitigen konnte, trat ihrem Wunsche hemmend entgegen.

Herrn von Ziegesar's Auftrage nachkommend, sah ich mich nach einer jungen dramatischen Sängerin um, die in Wien um diese Zeit zu Dutzenden engagementlos herumlaufen. Aber unter allen, die ich die Ehre hatte kennen zu lernen, war auch nicht eine, die meinen Anforderungen genügt hätte. Theilweise hübsche Mädchen mit

schönen Stimmen, die aber noch der Ausbildung bedurften, oder solche, die mehr Metall um Hals und Arme trugen als in ihrer Kehle und, wie mir schien, bald ihr fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum feiern konnten. Zu einer Sängerin führte mich Laroche, die sich allerdings als tüchtige Künstlerin bewährte und nebenbei ein sehr hübsches Mädchen war. Aber da war nichts zu machen, denn als ich auf ihre Frage, ob Weimar so groß wie Wien sei und auch fünf Theater habe, erwiderte, daß es eine kleine Stadt sei, die 14000 Einwohner und nur ein Theater habe, schrie sie voll Entsetzen auf: „Jesus, Maria und Joseph, da muß es langweilig sein!"

Der Agent Herr von A. machte mich auf eine junge dramatische Sängerin aufmerksam, die gegenwärtig in Breslau ohne Engagement verweile. Sie sei eine Schülerin von Hauser und ihr Aeußeres wie ihre Stimme und Methode höchst empfehlenswerth. Da mich mein Rückweg über Breslau führte, so hatte ich ja Gelegenheit, die Dame kennen zu lernen.

Wenige Tage vor meiner Abreise besuchte ich noch meinen lieben langjährigen Freund Albert Lortzing, der damals, neben Herrn von Suppé, Kapellmeister an der Wien war. Seine Stellung bei diesem Theater schien mir keine angenehme zu sein; er fühlte sich, wie er mir sagte, in dieser Umgebung gedrückt. Ich wohnte der Auf-

führung seines „Waffenschmied" bei, der mir noch unbekannt war, und muß offen gestehen, daß ich die Darstellung nur theilweise gut fand. Lortzing durfte, meiner Ansicht nach, seinen Platz auf der Bühne nicht verlassen, den er bei seinem schönen dramatischen Talent so vollkommen ausfüllte. Dort kamen ihm das Publikum und seine Collegen mit herzlicher Zuneigung entgegen, denn er war eine liebenswürdige Persönlichkeit, und es blieb ihm ja Zeit, Werke zu schaffen, an deren Melodien sich jeder Deutsche erfreute und noch lange Zeit erfreuen wird. Hier mußte er sich mit anmaßenden, oft unwissenden Sängern und handwerksmäßigen Musikanten, die ihn um seinen Ruhm und seine Stellung beneideten, herumärgern. Oft habe ich den trefflichen Künstler wie den lieben braven Menschen in tiefster Seele bedauert, dem sein späteres Amt ein so frühzeitiges Grab gegraben hat.

Alle Abschiedsbesuche waren gemacht, und ich rief der Kaiserstadt mit ihren Kunstschätzen und all ihren gemüthlichen Bewohnern, die mich als Künstler und Mensch so freundlich aufgenommen, ein herzliches Lebewohl zu. Todmüde kam ich zur Eisenbahn, wohin mich mehrere meiner lieben Collegen und Freunde begleiteten. Auch meine liebliche Brünette, die mir schon am Morgen gesagt hatte, sie würde mich noch einmal sehen, befand sich an

einem Fenſter des Warteſaals und nickte mir einen Abſchiedsgruß zu. Ein bequemer Eckplatz zweiter Klaſſe, denn die Qualen meiner Hinfahrt nach Wien ſtanden noch lebendig vor meiner Seele, war bald gefunden, und ich dachte wie Wallenſtein einen langen Schlaf zu thun, der ſich auch noch vor Sonnenuntergang einſtellte. Ich ſchlief die ganze Nacht, bis mich mit Tagesanbruch eine kräftige Männerſtimme durch den Ausruf: „Na! dos is aber a Woaſſer!“ aus meinen ſüßen Träumen riß. Ein förmliches Meer umgab nach rechts und links den Eiſenbahndamm, ſo hatte ſich die tückiſche Oder, deren Verwüſtungen ich ſchon im Jahre 1826 in Breslau mit angeſehen, ausgebreitet und bedeckte bis an die goldenen Aehren die reichen Saatfelder mit ihren ſchmuzigen Fluten. Die Ueberfahrt bei Oderberg war gar nicht gefahrlos und nur mit Hülfe eines Nothſeils konnte die Fähre ans jenſeitige Ufer gebracht werden. Unweit Breslau hatte die Flut in den Niederungen ganze Dörfer bis an das Dach unter Waſſer geſetzt.

Seit ich Breslau nicht geſehen, waren ſiebzehn Jahre vergangen; wie fand ich die ehemalige Feſtung, beſonders in ihren Vorſtädten, gewachſen und verändert! Die ärmlichen Häuſer und Baracken der Schweidnitzer Vorſtadt waren verſchwunden und hatten ſich in Paläſte verwandelt.

Wie in Wien war auch hier die erſte Vorſtellung, der ich im Theater beiwohnte, „Kabale und Liebe“. Ich würde den Abend zunächſt meinen alten Freunden gewidmet haben, wenn nicht Emil Devrient den Ferdinand als Gaſt geſpielt hätte, den ich ſeit langen Jahren in dieſer Rolle nicht geſehen; dies zog mich mächtig ins Theater. Ich war weniger erſtaunt über die abermaligen Fortſchritte in ſeiner Kunſt als über ſein Aeußeres. Nicht ein fünfundvierzigjähriger Mann, nein, ein Jüngling mit edler Geſichtsbildung und aller Spannkraft des Körpers ſtand vor meinen entzückten Blicken. Manchen trefflichen Künſtler hatte ich in dieſer Partie geſehen, aber keiner kam ihm gleich, denn nur er brachte alle Erforderniſſe mit, die man an einen Darſteller des Ferdinand ſtellt. Daß das weibliche Publikum nicht nur für den großen Künſtler, ſondern auch für den ſchönen Mann ſich begeiſterte, wer könnte darüber ſich verwundern! Seine Leiſtung und die Wohlbrück's als alter Miller ließen mich über die ſonſt mangelhafte Darſtellung hinwegſehen. Zwei weitere Meiſterleiſtungen Devrient's waren der Hamlet und der Robert in den „Memoiren des Teufels“. Mich des Breitern über die hohe Künſtlerſchaft Devrient's auszulaſſen, möchte mir als nahem Verwandten von mancher Seite her verdacht werden, aber das wage ich ohne Rückhalt auszuſprechen, daß wohl lange Jahre vergehen mögen

ehe wieder in dieſem Fache ein ſolcher Künſtler, der alle zu demſelben erforderliche Eigenſchaften mitbringt, erſtehen wird.

Wir verlebten mehrere fröhliche Abende zuſammen, wobei ich die Bemerkung machte, daß ſich ſeine Natur geändert hatte. Früher vermied er jede Aufregung vor oder nach einer großen Rolle, jetzt konnte er nach einer ſolchen bis tief in die Nacht hinein ſchwärmen und hatte dann noch Trieb, durch die von Mondſchein beleuchteten Straßen zu luſtwandeln, ohne daß es ſeiner Geſundheit nachtheilig wurde.

Gleich nach meiner Ankunft hatte die breslauer Direction, die damals aus den Herren Richard Kießling, Dr. Nimps und Kaufmann Reimann beſtand, mir ein Gaſtſpiel angeboten. Obgleich mein Zweck nur geweſen war, meine alten Freunde wiederzuſehen, ließ ich mich doch von dieſen und der Direction beſtimmen, den Antrag anzunehmen. Eine reiche Einnahme war nach Devrient's Gaſtſpiel freilich nicht zu erwarten, doch fiel ſie beſſer aus, als ich gedacht. Ich trat als Tell, Wallenſtein, Oberförſter und alter Buſch auf; das Publikum empfing mich mit dem frühern Wohlwollen und viele Ehrenbezeigungen wurden mir zu Theil.

Auch in muſikaliſcher Hinſicht ſollte mir ein hoher Genuß werden; Frau Köſter-Schlegel, die ich als acht-

zehnjähriges Mädchen in Leipzig hatte kennen lernen, gastirte zu gleicher Zeit. Ich sah sie zunächst als Euryanthe, worin sie eine dramatische Kraft entwickelte, die mich zur Bewunderung hinriß. Nicht minder vollkommen war die Darstellung ihrer Valentine in den „Hugenotten", und trotz der gewaltigen Anstrengung, die das langjährige Singen solcher Partien erfordert, hatte der Silberklang ihrer Stimme nicht verloren, sondern eher an Stärke und Wohllaut gewonnen. Ihre schöne, einnehmende Erscheinung harmonirte mit Allem, was sie gab, und voll Entzücken hätte ich ihr zurufen mögen: „Du bist in die Reihe der ersten dramatischen Sängerinnen Deutschlands getreten." Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch das Ensemble der dortigen Oper kennen, das über dem des Schauspiels stand. Vor allem fiel mir eine junge Sängerin auf, die höchstens neunzehn Jahre zählen konnte und bildschön war, Fräulein Garrigues.*) Ihre Eglantine und Agathe, in welchen beiden Rollen ich sie zuerst hörte, waren zwei Charakterbilder, wie ich sie nie besser gesehen. Leider war ihre Stimme, namentlich in der Mittellage, sehr angegriffen, was sie auch selbst fühlen mochte, denn sie schlug meinen Engagementsantrag nach

*) Jetzt Wittwe des Tenorsängers Ludwig Schnorr von Carolsfeld.

Weimar mit dem Bemerken aus, daß sie sich auf längere Zeit von der Bühne zurückziehen werde.

Zwei liebe Gönner und Freunde waren zu ihren Vätern heimgegangen, Gottlieb Korn und Kaufmann Seyler, aber ihre Wittwen und Kinder empfingen mich mit großer Herzlichkeit. Frau Korn hatte schon im Jahre 1826 ihre volle Gunst und Liebe zunächst meiner Frau zugewendet, darum war ihre erste Frage: „Was macht denn meine liebes Christinchen?“ Ich konnte ihr nur Gutes über sie berichten, woran die liebe alte Dame den innigsten Antheil nahm. Obgleich sie im Sommer auf ihrem zwei Stunden von Breslau entfernten Gute Oswitz wohnte, so sahen wir uns doch öfters; sie kam zu meinen Vorstellungen in die Stadt und ich fuhr, wenn ich unbeschäftigt war, zu ihr hinaus, und immer kam ich von der siebzigjährigen heitern, lebensfrohen Matrone erfrischt zurück. Von ihr sollte ich eine Lebensregel für das Alter empfangen. Bei einem Mittagsessen lernte ich die Gesellschaft kennen, in der sie sich jetzt bewegte. Ein wahrer Blütenkranz von jungen Damen und Männern reihte sich um die Tafel. Neben ihr sitzend fragte ich sie nicht ohne Verwunderung nach ihren frühern Freundinnen. „Ei was!“ rief sie ärgerlich, „das sind alte Schachteln geworden! Die eine hört so schwer, daß man sich die Lunge ausschreien möchte, eine andere wackelt

beſtändig mit dem Kopfe, daß man ſchwindlig wird, und wieder eine weiß von weiter nichts zu ſprechen als vom Sterben. Das wäre mein Caſus! Nein, ich halt's mit der Jugend, da bleibe ich mit jung!" Und wahrlich, ſie hat Recht; ich mache es jetzt in meinem ſiebenundſechzigſten Jahre auch ſo. Sie war eine wahre Mutter ihrer Unterthanen, die meiſt aus Katholiken beſtanden und denen ſie auf einem Berge eine prachtvolle Kapelle, zu der die üblichen Stationen führten, hatte erbauen laſſen. Von ihren Einkünften verwandte ſie jährlich Tauſende an Hülfsbedürftige, aber für ſich brauchte ſie nur wenig. Kurz, ſie gehörte zu den trefflichſten Frauen, die ich auf meinem Lebenswege habe kennen lernen. Längſt ruht ſie im Grabe, aber bei denen, die ſie haben wirken und walten ſehen, wird ihr Andenken unverlöſchlich bleiben.

Bei Frau Seyler, der Beſitzerin des Hauſes auf dem alten Ring, von deſſen Balkon einſt Friedrich der Große den Frieden proclamirt, ſah ich der Enthüllung ſeiner Reiterſtatue zu, welcher der damalige König Friedrich Wilhelm IV. und der Prinz von Preußen beiwohnten. Es war eine erhebende Feier. Tauſende von Menſchen, die keinen Platz an einem Fenſter oder in den Nebenſtraßen hatten gewinnen können, ſaßen auf den Dächern, denn um den großen Markt, auf welchem gerade dem oben benannten Hauſe gegenüber das Monument errichtet war,

bildete das Militär, das aus Cavallerie, Infanterie und Artillerie bestand, ein Viereck, das sich fast an die Häuser anlehnte. Als der König und der Prinz erschienen, wurden sie vom Volke mit einem endlosen Jubel begrüßt. Der Schleier fiel, und der „olle Fritze", der größte Heldenkönig seines Jahrhunderts, stand wie lebend vor unsern entzückten Blicken; die Luft wurde förmlich von den unaufhörlichen Hochs und Hurrahs erschüttert. Ich muß gestehen, daß das Standbild, welches man ihm in Berlin gesetzt und das ich im Jahre 1853 zum ersten Male sah, bei weitem nicht den Eindruck auf mich gemacht hat wie die schlichte Reiterstatue in Breslau. Vor allem mißfiel mir dort der Hermelinmantel, den man ihm umgeworfen und der sich nach meiner Ansicht vom plastischen Standpunkte aus nicht nöthig machte. Friedrich der Große braucht diese Abzeichnung seiner weltlichen Würde nicht, man würde auch in einem Bauernkittel den König in ihm erkennen.

Auch eine rührende Scene fand bei dieser Einweihung statt. Zwei Invaliden, die unter Friedrich dem Großen gedient, der eine 99, der andere 108 Jahre alt, saßen, wie Bilder aus vergangener Zeit, gleichsam als Wache am Piedestale der Statue. Ihre Gesichter waren ebenso ehern als das ihres Feldherrn, und theilnahmlos starrten sie in die Menge. Beim Erscheinen des Königs und des

Prinzen machte man sie aufmerksam, sich zu erheben und zu salutiren, die Fürsten aber faßten sie bei ihren zitternden Händen und drückten sie mit freundlicher Gewalt auf ihre Plätze zurück. Dieser Act der Humanität wurde auf die liebevollste Weise ausgeführt. Noch sehe ich den König vor mir, wie er dastand, beide Hände auf die Schultern des einen Greises legend, wie ein zärtlicher Sohn, der nach langer Abwesenheit den Vater begrüßt. Es war ein Genrebild der edelsten Gattung, und ein abermaliger Jubel des Volks brach aus. Wer hätte damals denken können, daß nach kaum einem Jahre dies Freudengeschrei sich in das des Aufruhrs verwandeln würde? Der König setzte beiden Veteranen reiche Gnadengehalte aus, damit sie ihren Gemeinden nicht mehr zur Last fallen sollten. So berichtete wenigstens die Fama.

Die junge dramatische Sängerin, auf die mich in Wien Herr von A. aufmerksam machte, wurde mir nicht allein von Richard Kießling, sondern auch von Frau Korn als ein bedeutendes Talent und ein feingebildetes Mädchen aufs angelegentlichste empfohlen, und beider Urtheil stand mir so hoch, daß ich das Beste von ihr erwarten durfte.

Hermine Haller, so hieß die junge Sängerin, hatte eine schwere Krankheit mehrere Monate ans Bett gefesselt, wodurch ihr Vertrag mit der Breslauer Direction

gelöst wurde. Jetzt war sie genesen, aber ohne Engagement. Der wackere Kießling übernahm es, mich bei ihr anzumelden.

Eine junge, schlank gewachsene Dame mit schwarzem Haar, das wie Seide glänzte, großen himmelblauen Augen, die durch lange, dunkle Wimpern beschattet wurden, ovalem Gesicht, das durch das Stumpfnäschen und die vollen Korallenlippen, durch welche blendend weiße Zähne schimmerten, nur noch pikanter wurde, empfing mich mit edlem Anstande. Da ihr der Zweck meines Kommens bekannt war, so sang sie mir zunächst die E-dur-Arie der Agathe vor; anfänglich schüchtern und befangen, wurde sie, als sie in meinen Augen meine Zufriedenheit lesen mochte, immer lebendiger und sicherer. Sie gehörte zu jenen Künstlernaturen, die mir im Leben oft vorgekommen sind, die vom Beifall getragen sein wollen, um ihre ganze Kraft zu entwickeln und das Höchste zu leisten. Solche Bescheidenheit bei wirklicher Bildung läßt für die Zukunft stets das Beste erwarten, wenn die Bescheidenheit nicht zur unüberwindlichen Angst wird. Der Schauspieler aber, der mit einem großen Selbstbewußtsein vor den Richterstuhl des Publikums tritt, wird selten sich über die Stufe der Mittelmäßigkeit erheben; auch solche Fälle sind mir öfter vorgekommen. Ich bat sie, mir noch die Arie des Fidelio vorzutragen, die mit der erstgenannten einige Verwandt-

ſchaft und ohne Zweifel in ihrer Form Maria von Weber als Muſter vorgeleuchtet hat. Da erſt lernte ich den vollen Werth des Mädchens kennen. Ihr Vortrag war echt dramatiſch, voll Wahrheit, mit Feuer und Innigkeit verbunden, und lebhaft erinnerte ſie mich an die Art und Weiſe der Schröder-Devrient. Auch der declamatoriſche Theil ihres Vortrags ließ mich eine tüchtige Darſtellerin in ihr vermuthen, und ich hatte mich nicht getäuſcht; denn auch hierin bewährte ſie ſich.

Ich zögerte keinen Augenblick, ihr Gaſtrollen auf Engagement für unſere Bühne anzutragen. Sie nahm mein Anerbieten mit freudigem Danke an, eröffnete mir aber, daß ſie vor wenigen Tagen einen gleichen Antrag von der Direction des wiener Hofoperntheaters erhalten habe, und daß ſie offen geſtanden gern nach ihrer Vaterſtadt zurückkehre; doch ſetzte ſie hinzu: „Wenn ich aber das Unglück haben ſollte, dort nicht zu gefallen, würde dann Ihr freundlicher Antrag von Ihrer Seite zurückgenommen werden?“ Ich verſicherte ihr, daß der Beifall und Geſchmack des jetzigen wiener Opernpublikums mich nicht beſtimmen könnten, meine Anſichten über ihre Fähigkeiten zu ändern, auch dann würde unſer Vertrag beſtehen; doch fügte ich noch hinzu: „Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, ſo gehen Sie nicht nach Wien, denn Ihre echt deutſche Schule harmonirt nicht mit der dortigen italieni-

ſchen. Die Zeiten, wo eine Milder-Hauptmann durch ihren einfachen, erhabenen Geſang entzückte, ſind vorbei. Jetzt iſt man gewohnt, Raketen, Feuerräder und Leuchtkugeln zu hören, und das iſt, wie mir ſcheint, Ihre Sache nicht! Man würde Ihnen das Prädikat »eine lutheriſche Sängerin« beilegen, darum gehen Sie nicht!" Aber Sie ging doch, und es kam ſo, wie ich ihr vorausgeſagt hatte.

Nicht nur die tüchtige Sängerin, auch das feingebildete, geiſtreiche Mädchen hatte ſich in wenigen Stunden meine vollkommene Achtung erworben, und ich war egoiſtiſch genug, im Intereſſe meiner Intendanz zu wünſchen, daß ſie in Wien nicht reüſſiren möchte, um ſie für unſere Bühne zu gewinnen.

In Herrn Auguſt Pätſch, der mit mir zu gleicher Zeit gaſtirte, lernte ich einen ſehr wackern Künſtler kennen; ich ſah ihn als Cäſar in „Er muß aufs Land", worin er ganz vortrefflich war, als Melchthal und Max Piccolomini. Durch ihn wäre unſerer Noth um einen erſten Liebhaber ſofort abgeholfen worden, leider aber war er ſchon in Breslau engagirt. Doch ſollte es uns ſpäter gelingen, ihn für unſere Bühne zu gewinnen. Auch mit ihm verlebte ich manche fröhliche Stunde.

In Dresden verweilte ich nur einige Tage, um meinen langjährigen Freund Karl Bank zu begrüßen, deſſen belehrende Unterhaltung ſtets erfriſchend auf mich gewirkt

hat. Dann besuchte ich auf seinem Sommersitze unweit Pillnitz meinen hochverehrten Gönner, den Geheimrath von Lüttichau, der mich wie immer mit vielem Wohlwollen empfing. Er gratulirte mir mit Herzlichkeit zu dem glücklichen Erfolge meines Gastspiels in Wien und bot mir ein gleiches auf der dresdner Bühne an. Da ich dies wegen der Verpflichtungen, die ich bereits in Leipzig eingegangen, für jetzt ablehnen mußte, so stellte er ein solches für das nächste Frühjahr fest.

In Leipzig war beim Theater eine große Veränderung vorgegangen, die für das Institut sehr nachtheilig wurde. Das frühere gute Einvernehmen zwischen der Direction und Regie, das noch vor zwei Jahren stattgefunden, hatte sich gelöst. Beide standen sich fast feindlich gegenüber, worunter natürlich Kunst und Kasse litten. Der kunstreich aufgeführte Bau fing an zu wanken und drohte den Einsturz, der auch nicht lange auf sich warten ließ. Aus Allem ersah ich, daß weibliche Einflüsterungen den Grund zu diesem unheilvollen Zerwürfnisse gelegt hatten. Schmidt war ein herzensguter, höchst gebildeter Mann, der die Regeln der Schauspielerkunst an den Fingern herzuzählen wußte, aber ein guter Schauspieler war er nie; auch hatte er noch nicht die zur Führung eines Theaters nöthigen Kenntnisse erworben. Dagegen war Marr ein ausgezeichneter Regisseur und vortrefflicher

Darsteller, nur hatte er die Manie, auch ein Tragöde sein zu wollen, zu dem er wenig mitbrachte; im Lustspiele dagegen stand er in der Reihe der ersten deutschen Schauspieler. Noch einen Fehler besaß er: Alleinherrscher sein zu wollen. Das mag wohl hauptsächlich den Bruch der alten Freundschaft zwischen ihm und Schmidt herbeigeführt haben.

Ich trat als Busch, Tell, Kriegsrath Dallner und zweimal als Götz von Berlichingen auf. Aus dem Beifall, der mir wurde, ersah ich, daß das Publikum mir seine alte Anhänglichkeit bewahrt hatte. Mit mir gastirten noch zwei Mitglieder der weimarischen Bühne, unsere jugendliche Sängerin Fräulein Rosalie Agthe*), die vor zwei Jahren bei uns ihren ersten theatralischen Versuch als Amine in der „Nachtwandlerin" gemacht, und unser erster Tenor, Herr Götze.**) Beide traten in nachstehenden Opern auf: „Nachtwandlerin", „Opferfest", „Stradella", „Freischütz" und „Weiße Dame". Fräulein Agthe nahm gleich anfänglich das Publikum durch ihre jugendlich schöne Erscheinung und ihre silberhelle Stimme für sich ein und reicher Beifall wurde ihr zu Theil. Auch Herrn Götze's seelenvoller Vortrag fand allgemeine Anerkennung.

Während meines Aufenthalts in Leipzig hatte ich Gelegenheit, Laube's neustes Werk, „Die Karlsschüler", zu

*) Jetzt Frau von Milde.

**) Jetzt Gesanglehrer am Conservatorium in Leipzig.

ſehen, und fand beſonders die Charakteriſtik der handelnden Perſonen ganz vortrefflich. Herr Liedtke vom königsberger Theater gab den Schiller als Gaſt. Die ſchöne Perſönlichkeit, das hübſche, wenn auch nicht volltönende Organ, die graziöſen Bewegungen wie die ſinnige Auffaſſung des Charakters gefielen mir außerordentlich, und ungeſäumt ſchrieb ich an Herrn von Ziegeſar und machte ihn auf dieſes höchſt ſchätzenswerthe Talent aufmerkſam. Früher eingegangene Verbindlichkeiten hinderten leider den jungen Mann, den Engagementsantrag nach Weimar anzunehmen, und erſt nach einem Jahre gelang es, ihn für unſere Bühne zu gewinnen, deren Zierde er in kurzer Zeit wurde. Beſonders war das Luſtſpiel das Feld, auf dem er ſich mit großem Glücke bewegte. Leider war die Freude, ihn zu beſitzen, nur von kurzer Dauer, denn ſchon im Jahre 1849 folgte er einem Rufe nach Dresden.

Froh über den in jeder Beziehung glücklichen Erfolg meiner diesjährigen Gaſtſpiele, eilte ich nach Köſen, wo meine Familie ihren Sommeraufenthalt genommen hatte. Dort verlebte ich nach allen Strapazen im Kreiſe meiner Lieben und altbewährter Freunde noch mehrere ſchöne Tage, bis mich die Pflicht nach Weimar zurückrief.

Zweites Kapitel.

Das Theaterperſonal. — Heinrich Laube. — Ludwig Deſſoir. — Hermine Haller. — Joſeph Wagner. — Das Repertoire. — Weimars Revolution.

Während meines Gaſtſpiels in Leipzig war Hermine Haller in Wien als Jeſſonda aufgetreten, das Reſultat aber ein ſo ungünſtiges, daß die Direction für gut befand, ihr Gaſtſpiel abzubrechen. Wie das gekommen, ſollte ich ſpäter von ihr ſelbſt erfahren. Sie war am Tage der Vorſtellung krank geworden, und die Direction hatte ihr nur die Wahl gelaſſen, entweder an dem beſtimmten Tage zu ſingen, oder ihr Gaſtſpiel aufzugeben. Aus Verzweiflung hatte ſie, trotz ihrer fieberhaften Kraftloſigkeit, das Erſtere gewählt.

Einige wiener Zeitſchriften, die über ihr Debüt ſehr nachtheilig geurtheilt hatten, waren Herrn von Ziegeſar zu Geſicht gekommen. Er ſchrieb an mich, womöglich das Gaſtſpiel des Fräulein Haller, und wenn es ſelbſt mit pecuniären Opfern verknüpft ſei, rückgängig zu machen,

da ſie in Wien gar nicht gefallen habe und das dortige Urtheil doch maßgebend ſein müſſe. Ich erwiderte ihm, nicht ohne gerechte Empfindlichkeit, der jetzige Geſchmack des wiener Opernpublikums ſowie das Urtheil der dortigen Kritik wären für mich durchaus nicht maßgebend. Er würde ſich ſpäter ſelbſt überzeugen, daß Fräulein Haller allen Anforderungen entſpräche, die man an eine jugendliche dramatiſche Sängerin ſtellen könnte. Zudem hätte ich der jungen Dame, da er mich mit Vollmacht ausgeſtattet, mein Wort gegeben, und das müſſe ihr gehalten werden. Herr von Ziegeſar, der zu jeder Zeit beſtrebt war, Jedem gerecht zu werden, willigte ein.

Wie ich bereits erwähnt habe, hatte Herr von Ziegeſar ſein neues Amt mit großem Eifer angetreten und war bemüht, ein beſſeres Repertoire aufzuſtellen und die Lücken im Perſonale auszufüllen. Vor allem mußten eine junge dramatiſche Sängerin und ein erſter Liebhaber gewonnen werden. Die erſtere fanden wir, wie geſagt, in Fräulein Haller, letztern ein Jahr ſpäter in Herrn Liedtke. Bis dahin mußten wir uns in dieſem Fache mit Gaſtſpielen fremder renommirter Künſtler behelfen.

Außer dem alten Stamme, der aus Durand, Engſt, Franke, Genaſt und Frau, Götze, Holdermann, Höfer, Kramer, Seidel und Frau, Streit und Frau, Stromeyer (Sohn), Weiß, Winterberger, Wohlbrück, Wölfl, Wolf,

Frau Baum, Frl. Fabricius, Beck, Frau Stör bestand, besaß das weimarische Theater zu jener Zeit noch mehrere schätzenswerthe junge Talente: Frl. Rosalie Agthe (lyrische Sängerin), Frl. Doris Genast*) (tragische, muntere Liebhaberin), Frau Hettstedt**) (Anstandsdamen), Herrn Schneider (lyrischer Tenor), Herrn Hettstedt (jugendlicher Komiker), Herrn Ernst (Liebhaber und Naturburschen).

Am 18. September wurde die Bühne unter ihrer neuen Administration mit „Emilia Galotti" wieder eröffnet. Als erste Neuigkeit wurden die „Karlsschüler" von Laube gegeben. Um dies zu ermöglichen, hatte man Herrn Ludwig Dessoir von Karlsruhe zu einem Gastspiel eingeladen, der den Schiller gab.

Der Dichter war von der Intendanz aufgefordert worden, sein neuestes Werk dem Personal vorzulesen.

Für mich und meine Frau, die wir Laube seit dem Jahre 1830 kannten, waren die Fortschritte, die er als dramatischer Dichter gemacht hatte, von großem Interesse. Sein charakteristischer Vortrag gefiel uns ungemein. Er wußte die Figuren seines Zeitgemäldes den Schauspielern gegenüber zur klarsten Anschauung zu bringen, und diese benutzten seine Winke bei der Darstellung

*) Frau Raff.
**) Frau Ernst.

zum großen Vortheil des Ganzen. Er selbst setzte das Stück mit großer Sicherheit in Scene, und mit Vergnügen sah ich, daß er sich auch auf diesem Boden mit Glück bewegte. So war in einem Zeitraume von siebzehn Jahren aus dem talentvollen, geistreichen Jüngling ein thatkräftiger, bedeutender Mann geworden, dessen Namen man in Deutschland schon damals mit Achtung nannte. Mir fiel bei dieser Gelegenheit ein Ausspruch Goethe's ein: „Es ist erfreulich, wenn man in seiner Jugend ein Lorbeerreis hat keimen sehen und findet es in spätern Jahren als kräftigen Stamm wieder, unter dessen Schattendach sich behaglich ruhen läßt."

Die Besetzung des Stücks war folgende: Herzog Karl — Genast; Franziska — Frau Stör; Generalin Rieger — Frau Genast; Laura — Frl. Genast; General Rieger — Wohlbrück; Silberkalb — Engst; Bleistift — Franke; Schiller — Dessoir als Gast; Koch — Winterberger u. s. w. Die Vorstellung ging rund und glatt zusammen. Das Stück wurde vom Publikum lebhaft aufgenommen und hat sich bis zur Neuzeit auf dem Repertoire erhalten.

Was die Leistung des Gastes betrifft, so ersetzte Dessoir durch sein meisterhaftes Spiel reichlich, was ihm etwa an Jugend zu dieser Rolle mangelte. Schade, daß sein Aeußeres, bis auf den braunen Rock und das blonde

Haar, dem Bilde Schiller's gar nicht glich. Zweimal trat er in dieser Rolle und außerdem noch als Egmont und Bolingbroke im „Glas Wasser" auf, in welchen Productionen er ebenfalls höchst Anerkennungswerthes leistete. Doch blieb er hinter den Idealen, die meiner Erinnerung in diesen beiden Rollen eingeprägt waren, Oels und Emil Devrient, zurück. Am wenigsten befriedigte mich die Darstellung seines Egmont. Das war nicht der heitere Held, der „keinen Blutstropfen zur spanischen Lebensart in seinen Adern fühlt", der „seine Schritte nicht nach der bedächtigen Hofceremonie zu mustern versteht", der so bezeichnend sagt: „Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran" u. s. w., und dem finstern, schroffen Alba gegenüber sich hinreißen läßt, rückhaltslos und unbesonnen seine Beschwerden auszusprudeln. Dessoir war ein Egmont, der reflectirend und ruhig docirend dem Alba entgegnete und dadurch die Scene fast zu einer peinlichen machte.

Immerhin zollte ich dem denkenden Künstler hohe Achtung; es mag ihn vielleicht bei dieser Aufgabe, wie das wohl vorkommen kann, ein zu eifriges Studium auf Abwege hinsichtlich der Auffassung geführt haben.

Der nächste Gast war Fräulein Hermine Haller, die als Agathe im „Freischütz" auftrat. Ihr verunglücktes Gastspiel in Wien hatte das arme Mädchen so einge-

schüchtert, daß sie auch hier das Talent und die Kunst nicht entfaltete, die sie besaß. Bei der Probe flüsterte sie mir zu, ihre Angst sei namenlos, und mit Zittern und Zagen betrat sie die Bühne. Nach ihrer ersten Arie war ich der Einzige, der ihr Muth einsprach, und trotz des etwas mangelhaften Vortrags mußte jeder Urtheilsfähige das Talent des Mädchens, das augenblicklich nur von der Angst gedrückt wurde, erkennen. Aber weder der Intendant, von dem man freilich noch kein Kunsturtheil beanspruchen durfte, noch der Kapellmeister — Liszt trat ein Halbjahr später als Dirigent ein — hatten ein ermunterndes Wort für das ängstliche Geschöpf. Schweigend schüttelten sie hier und da die Köpfe, und die Herren Handwerker im Orchester, die fast in allen Kapellen mehr oder weniger zu finden sind, lächelten über nicht vollkommen gelungene musikalische Phrasen der Sängerin und eilten nach der Probe in ihre Kreise, um von der talentlosen Person zu erzählen. Denn Niemand ist anmaßlicher und unfreundlicher in seinem Urtheil über Sänger und Schauspieler als diese Herren. Das Vorurtheil, mit dem ein Theil des Publikums dem ersten Auftreten der Haller beiwohnte, war darum nachtheilig für das arme Mädchen, obschon der unbefangene Theil desselben sie freundlich aufnahm.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß es selbst für einen routinirten Sänger oder Schauspieler nichts Pein-

licheres gibt als solch eine erste Probe bei einem Gastspiel, wo alle Coulissen mit Collegen, Choristen und Maschinisten besetzt sind, welche durch neugieriges Glotzen oder zweideutiges Minenspiel den Gast befangen machen. Darum ist es berühmten Künstlern nicht zu verdenken, wenn sie solcher Taktlosigkeit gegenüber bei der Probe nur markiren, um Lob wie Tadel zu vermeiden.

Die Haller hatte längere Zeit gegen die Partei, die gleich anfangs über ihr Talent den Stab gebrochen, zu kämpfen, und obgleich sie in ihren fernern Rollen: Gräfin Almaviva, Lucrezia Borgia und Vestalin, höchst Anerkennenswerthes, in den beiden letztgenannten sogar Vortreffliches leistete, so ließ die Partei doch nicht nach, sie zu verfolgen, und ging so weit, in der Zeitung öffentlich die Intendanz zur Rede zu stellen, warum man Frl. Haller und nicht Frl. Agthe die Rolle der Marie in der „Regimentstochter" übertragen habe. Diese Anfrage, welche am Tage der Vorstellung geschah, und die beabsichtigte Kränkung, die in derselben für Frl. Haller lag, reizte das Publikum gerade zu Gunsten der letztern auf. Sie wurde am Abend mit Jubel empfangen und mit Blumen und Kränzen überschüttet. Das Eis war gebrochen, und nun erst entwickelte sie ihre volle Kraft, wodurch ihre künstlerische Befähigung zur schönsten Geltung kam. Bald wurde sie ein Liebling des Publikums.

Weimars Bühne beſaß nun zwei Sängerinnen, wie man ſie in der That nicht beſſer wünſchen konnte. Es war ein Genuß, dieſe jungen ſchönen Talente vereint wirken zu ſehen in „Norma“, „Robert der Teufel“, „Martha“ u. ſ. w. In Herrn Götze und Schneider beſaßen wir einen wackern erſten und zweiten Tenor, in Herrn Höfer einen tüchtigen Baſſiſten. Auch die zweiten Fächer waren genügend und der Chor durch vierzig weibliche und männliche Mitglieder vertreten. Um ein vollkommenes Enſemble herzuſtellen, mußte noch ein Bariton gewonnen werden, da ich erklärt hatte, Rollen wie den Don Juan, Vamphr, Bois Guilbert u. ſ. w. nicht mehr ſpielen zu wollen. Nach meinen Kräften hätte ich wohl noch einige Jahre das Fach ausfüllen können, aber ich bin ſtets der Anſicht gefolgt, daß es für alle Theile erſprießlicher ſei, wenn der Künſtler lieber früher zum Bedauern des Publikums ſich zurückzieht, als zu ſpät. Auch bot meine im Drama ſich immer mehr ausbreitende Thätigkeit mir Spielraum genug, meinem Künſtlerſtreben zu genügen. Wir fanden im Frühjahr 1848 in Herrn von Milde einen wünſchenswerthen Erſatz, der, wenn ich nicht irre, in Potsdam ſeine theatraliſche Laufbahn begonnen hatte und von dort zu uns kam. Die Natur hatte ihn mit einer ſchönen Geſtalt, edlen Geſichtszügen und einer herrlichen Stimme ausgeſtattet, die von Hauſer in München gebil-

det war. Er war zwar noch Anfänger, aber äußerst strebsam und folgte willig gutem Rathe. Ich werde später auf seine Leistungen an unserer Bühne zurückkommen.

Der Mangel eines ersten Liebhabers machte sich im Schauspiel sehr fühlbar, denn der junge Mann, den Herr von Ziegesar auf seiner Reise engagirt, mißfiel als Bruno in „Mutter und Sohn" so allgemein, daß es bei diesem einmaligen Auftreten verblieb.

Noch vor Schluß des Jahres wurde Joseph Wagner von Leipzig zu einem Gastspiel eingeladen, die Kürze seines Urlaubs gestattete ihm aber vorläufig nur als Hamlet und Egmont aufzutreten. Erst im Frühjahr kam er wieder und gab den Uriel Akosta und auf Verlangen nochmals den Hamlet. Uriel Akosta, für das Publikum eine Neuigkeit, unter Mitwirkung Wagner's eine Glanzvorstellung, wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Auch als Hamlet leistete Wagner Vortreffliches, doch konnte ich mich mit seiner Auffassung nicht durchgehends einverstanden erklären, am wenigsten in der Scene, wo nach dem Schauspiel der König plötzlich den Saal verläßt und Hamlet darin einen deutlichen Beweis seines Schuldbewußtseins erblickt. Wolf, der in dieser Rolle noch lebendig vor meiner Seele schwebt, blickte mit vorgebeugtem Körper dem König nach, bis dieser und sein Gefolge den Saal verlassen, als könne er es nicht er-

warten, seinem Jubel freien Lauf zu lassen, und unter Singen, Lachen und Tanzen recitirte er:

Ei, der Gesunde hüpft und lacht,
Dem Wunden ist's vergällt;
Der Eine schläft, der Andre wacht —
Das ist der Lauf der Welt.

Wagner hingegen vertrat dem König fast den Weg, und mit erhobenen Händen gestikulirend, bis zum Ausgang rückwärts gehend, schleuderte er ihm wie ein Rasender obige Worte ins Gesicht. Das war denn doch wohl ein zu großer Ausbruch von tollem Benehmen und jedenfalls ein Mißgriff in der sonst so vortrefflichen Darstellung.

Das Jahr 1848 wurde mit einem neuen Stück von Alexander Rost: „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange", eingeweiht. Rost hatte schon früher durch sein Zeitgemälde „Kaiser Rudolf in Worms" sich die Gunst des weimarischen Publikums errungen; jetzt trat er mit einem Stoffe aus der Geschichte seines thüringischen Vaterlandes vor dasselbe, und reicher Beifall wurde ihm zu Theil, der um so verdienter war, als diese neue Arbeit des Dichters ein erfreuliches Fortschreiten bekundete.

Die Thätigkeit der Intendanz und der Mitglieder, dem Publikum Neues vorzuführen, hatte auch im neuen Jahre einen löblichen Fortgang, denn außer dem genannten Stücke kamen bis Ende Juni zur Aufführung: „Minister und Seidenhändler", „Der Schiffbruch der

Meduſa", „Martha", „Dorf und Stadt", „Der alte Magiſter", „Eigenſinn", „Die Sennhütte", „Der Rechnungsrath und ſeine Töchter", „Der Häßliche" und „Eine Familie".

Von den Bretern, die die Welt bedeuten ſollen, wende ich mich zur Bühne des allgemeinen Lebens, auf welcher zuweilen ja auch Komödie geſpielt wird, nur daß dieſe Darſtellungen ernſter und folgenſchwerer ſind, da es ſich oft um Sein oder Nichtſein, um Haben oder Nichthaben handelt.

Die Prophezeiung Raupach's, daß der finſtere Geiſt der Revolution einſt ebenfalls über Deutſchland hereinbrechen werde, die er im Anfang der dreißiger Jahre ausſprach, ſollte zur Wahrheit werden. Wie überall, fing auch in Thüringen der politiſche Boden an ſich zu bewegen.

Es mochte ungefähr Anfang Januar ſein, als Bürgerverſammlungen allabendlich im großen Saale des Stadthauſes ſtattfanden. Eine Rednerbühne ward dort errichtet, auf welcher für und gegen die Regierung geſprochen wurde. Man hatte bei dieſen Debatten Gelegenheit, patriotiſche Geſinnung und manchen wackern Redner kennen zu lernen. Die Geſellſchaft beſtand aus Bürgern, Beamten, auch Handwerkern. Demokraten und Conſtitutionelle waren hier vereinigt. Hier und da tauchte

manches Ungehörige auf, dem die Gutgesinnten entgegen traten. Gleich einer epidemischen Krankheit hatte die Politik das sonst so ruhige Weimar ergriffen und Alles politisirte damals, selbst Frauen und unreife Knaben nicht ausgenommen.

In dieser Zeit wirrer Aufregung fehlte es auch an komischen Scenen nicht. Aus einer dieser Abendgesellschaften mit meinem Jugendfreunde Archivar O. kommend, fanden wir auf der Straße einen Schusterjungen von 14 bis 15 Jahren von Handlangern umgeben. Der kleine Kerl docirte, welche Rechte dem Fürsten und welche dem Volke zukämen. Dem erstern bewilligte er gnädigst jährlich tausend Thaler Pension und ein Reitpferd, dem Volke sprach er alle Staatseinkünfte und das Herrscheramt zu. Ich mußte herzlich über den kleinen Wühler lachen, aber mein Freund blieb bei dem Unsinn nicht so ruhig. Er sprang in den Kreis und packte den Jungen am Kragen mit den Worten: „Hier auf der Gasse werden keine Beschwerden angebracht; wer etwas zu sagen hat, muß oben die Rednerbühne besteigen; also hinauf mit Dir!“ Der Junge wand sich wie ein Aal unter der kräftigen Faust meines Freundes, jämmerlich schreiend: „Ach Herr Jeses! Lassen Se mich nur los! Mei Mester ment so, ich will ja gar nischt!“ Die Umstehenden, die in dem heftigen Manne einen Polizisten vermutheten, schlichen

davon. O. ſchleppte den Jungen bis zur Thür des Stadthauſes, gab ihm dort ein paar tüchtige Ohrfeigen und ließ ihn dann laufen.

Während in unſerem Vaterlande die wachſende Unzufriedenheit mit den politiſchen Zuſtänden überall an den Tag trat und man über die Wege der Beſſerung noch debattirte, brachte der 23. Februar unſern weſtlichen Nachbarn eine neue Revolution.

Liſzt, der ſchon längere Zeit nach Weimar übergeſiedelt war, gab im Gaſthofe zum Erbprinzen, den er von jeher als Standquartier erwählt hatte, an dem für Frankreich ſo verhängnißvollen Tage ſeinen Freunden ein Abendeſſen. Die Geſellſchaft beſtand aus Künſtlern und Adligen. Zwei dieſer letztern waren meine Tiſchnachbarn. Obgleich die Politik aus dieſem heitern Kreiſe verbannt ſein ſollte, ſo kam man doch bald auf die pariſer Zuſtände zu ſprechen. Das Reformbankett, das Ludwig Philipp erſt verboten und dann erlaubt hatte, und die damit verknüpfte hohe Aufregung ließen den Ausbruch einer abermaligen Revolution in Frankreich befürchten. Ich ſprach meine Anſicht darüber aus, daß eine ſolche einen Rückſchlag auf Deutſchland üben müßte, wo ſich die Wolken am politiſchen Himmel immer höher thürmten. Meine beiden Nachbarn lachten über meine Beſorgniß, und der mir zur Linken ſitzende Herr von S.

bemerkte: „Deutschland besteht aus so vielen Stämmen und Landsmannschaften, daß an eine allgemeine Revolution nicht zu denken ist. Einzelne Emeuten, wie uns die Beispiele in Dresden, Leipzig u. s. w. lehren, sind, wenn man Ernst zeigt, leicht zu unterdrücken. Sollte es in Paris zum Aufruhr kommen, so stehen 100,000 Mann Kerntruppen mit Bajonetten und Kartätschen bereit, ihn niederzuwerfen.“ Etwas ärgerlich erwiderte ich: „Solange der Aufruhr unter dem Pöbel tobt, sind solche Mittel ausreichend, wenn aber der besitzende, ruhige Bürger für seine Rechte und Freiheiten die Waffen ergreift, helfen weder Bajonette noch Kartätschen. Solche Beispiele hat man auch. Das Vorspiel in Dresden und Leipzig war allerdings vorübergehend, aber jetzt steht das ganze ernste Drama vor unserer Thür, und die Schauspieler warten nur auf die Glocke, die sie zur Darstellung ruft. Beginnt der Teufel des Aufruhrs seinen Lauf auf fränkischem Boden, so wird er diesmal, allem Anschein nach, seinen Pferdefuß auch auf den unserigen setzen.“

Ludwig Philipp war geflohen; Frankreich in voller Revolution, als am 8. März der gefürchtete Gast in einer kleinen Revolte auch in Weimar auftrat. Die Führer der Demokraten, deren Zahl in Thüringen nicht unbedeutend war, obgleich nur wenige an eine eigentliche Re-

publik dachten, hatten die Bauern der nächſtgelegenen Dörfer zu einer Volksverſammlung nach Weimar berufen. Dieſe fand am Nachmittag des genannten Tages auf dem großen Markt vor dem Stadthauſe ſtatt. Aus dem erſten Stock deſſelben las man die Paragraphen der neuen Staatsordnung vor. Mit den beiden erſten, Preßfreiheit und Gleichheit vor dem Geſetz, waren wohl alle Anweſenden, gleichviel ob ſie dem Beamten-, Bürger- oder Bauernſtande angehörten, einverſtanden.

Es fiel mir auf, daß mehrere Landleute Querſäcke oder Ranzen über der Schulter hängen hatten. Um meine Neugierde zu befriedigen, fragte ich einen der Sackträger, der mir nicht zu der beſitzenden Klaſſe zu gehören ſchien. Mit wichtiger Miene ſagte er: „'s hat merr ener geſaht, daß hinte das Kammervermegen gethelt werd, un da wullt' äch menen Thel glich metnehme." — „Da hat man Euch belogen. Das Kammervermögen ſoll mit dem landſchaftlichen verſchmolzen werden." — „Ach, ſu is gement! Da kunn ich nur webder hem gihn; deſterwegen bin äch ju norſt rinn gekumme." Der größte Unſinn war zu jener Zeit den guten Leuten glaubhaft zu machen. Nachdem ich noch die Paragraphen „Freie Jagd" und „Ablöſung aller Zinſen ohne Entſchädigung" vernommen, hatte ich genug und ging mit meinen Geſinnungsgenoſſen in den Gaſthof zum Anker, wo ſich Demokraten und

Conſtitutionelle verſammelten. Das Geſpräch drehte ſich hauptſächlich um das Für und Wider der in der heutigen Verſammlung verkündigten neuen Ordnung. Der Streit fing eben an etwas lebendiger zu werden, als ein Demokrat die Thür aufriß und uns zuſchrie: „Heraus, ihr Bürger, das Geſindel ſtürmt das Schloß!“ Alle Bürger, welcher Partei ſie auch angehörten, ſprangen auf und eilten im vollen Lauf unter dem Rufe: „Bürger heraus!“ nach dem Schloß, um ihren Fürſten und ſein Haus zu ſchützen. In kurzer Zeit waren über 500 Bürger verſammelt, die alle Eingänge zu den fürſtlichen Gemächern beſetzten. Als Erkennungszeichen, da es bereits zu dunkeln begann, hatte dem Geſindel gegenüber jeder ſein Taſchentuch um den linken Arm gebunden. So ſtanden wir nun wie eine Mauer im Fonds des Schloßhofs. Der Lärm und das Geſchrei waren betäubend, und doch wären fünfzig Bajonette hinreichend geweſen, dem tollen Spuk ein Ende zu machen; aber der gütige Fürſt hatte jeden Eingriff des Militärs unterſagt. Zunächſt verſuchten die Miniſter durch verſöhnende Worte und Verſprechungen die raſende Menge zu beruhigen, aber Alles war vergebens, bis man den Landtagsabgeordneten, Amtsadvocaten von Wydenbrugk, den Mann des Volks, herbeigeholt hatte. Dieſer wußte durch eine energiſche Rede die weniger Schlimmgeſinnten

zum Fortgehen zu bewegen. Als er vom Schloſſe herabkam, wurde er von zwei Exaltirten auf die kräftigen Schultern eines großen Mannes gehoben, und unter Jubelgeſchrei folgte die größere Menge dieſem Triumphzuge, aber die Hefe, der es um etwas ganz Anderes zu thun war, als Rechte und Freiheiten zu beanſpruchen, blieb. Da übernahmen es die Bürger, in geſchloſſenen Reihen die zerlumpte Rotte durch die Barrière des Schloßhofs hinauszujagen. Inzwiſchen waren noch viele Bürger herbeigekommen, ſodaß die Zahl derſelben wohl tauſend betrug. Eine Wachtſtube wurde im Schloſſe errichtet; ein Theil der Mannſchaft beſetzte die Barrièren, der größere Theil durchzog in Patrouillen die Straßen, um das Eigenthum der Einwohner zu ſchützen. Die armen Frauen und Kinder kamen mit dem Schrecken davon, denn an wirkliche Gewaltthätigkeiten dachten wohl nur wenige der aufrühreriſchen Rotte; ſie begnügte ſich, ſchreiend und lärmend durch die Straßen zu ziehen und einigen mißliebigen hohen Staatsbeamten die Fenſter einzuwerfen. Bis tief in die Nacht hinein mußten wir auf den Beinen ſein, und erſt als der Morgen graute, durften wir unſer Lager ſuchen.

Freiwillig waren am vergangenenen Abend die Bürger zum Schutz des Fürſten und der Stadt herbeigeeilt.

Am andern Morgen erſchien folgende Bekanntmachung des Magiſtrats:

„Indem wir den hieſigen Bürgern und Einwohnern für den geleiſteten Beiſtand bei Abwehr der geſtern ſtattgefundenen, von mehreren Nichtbürgern ausgeübten, höchſt ſtrafbaren Ausbrüche von Rohheit und Ungeſetzlichkeit unſern Dank ausſprechen, halten wir es für angemeſſen, zugleich damit die Aufforderung zur Bildung einer Bürgergarde zu verbinden und alle ſelbſtſtändigen Einwohner unſerer Stadt, die ſich nicht bereits dazu gemeldet haben, hierdurch einzuladen, ihre Bereitwilligkeit dazu durch Einzeichnung in die auf dem Rathhauſe dazu bereit liegenden Liſten ſofort zu erklären, damit die wohlthätige Wirkſamkeit der Bürgergarde alsbald in Thätigkeit treten kann.“

Dieſe Maßregel ſchien nöthig, da einer der Volksredner am Tage vorher das Volk abermals zum 11. März mit dem Bemerken, daß bis dahin alle Wünſche erfüllt ſein würden, eingeladen hatte.

Durch die Einzeichnung war die Bürgergarde, die unter dem Namen Bürgerwehr ins Leben trat, auf 1600 Mann geſtiegen und in vier Bataillone eingetheilt worden. Jedes derſelben wählte ſich ſelbſt ſeine Führer, die aus Conſtitutionellen und Demokraten beſtanden. Vorläufig hielt man es nicht für nöthig, ſich zu bewaffnen, da man

allgemein glaubte, daß die Ruhe nicht ernſthaft geſtört werden würde. Als Abzeichen trug jeder Wehrmann eine weiße Binde um den linken Arm.

Unterm 9. März erließ der Großherzog ein Schreiben, in welchem er „ſeinen getreuen Bürgern" den innigſten Dank für die ihm und ſeinem Hauſe am verfloſſenen Abend geleiſteten Dienſte ausſprach und den Antrag des Stadtraths auf Errichtung einer Bürgergarde genehmigte.

Die Bürgerwehr war geordnet, ihr zur Seite ſtand ein Comité, mit einem Präſidenten an der Spitze. Der gefürchtete elfte März kam. Schon am Morgen ſtrömten Tauſende aus den Nachbarſtädten und Dörfern durch Weimars Straßen, doch ihre Mienen ſprachen mehr heitere Behaglichkeit als böſe Abſichten aus. Nur die jenenſer Burſchenſchafter mit ihren Rothmützen gingen mit wichtigen Geſichtern einher. Mehrere Landleute aus der Nachbarſchaft waren mir bekannt. Einen, der mir ſogar befreundet war, fragte ich: „Na, alter Märtens, ſeid Ihr auch unter die Republikaner gegangen?" — „Ach, dummes Zeug! Den Jux will ich mer mit angucke, weiter niſcht. Wir Hopfgärtner*) haben, was mer woll'n, und ſin mit unſerm Großherzog zufrieden." So

*) Hopfgarten iſt eins der reichſten Dörfer des Landes.

mochte wohl ein großer Theil des Landvolks denken, aber der größere dachte anders. Nachmittags um zwei Uhr begann die Action. Der Präsident des Comités hatte seinen Sitz auf dem Stadthause, und sechs Chargirte, worunter auch ich mich befand, waren ihm beigegeben. Das Rathhaus, in welchem der Magistrat sich versammelt hatte, schützte ein Bataillon Bürgerwehr, die drei andern hatten das Schloß besetzt. Was vor demselben vorging, wurde uns von hin und her laufenden Ordonnanzen berichtet. Dort hatten die zur Burschenschaft zählenden Studenten einen römischen Keilangriff gebildet, dadurch die waffenlose Bürgerwehrmauer durchbrochen und waren in den Schloßhof eingedrungen. Bei diesem Gewaltstreich blieb es, und nur das Geschrei nach Freiheit und Gleichheit und Absetzung der unbeliebten Minister wurde wiederholt gehört. Die Zahl der Nichteinwohner Weimars mochte sich wohl auf 6000 belaufen, wovon der größere Theil sich vor dem Rathhause befand, wo die Landtagsabgeordneten, der Magistrat und die Stadtverordneten tagten. Auch hier hörte man nur das Geschrei: „Fort mit den Ministern! Unsere Rechte wollen wir haben!“ Wir sahen aus dem ersten Stocke des Stadthauses den Krawall mit an. In unserer Mitte befand sich freiwillig der mir befreundete junge Mann, der zur republikanischen Partei gehörte und am

8. März die Paragraphen der neuen Verfassung verlesen hatte.

Die Menge, die sich wie ein wogendes Meer von Köpfen hin und her bewegte, wurde immer erregter, ihr Geschrei immer tobender. Unser Präsident ging mit ernsten Zügen, beide Hände in den Hosentaschen, in gemessenen Schritten auf und ab, endlich blieb er vor dem jungen Manne stehen und sagte etwas höhnisch: „Nun, Sie haben ja versprochen, die Ruhe augenblicklich herzustellen! Na, so stellen Sie sie her!“ — „O ja, wenn ich Wydenbrugk zum Minister machen darf!“ erwiderte dieser mit heiterer Ruhe. „Da brauchen wir Sie nicht dazu!“ polterte jener heraus.

Von Minute zu Minute stieg das rasende Geschrei und zum Refrain gestaltete sich endlich der Ruf: „Wydenbrugk muß Minister werden!“ Das war unserm Präsidenten, dem strengen Rechtsgelehrten, zu viel. „Hinunter mit Ihnen, meine Herren!“ donnerte er uns zu. „Machen sie dem Volk begreiflich, das dies unsinnige Verlangen unserer Constitution ganz entgegen ist.“ Sechs gegen drei tausend! Das Rechenexempel schien uns nicht gut lösbar, selbst wenn wir hätten dividiren dürfen; aber wir folgten dem Befehle.

Ich machte mich sogleich an den mir bekannten Bürgermeister eines nahen Dorfes, aus dem mir auch meh-

rere Bauern bekannt waren. Wie überall, wo ſich ſo ein weißbebindeter Menſch blicken ließ, ſchloß man ſogleich einen Kreis um mich. „Aber Ihr guten Leute", ſprach ich ſie an, „wollt Ihr ſo eigenmächtig gegen Eure Verfaſſung handeln? Dem Fürſten nur ſteht es zu, ſeine Miniſter zu wählen, und iſt unſer Großherzog nicht ſtets ein gütiger Herr geweſen, der nur das Wohl ſeiner Unterthanen im Auge gehabt? Wollt Ihr ihn in ſeinem Alter noch ſo bitter kränken?" — „Nä, nä!" ſchrien mehrere, „unſern Karl Friedrich un die Frau Großherzogin hab'n mer alle lieb, den laſſe mer niſcht thu, aber Wydenbrugk muß Miniſter werden." Dabei blieb es.

Immer mehr Volk ſtrömte auf den Markt, und gegen meinen Willen wurde ich bis an das Rathhaus vorgeſchoben. Da trat eben der Mann des Volks auf den Balkon deſſelben und wurde mit einem ungeheuern Jubel empfangen. Er machte ein Zeichen, daß er reden wolle, und eine Todtenſtille lagerte ſich ſofort über die Maſſen. Wie ich ſpäter erfuhr, war ihm, ehe er jetzt zum Volke ſprach, bereits vom Großherzog das Miniſterium angetragen worden. Er begann: „Ich bin der Mann der Oppoſition und gehöre in den Landtag und nicht in das Miniſterium; dort kann ich für des Landes Wohl beſſer wirken als in letzterem. Darum bin ich gewillt, in meiner jetzigen Stellung zu bleiben." Darauf zog er ſich zurück. Er war

nicht allein ein hochgebildeter, ſondern auch ein ſtreng rechtlicher, edler Mann, dem falſcher Ehrgeiz durchaus fremd war. Das Geſchrei artete nun in förmliche Tobſucht aus, was ihn bewog, abermals zu erſcheinen. Treu habe ich die Worte, die er nun ſprach, in meinem Gedächtniſſe aufbewahrt: „Se. Königliche Hoheit, unſer allergnädigſter Großherzog, hat die Gnade gehabt, mir das Miniſterium antragen zu laſſen. Das und die bewegten Zeiten haben mich beſtimmt, auf ein Jahr proviſoriſch in daſſelbe einzutreten.“ — „Auf immer! Auf immer!“ ſchrie die raſende Menge. „Proviſoriſch!“ donnerte er mit ſtrengem Geſicht herab. „Noch habe ich meinen Willen auch!“ Als wenn der Blitz eingeſchlagen hätte, ſo verſtummte jeder Mund; dann ſetzte er ſarkaſtiſch lächelnd hinzu: „Uebrigens danke ich Ihnen für das ſchnelle Avancement.“ Allerdings war er vor kurzer Zeit noch Amtsadvocat geweſen und jetzt Miniſter. Das Volk hatte ſeinen Willen durchgeſetzt, und mit anſcheinender Befriedigung verließen die Bauern die Stadt, und die Bürger, die nicht als Wache vor dem Schloſſe und Rathhauſe ſtanden, eilten zu ihren Familien. Nur einzelne Gruppen der Demokraten verweilten noch auf den Straßen, um die Errungenſchaften des Tages noch weiter zu beſprechen, denn ihr Ziel war noch lange nicht erreicht. Die Frage: ob Republik, ob conſtitutionelle Monarchie?

wurde Gegenstand eifriger und hitziger Erörterungen. Die Kunde von den berliner Ereignissen trug nicht wenig dazu bei, die Gemüther in heftigere Aufregung zu versetzen und unberechtigte Verlangen hervorzurufen. Soweit es zulässig war, wurden die Forderungen des Volkes von unserm gütigen Fürsten bewilligt. Am 14. März erschien ein großherzogliches Rescript, worin der Rücktritt der zeitherigen Minister von Gersdorf, Schweitzer, Thon, von Wegner zur Kenntniß gebracht wurde, contrasignirt: von Watzdorf, von Wydenbrugk. Der erstere, der schon vor 1848 im Ministerrathe saß, steht noch jetzt an der Spitze desselben, als Führer der Regierung und Hort des Landes vom Volke mit Recht geliebt und verehrt.

Da die Nachrichten aus den Nachbarländern wie überhaupt aus ganz Deutschland immer trüber wurden, so beschloß man nun, die Bürgerwehr zu bewaffnen. Die Musketen wurden zunächst der militärischen Rüstkammer entnommen, und tüchtige Unteroffiziere übten die Mannschaften in den nöthigen Handgriffen und Bewegungen ein. Nach kaum sechs Wochen war die Sache so weit vorgeschritten, daß man im Bataillon manövriren konnte. An der Spitze desselben stand ein verdienter tüchtiger Offizier, der den Dienst quittirt hatte, der wackere Major Kämpfer, der das angebotene Obercommando bereitwillig übernahm und durch sein humanes Walten sich bald die

Achtung und Liebe seiner Untergebenen gewann. Die ursprüngliche Zahl der Wehrmänner hatte sich auf 800 Mann vermindert, und noch ehe der Sommer herankam, hatte jeder sich auf eigene Kosten uniformirt und bewaffnet. Die Unbemittelten waren zu diesem Zwecke von der Kameradschaft reichlich unterstützt worden. Das Bataillon sah in seinen kurzen grünen Waffenröcken mit schwarzen Sammtkragen und Aufschlägen und gelben Metallknöpfen, Käppis und Ledergurt, an dem die Patrontasche befestigt war, und grauen Beinkleidern recht stattlich aus. Die Sache wurde nun ganz militärisch gehandhabt, und Jeder freute sich auf die Uebungsstunden; selbst Fünfzigjährige, zu denen ich ebenfalls gehörte, wurden wieder frisch und entwickelten jugendliches Feuer und gelenke Kraft. Weib und Kinder, Schwestern und Bräute sahen mit Lust und Freude unserm Soldatenspiele zu. Auch alte Mütterchen und Greise wankten an ihrem Stabe herbei, um ihre Enkel in Reihe und Glied zu bewundern. Der Platz, wo wir zumeist exercirten, war die große schöne Sternwiese, Goethe's Gartenhause gegenüber. Was würde wohl der alte Herr zu diesem Treiben gesagt haben? Wahrscheinlich die Worte, die er zuweilen in den Theaterproben anwendete, wenn er mit der Leistung zufrieden war: „Nun, das wächst ja recht erfreulich heran!" Die Ruhestunde wurde zu heiterem Gespräche, vor allem jedoch

zur Leibesstärkung benutzt. Restaurateure hatten ihre Buden an den romantischen Ufern der Ilm unter herrlichen Baumgruppen aufgeschlagen, worin saftige Rostbratwürste (die Lieblingsspeise der Thüringer) und gutes Lagerbier zu haben waren. Die Zehrungskosten verdoppelten sich immer an solchen Tagen. Erstlich mußten Frau und Kinder mit genießen, und dann konnte man doch arme Kameraden nicht hungern und dursten lassen. Zuweilen sah auch das hochverehrte Fürstenpaar, das stets mit einem donnernden Hoch empfangen wurde, sich das Exercitium und das frohe Gewühl an.

Jeder solcher Uebungstag war für die Bewohner Weimars ein Fest. Das Corps umfaßte gleichmäßig den Bürgerlichen wie den Adligen. Mit klingendem Spiel zog man Nachmittags aus, mit klingendem Spiel kehrte man Abends wieder heim.

Aber nicht nur an das Paradespiel, auch an den Ernst eines möglichen Kampfes dachte man; wöchentlich wurden ein- bis zweimal Schießübungen nach der Scheibe abgehalten, wobei wohl Jeder den Wunsch hegte, die tödtende Kugel niemals gegen seine Landsleute senden zu müssen.

Am 10. Juli kam der Reichsverweser Erzherzog Johann hier durch und wurde von dem Großherzog und Erbgroßherzog, von dem Magistrate, der Bürgerwehr, den Deputirten der politischen Vereine und Tausenden

von Menſchen unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken aufs feierlichſte empfangen. Die Jungfrauen Weimars überreichten ihm auf ſeidenem Kiſſen einen Kranz mit folgendem Gedicht:

Nimm, hoher Herr, den Kranz von deutſchen Eichen
Gewohnter Huld aus jungfräulicher Hand.
Der Stärke und der Treue ſichres Pfand,
Sei er dem deutſchen Volke zu vergleichen,
Das Dir vertraut ringsum von Land zu Land.
Der Deutſche will an Treue Keinem weichen!
Die Roſen auch, ſie drängen ſich daneben,
Sie woll'n der Liebe ſichres Zeichen geben.

Am 13. Auguſt wurde die Fahne, ein werthvolles Geſchenk der weimariſchen Frauen und Jungfrauen, der Bürgerwehr übergeben. Aus allen Städten des Großherzogthums hatte man zu dieſer Feier Deputationen der dortigen Bürgerwehren geſendet. Ein liebliches Mädchen von edler Geſtalt, die Tochter des Kaufmanns Horny, eines der geachtetſten Bürger Weimars, überreichte das deutſche Banner dem Präſidenten des Comités mit ſo ſinnigen Worten, daß ſie hier einen Platz finden mögen.

„Auch wir, die Frauen und Jungfrauen, theilen die Begeiſterung für Freiheit, Recht und Ordnung, die Sie, Wehrmänner von Weimar, zu einem ſchönen Bunde vereinigt. Und je mehr wir gerade in jetziger Zeit füh-

len, daß auch an uns das Vaterland heilige Rechte hat, um so inniger wünschen wir auch, diesem Gefühle Ausdruck zu geben. Ist nun das Waffentragen selbst nicht unsere Sache, um so etwa unsere Liebe zum deutschen Vaterlande zu bekunden, so empfangen Sie als ein Zeichen, daß auch Weimars Frauen und Jungfrauen an der lebenskräftigern Erhebung Deutschlands innigen Antheil nehmen, und daß namentlich unser aller Herzen den würdigen Jünglingen und Männern mit Hochachtung entgegenschlagen, welche die Begeisterung für das allgemeine Beste die Waffen tragen läßt, empfangen Sie als Zeichen hierfür dies Panier aus unsern Händen. Möge dasselbe, indem es in seinem Symbole an die Zeit eines tüchtigen, starken und edlen deutschen Geschlechts erinnert, als ein sichtbares Zeichen Sie stets vereinigen und führen, sobald es gilt, als rechtmäßige Macht das Recht zu beschützen und das Unrecht niederzuschlagen. Indem wir diesen schönen Wunsch als große heilige Hoffnung fassen, beim Anblick dieser von Vaterlandsliebe erfüllten bewaffneten Schaar, haben wir die Ehre, im Namen von Weimars Frauen und Jungfrauen Ihnen diese Fahne zum bleibenden Eigenthum zu überreichen."

Der Präsident erwiderte:

„Empfangen Sie, verehrte Frauen und Jungfrauen

Weimars, für diese Festgabe, welche Sie der Bürgerwehr unserer Vaterstadt darbringen, den innigsten, den aufrichtigsten Dank. Möge das Banner, dessen Entstehung durch die sinnige Theilnahme, welche Sie dem Gedeihen der Bürgerwehr schenkten, und durch Ihr einmüthiges, aufopferndes Zusammenwirken hervorgerufen wurde, auch für uns ein Zeichen brüderlichster Einigung und festen Zusammenhaltens sein. Hierzu gebe der Höchste seinen Segen, und gestatten Sie deshalb, daß die übergebene Fahne die feierliche Weihe erhalte."

Dies geschah durch die erhebende Rede eines würdigen Geistlichen. Hierauf fand unter dem Geläute aller Glocken die herkömmliche sinnbildliche Befestigung der Fahne durch den Erbgroßherzog, den Commandirenden der Bürgerwehr, die vier Hauptleute derselben, einen Zug- und Sectionsführer und einen Wehrmann statt.

Doch wäre diese schöne Feier beinahe in unangenehmer Weise gestört worden, wenn nicht ruhige Vernunft ein übereiltes Handeln verhindert hätte. Einige Studenten aus Jena hielten, als eben der Segen über das deutsche Banner gesprochen wurde, an der Ecke des Stadthauses auf einem mit zwei jämmerlichen Pferden bespannten Leiterwagen. Eine rothe Fahne mit dem verhängnißvollen goldenen R prangte in ihrer Mitte. Der Hohn, den man

darin erblickte, empörte allgemein, und mehrere Wehrmänner wollten aus den Reihen ſpringen, um die kecken Burſchen für ihre Frechheit zu züchtigen; aber die Beſonnenern hielten ſie von ihrem Vorhaben zurück, indem ſie zu bedenken gaben, daß es ja junge Brauſeköpfe ſeien, die, zumal bei ihrer geringen Zahl, unmöglich gefährlich werden könnten; bei der ſtark wogenden politiſchen Bewegung müßten auch ſolche Käuze auftauchen. Aber leider hatte die Nachſicht, die man auch nach der Feier gegen dieſe Störenfriede übte, ſie noch frecher gemacht. Am Abend, wo der Magiſtrat der Bürgerwehr auf der Sternwieſe ein Feſt bereitet hatte, erſchienen auch ſie, von vielem republikaniſchen Pöbel begleitet, auf derſelben. Daß einer ihrer Führer von einem Biertiſche die Republik proclamirte, erregte bei den meiſten Anweſenden große Heiterkeit; als aber von dieſem Tiſche herab Atheismus gepredigt und die unſittlichſten Reden in Gegenwart ſittlicher Frauen und Jungfrauen geführt wurden, machte die Bürgerwehr dieſem Unfug ein raſches Ende. Die kecken Redner wurden von dem beſudelten Tiſche heruntergeriſſen und auf die Polizei gebracht. Leider war der militäriſche Gebrauch, einen Gefangenen nicht zu ſchlagen, noch nicht allgemein bekannt; ſo kam es denn, daß ein Platzregen von Ohrfeigen auf die von Bier erhitzten Geſichter niederfiel. Vieles Volk verſammelte ſich ſpäter

vor dem Rathhause, wo die Polizei sich befand, wurde aber durch eine Patrouille Militär und Bürgerwehr schnell auseinander getrieben, und die Nacht verging ruhig. Anders sah es den folgenden Tag aus. Ein beliebter Mitbürger war in den Morgenstunden verhaftet worden, der wenige Tage zuvor aufrührerische Reden in nahegelegenen Dörfern gehalten hatte. Diese Verhaftung, die sofort bekannt wurde, brachte unter der republikanischen Partei große Aufregung hervor, und man mußte auf abermalige Unruhen gefaßt sein. Am Abend hielt ein kleiner Theil der Bürgerwehr mit ihren Familien eine Nachfeier des am Tage zuvor abgehaltenen Festes, wobei andere Führer der Republikaner erschienen und die Männer aufforderten, ihre gefangenen Brüder zu befreien. Inzwischen hatte die zweite Compagnie der Bürgerwehr, mit scharfen Patronen versehen, das Rathhaus besetzt. An ihrer Spitze stand der Hauptmann Lämmerhirt, ein Mann von Muth und Energie. Eine Abtheilung des Militärs schützte das Criminalgebäude Spät Abends versammelte sich eine große Menge Volks vor demselben und forderte durch eine Deputation den Criminalrichter auf, die Gefangenen frei zu geben. Dieser nahm dieselbe gar nicht an. Da zog die Masse, die von Minute zu Minute wuchs, vor das Rathhaus. Unterdessen rasselte der Generalmarsch durch alle Straßen und

rief die Wehrmänner auf den Alarmplatz vor dem Theater. Der Commandirende war selbst auf den Markt geeilt und ließ im Angesicht der tollen Menge scharf laden. Mit drohenden Worten verließ der größere Theil der Aufrührer den Platz, um nach kaum einer halben Stunde in verstärkter Anzahl zurückzukehren. Nun schien die Sache ernsthaft zu werden. Die andern Compagnien der Bürger wurden ebenfalls herangezogen; jede wurde mit Schimpfreden, Hohngelächter und Steinwürfen empfangen. Die erste und vierte Compagnie bildeten eine Fronte nach Norden, an deren linkem Flügel die Escadron Bürgerwehrreiter stand, die dritte und zweite standen vor dem Rathhaus, die Fronte nach Osten gewendet. Die Erbitterung der Mannschaft stieg auf den höchsten Grad, und willig wäre so Mancher vielleicht dem Commando „Feuer!" nachgekommen. Aber so weit ließ es unser trefflicher Commandant nicht kommen. Der Magistrat hatte noch kürzern Proceß mit der sogenannten Deputation gemacht als der Criminalrichter und sie sofort festnehmen lassen. Da bestieg ein Republikaner den Marktbrunnen und schrie: „Ich frage dich, Stadtrath, warum ist unsere Deputation arretirt?" — „Antwort!" tobte der Pöbel. Da alles Zureden von seiten des Präsidenten und des Commandirenden auseinander zu gehen nichts fruchtete, trat der letztere mit seinen beiden Adjutanten

und dem Präsidenten vor die nördliche Fronte, um womöglich Blutvergießen zu verhüten, da die Bürgerwehr in höchster Aufregung war. Das Commando: „Zur Attake! Gewehr rechts! Marsch!“ erscholl, und unter Trommelrasseln und Hurrahrufen ging es, während die Reiterei im kurzen Trabe ansprengte, vorwärts. In zwei Minuten war der Markt wie rein gefegt; nur einige Bummler, die sich an die gegenüberliegenden Häuser geflüchtet hatten, trugen unbedeutende Stichwunden davon. Sofort wurden nun Patrouillen durch die Straßen gesendet. Zur Führung einer solchen wurde auch ich befohlen; ein kräftiger Schmied ging als Flügelmann mir zur Seite. Diesem ernsten Vorgang folgte eine höchst komische Scene. Als wir an die Ecke der Breitenstraße gelangten, sahen wir sechs Bummler einen Mann fortschleppen, der sich den Anschein eines Sterbenden gab. Sobald wir die rührende Gruppe erreicht hatten, murrte einer derselben im tiefsten Gutturalton: „Ihr Bluthunde, schont wenigstens die Ruhe eines Sterbenden!“ Kaum war die letzte Silbe dieser feierlichen Anrede verklungen, so erhielt der Sprecher von meinem Schmiedemeister eine so fürchterliche Ohrfeige, daß er zu Boden stürzte. Die Andern ließen ihren sterbenden Kameraden fallen und gaben Fersengeld, dieser aber, das Weitere nicht abwartend, sprang auf und lief ihnen nach.

Aeußerlich schien die Ruhe hergestellt zu sein, aber die republikanischen Ideen gewannen, namentlich auf den Dörfern, immer mehr Boden. Kaum waren acht Tage nach den weimarischen Ereignissen vergangen, so wurde in dem nahen Marktflecken Mellingen sogar eine bewaffnete Volksversammlung abgehalten, deren Zweck kein anderer sein konnte, als die Gefangenen zu befreien. Abermals rief der Generalmarsch die Bürgerwehr zusammen. Die Erbitterung unseres Corps war nun so hoch gestiegen, daß die Vertheilung scharfer Patronen allen willkommen war; man wollte um jeden Preis die gesetzliche Ordnung aufrecht erhalten wissen. Die Sache lief indessen friedlicher ab, als man geglaubt hatte. Wohl zogen große Trupps von Bauern, als die Nacht eingebrochen war, unter Gesang durch Weimar, um nach ihren Dörfern zurückzukehren, vermieden aber wohlweislich die Plätze, wo Bürgerwehr aufgestellt war.

Schutz dem Fürsten, dem Gesetz und dem Eigenthum, das war der Wahlspruch der Männer, die bewaffnet in Reih und Glied standen, und diesen Pflichten ist die weimarische Bürgerwehr bis zu ihrer Auflösung (1852), die nicht von der Regierung angeordnet wurde, sondern auf eigenen Antrieb geschah, treulich nachgekommen.

Auf Befehl des Reichsverwesers rückte Anfang October unser erstes Linienbataillon zunächst nach Ronne-

burg ins Altenburgiſche; als Erſatz erhielten wir Reußen (ein Bataillon) und Sachſen, die aus zwei Compagnien Schützen, einer halben Batterie und einer Schwadron Gardereiter beſtanden.

Lafourie und Conſorten hatten verſucht, unſer Militär zum Ungehorſam zu verleiten, aber der Verſuch mißglückte. Nur ſechs arme Teufel hatten ſich bereden laſſen, einen Proteſt gegen dieſen Ausmarſch im Namen ihrer Kameraden zu unterſchreiben. Vor dem Ausmarſch ſprengte der Major von Tümpling vor die Fronte und fragte: „Wer mit dem Proteſt einverſtanden iſt, der trete vor!“ Nur die ſechs verführten Burſchen traten vor. Ein tiefes Schweigen lagerte ſich über alle Anweſenden. Dann fuhr der Major fort: „Ihr Andern wollt alſo als ehrliche Soldaten treu Eurer Fahne folgen?“ — „Ja!“ donnerte es durch alle Reihen. Ein Strahl der Freude zuckte über des Commandirenden Geſicht. „Ich fühle mich geehrt“, rief er, „an der Spitze ſolcher wackerer Männer zu ſtehen! Und nun mit Gott vorwärts, Kinder!“ Unter Jubel und Hochs marſchirte das Bataillon ab. Die armen Proteſtirenden wurden entwaffnet und, weil man ſie als Verführte betrachtete, aus Gnade dem Civilgericht übergeben, denn ein Kriegsgericht hätte ſie zum Tode verurtheilen müſſen. So kamen ſie mit zwei Jahren Arbeitshaus weg.

Kaum hatten die Sachſen und Reußen ihre Standquartiere in und um Weimar genommen, als abermals eine bewaffnete, mehrere Tauſend Köpfe zählende Volksverſammlung bei Jena abgehalten wurde. Schnell und ohne Blutvergießen gelang es dem Militär, dieſelbe auseinander zu jagen. Die Rädelsführer wurden von Gardereitern als Gefangene nach Weimar eingebracht.

Die Schwurgerichte waren bereits eingeführt und das Richteramt freiſinnigen Männern übertragen. Den Wachdienſt dabei verſah die Bürgerwehr. Ich erinnere mich einer höchſt intereſſanten Verhandlung, bei welcher Lafourie und Reventlow, genannt Otto, mit ihren Genoſſen auf der Anklagebank ſaßen.

Der Saal wie die Gallerien waren gedrängt voll, denn den meiſten Zuhörern war dieſes Gerichtsverfahren nochneu. Auch der Richter, der an dieſem Tage den Präſidentenſtuhl einnahm, ſchien mit den Formalitäten eines öffentlichen Gerichtsverfahrens noch nicht vollkommen vertraut zu ſein. Unter den Zuſchauern befanden ſich auch, nahe an den Schranken, zwei ſächſiſche Offiziere. Kaum hatte die Verhandlung begonnen, ſo entwickelte ſich eine ſonderbare, vielleicht in einem Schwurgerichte noch nie dageweſene Scene. Der Angeklagte Otto ſprang auf und verlangte von dem Präſidenten, er möge die beiden Offiziere hinausweiſen. Sein Verthei-

diger gebot ihm Ruhe, er aber brüllte: „Sie ſollen und müſſen ſich entfernen, denn ſie verhöhnen mich!“ Ein unwilliges Gemurmel durchlief die Menge. Da trat mit edlem Anſtande der eine der Offiziere, ein Herr von Brandenſtein, vor und bat den Präſidenten ums Wort. „Ich kann Ihnen das Wort nicht geben“, erwiderte dieſer. „Ich verlange es nur für eine perſönliche Berichtigung.“ — „Das Wort geben! Das Wort geben!“ ſchrie es auf den Gallerien. Ein entſetzlicher Tumult entſtand, den die Klingel des Präſidenten nicht zu unterdrücken vermochte; um Exceſſe zu verhüten, gab er dem Offizier das Wort. Dieſer ſprach ungefähr folgende Worte: „Alle, die mich kennen, werden bezeugen, daß es nicht in meinem Charakter liegt, irgend Jemand zu verhöhnen, am wenigſten einen Gefangenen. Wir haben unſerer Pflicht gemäß dieſe Herren als Gefangene eingebracht, und ſie ſelbſt müſſen geſtehen, das dies ohne jegliche Beleidigung geſchehen iſt. Noch füge ich die Verſicherung in meinem und aller meiner Kameraden Namen bei, daß es uns ganz gleichgültig iſt, ob dieſe Herren, die da auf der Anklagebank ſitzen, den Saal mit einer Bürgerkrone geſchmückt verlaſſen, oder mit einem eiſernen Ring um den Fuß.“ Unter ungeheurem Jubel und Bravorufen verließen die Offiziere den Saal.

Dieſe kleine Skizze der weimariſchen Revolution

möge genügen. Um meine geehrten Leſer nicht länger mit politiſchen Dingen zu ermüden oder gar zu langweilen, verlaſſe ich das Drama, das damals auf der Weltbühne zur Darſtellung kam, und kehre auf die Bühne zurück, auf der ich mich heimiſcher fühlte.

Drittes Kapitel.

Thätigkeit der Oper. — Gastspiel in Dresden. — Jenny Lutzer. — Tanhäuser. — Tichatscheck.

Das Theaterpersonal entwickelte auch im neuen Jahre, wie ich bereits im vorigen Kapitel bemerkt habe, eine schätzenswerthe Thätigkeit. Am 2. Februar, dem Geburtstage des Großherzogs, wurde „Der Schiffbruch der Medusa" von Reissiger, am 16., dem Geburtstage der Frau Großherzogin, Flotow's „Martha", beide neu, gegeben. Die erstere Oper kam unter der Leitung des Componisten zur Aufführung. Obgleich sie nicht zu den genialsten Schöpfungen des wackern Meisters gehört, so besitzt sie doch viele musikalische Schönheiten, die gerechte Anerkennung fanden. „Martha" wurde mit großem Beifall aufgenommen. Zugleich war diese Oper Liszt's Debüt als Kapellmeister. Bisher am Hofe in außerordentlichem Dienste, war er jetzt definitiv als Dirigent der Oper eingetreten, und ein ganz neuer Glanz verbreitete sich

über unsere musikalischen Zustände. Er hatte die Oper mit großer Umsicht einstudirt und alle musikalischen Feinheiten zur Geltung gebracht, wodurch die ganze Darstellung, die auch in scenischer Hinsicht nicht zurückblieb, einen hohen Reiz gewann. Vor allem waren die Damenrollen vortrefflich besetzt. Fräulein Agthe war eine liebreizende Martha, und wenn sie auch als Darstellerin noch Manches zu wünschen übrig ließ, so ersetzte sie diesen Mangel reichlich durch ihre Silberglockenstimme und ihren sinnigen Vortrag. Fräulein Haller besaß einen Stimmenumfang von dritthalb Octaven, der ihr erlaubte, die Partie der Nancy zu singen, wie sie der Componist ursprünglich geschrieben hat. Sie entwickelte in diesem etwas derb gezeichneten Charakter eine liebliche Schalkheit und frischen Humor, der zu allgemeiner Heiterkeit hinriß. Wer sie kurze Zeit zuvor als Norma gesehen hatte und jetzt als Nancy erblickte, glaubte nicht an ein und dieselbe Person, so sehr wußte sie den Anforderungen der heterogensten Rollen nachzukommen. Sie verdiente in Wahrheit den Namen einer Künstlerin. Sehr anerkennungswerthe Leistungen gaben auch die Herren Götze und Höfer als Lionel und Plumkett, besonders trug der erstere die Romanze im dritten Act so hinreißend schön vor, daß allgemeiner Beifall ihn lohnte.

Marr von Leipzig gab, wie Wagner, ein getheiltes

Gastspiel. Er trat am 22. Januar als Ranzau in „Minister und Seidenhändler", am 25. als Benjamin in Freytag's „Valentine" mit großem Beifall auf und setzte Ende März sein Gastspiel als Shylock und Lamoignon im „Urbild des Tartüffe" fort. Leider konnte ich diesen beiden Darstellungen nicht beiwohnen, da ich bereits zu einem Gastspiele nach Dresden abgereist war.

Dort trat ich als Oberförster in den „Jägern" auf und wurde von dem Publikum freundlich begrüßt und aufgenommen.

Man wählte zu jener aufgeregten Zeit nur Stücke, in welchen keine der beliebten Phrasen vorkamen, die dem Publikum Gelegenheit zu Demonstrationen zu geben pflegten. Darum hatte Herr von Lüttichau für mein Gastspiel, das ich auf drei Rollen beschränken mußte, da mein Intendant mir nur acht Tage Urlaub bewilligt hatte, die „Jäger", „Hermann und Dorothea" und „Minna von Barnhelm" bestimmt. Was bei der Wahl solcher ältern Stücke, deren Inhalt mit den damaligen Tagesfragen gar nicht harmonirte, für die Kasse zu erwarten stand, war vorauszusehen. Das Haus war bei meinem ersten Auftreten nur mittelmäßig besetzt. Meine Freunde kamen noch an demselben Abend zu mir und sprachen sich dahin aus, daß ich kein günstigeres Resultat zu erwarten habe, wenn ich nicht im „Tell" und „Götz von Berlichingen"

aufträte. Davon überzeugt, ging ich andern Tags zu Herrn von Lüttichau, dessen besondern Wohlwollens ich mich erfreuen durfte, und bat ihn, statt der von ihm bestimmten Rollen mir den Tell und Götz zu gewähren. Anfänglich schlug er mir mein Gesuch ab, denn er hatte Rücksichten nach vielen Seiten zu nehmen, war aber doch er ein zu guter Oekonom, um nicht auch die Kasse im Auge zu behalten. Dies mochte wohl die Haupttriebfeder sein, mir meinen Wunsch zu bewilligen. Wenige Tage darauf trat ich als Tell auf und wurde vom Publikum lebhaft empfangen. Das Haus war bis auf den ersten Rang in allen Räumen gefüllt. Die Demokratie benutzte jede Gelegenheit, Demonstrationen zu machen; diese gingen so weit, daß Stauffacher's Rede:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!"

dacapo verlangt wurde und nicht eher Ruhe eintrat, als bis der Darsteller (Quanter) dem Willen des Publikums nachkam. Ich dankte meinem Gott, daß die Rolle des Tell keine Gelegenheit zu solchen Demonstrationen bietet, und bedauerte, daß mein Gesuch um Aenderung der Gastspielrollen Veranlassung zu solchem tumultuarischen Gebahren des Publikums gegeben hatte. Im „Götz von Berlichingen" war das Haus in gleicher Weise besetzt, doch verlief die Vorstellung ruhiger; nur die Worte des Götz zu Weislingen: „Und was den Fürsten in ihren

Kram dient, da ſind ſie hinterher, bis ſie die Kleinen unterm Fuß haben" — wurde von demokratiſcher Seite mit rauſchendem Beifall aufgenommen.

Herr von Lüttichau wollte mein Gaſtſpiel noch weiter ausdehnen, aber meinem Verſprechen gemäß mußte ich nach Weimar zurück, zumal da mein Intendant mir außer der Zeit freundlichſt Urlaub gewährt hatte.

Während meines Gaſtſpiels in Dresden wurde mir der hohe Kunſtgenuß, Jenny Lutzer als Suſanne in „Figaro's Hochzeit" zu hören. Leider war es ihre letzte Gaſtrolle, aber ſie war hinreichend, mir zu beweiſen, daß ſie mit Recht den Ruf der erſten deutſchen Sängerin beſaß. Solch vollendeten Geſang mit Seele und Wärme gepaart hatte ich noch nie gehört; dabei entzückte mich in gleicher Weiſe die Darſtellerin. Da war nichts geſucht oder gemacht; natürlich und lebhaft ſpiegelte ſich in ihren Mienen die Schalkheit; die Bewegungen ihres Körpers waren muſterhaft und blieben ſtets graziös. Aber nicht nur die große Künſtlerin, auch die geiſtreiche, liebenswürdige Frau, die ich bei Gelegenheit eines Diners, das Herr von Lüttichau ihr zu Ehren gab, kennen lernte, nahm mein ganzes Intereſſe in Anſpruch; ich konnte nur bedauern, zu ſpät gekommen zu ſein, um alle ihre Darſtellungen zu bewundern. Die geniale Frau und große Künſtlerin intereſſirte mich ſo lebhaft, daß mir

das Fragment im „Theaterlexikon" über sie nicht genügte. Erst später gelang es mir, durch einen Freund eine kurze Biographie von ihrer Entwicklungsperiode an bis zu ihrem Rücktritt von der Bühne zu erhalten. Ich füge diese hier bei.

Jenny Lutzer wurde am 4. März 1818 in Prag geboren, wo ihr Vater, ein dahin eingewanderter Schwabe, durch Fleiß und Betriebsamkeit zu artigem Besitz und Wohlstand gelangt war. Ihr äußeres Leben ist allezeit ein friedliches, wenig bewegtes, von künstlerischem Sturm und Drang freies gewesen, da sie das älterliche Haus nicht verlassen hat. Auch ihre Theatercarrière gleicht den heutigen Kometenwanderungen nicht; sie gehörte nur zwei Bühnen an, der prager von 1834 — 38 und der wiener von 1838 — 44. Die Naturgabe, welche sie zur Sängerin prädestinirte, eine Stimme von so wunderbar seelenvollem Klang und so reinem Wohllaut, daß sie darin von keiner Sanggenossin vor oder nach ihr erreicht worden, machte sich zuerst im Kloster bemerklich, bei den Ursulinerinnen zu Prag, deren Mädchenschule allmorgendlich mit Gesang eröffnet wurde. Das achtjährige Kind brachte in kleinen Solosätzchen schon Veränderungen und Verzierungen eigener Erfindung an. In der par excellence musikalischen Hauptstadt des Musiklandes Böhmen konnte ein rasches Bekanntwerden des kleinen Wunderkindes

nicht fehlen. Man lud daſſelbe zu den Abendgeſellſchaften des prager Adels ein, wo es, auf einen Tiſch geſtellt, um geſehen und gehört werden zu können, böhmiſche Volkslieder mit eigenen Variationen ſang. Zu einer künſtleriſchen Verwerthung und Ausbildung wollten die Aeltern anfänglich ihre Zuſtimmung nicht geben. Nur der beſtimmte Wille des Kindes, in dem der Beruf zu erwachen begann, und Henriette Sontag's Beiſpiel und Rath, die, als „Jettel" mit den ältern Schweſtern Jenny's befreundet, im Lutzer'ſchen Haus viel verkehrte, nöthigten zur Nachgiebigkeit. Jenny ging im zehnten Lebensjahre mit ihrer Mutter nach Wien und kam dort in die ſtrenge, langwierige Schule des Neapolitaners Ciccimarra, der das Mädchen mit den Anfangsgründen der Geſangskunſt und den trockenſten Fachſtudien förmlich plagte. Vierzehn Jahre alt, betrat ſie als Fräulein vom See in der gleichnamigen Oper von Roſſini zum erſten Mal die prager Bühne, bei der ſie nach dem gefährlichen Intermezzo eines Nervenfiebers im Jahre 1834 durch den damaligen Director Stöger angeſtellt wurde. Schon im folgenden Jahre feierte ſie wahrhaft europäiſche Triumphe in Teplitz, als dem Monarchencongreß die ausgezeichnete Operngeſellſchaft des prager Theaters vorgeführt wurde. Sie ſang Partien, die weit über ihre junge Darſtellungskraft gingen, und rief z. B. als Semiramis in den Scenen,

wo dieſe die Leidenſchaften, die eine Mutter beſeelen, darzuſtellen hat, nicht ſelten ein theilnehmendes Lächeln des Publikums hervor. Dem muſikaliſchen Theil ihrer Aufgabe wurde ſie aber dafür mit einer Vollendung gerecht, von der Prag noch heute mit nie erlöſchender Bewunderung ſchwärmt. Ihr Repertoire umfaßte bald alle Opern Roſſini's und Bellini's, welche damals dominirten; doch blieben ihr auch die deutſchen und franzöſiſchen Meiſter nicht fremd, wie denn Grétry, Herold, Boyeldieu, Mozart mit größtem Erfolg von ihr ſtudirt und reproducirt wurden. Im Jahre 1838 entführte ein Cabinetsbefehl die raſch berühmt gewordene Künſtlerin den Pragern, um ſie als Primadonna dem Kärntnerthor-Theater zu geben. Der Abſchied von Prag war ein Familienfeſt, die Bühne ein Garten; es regnete Blumen, Bänder, Gedichte und Thränen, wirkliche, nicht Theaterthränen. Ein Impromptu jenes Humors, der die Künſtlerin im Leben und auf der Bühne niemals verlaſſen, unterbrach die allgemeine Rührung. Der Theatermeiſter hatte zur Verherrlichung der Scene einen Wegweiſer inmitten des Theaters angebracht, deſſen weit ausgeſtreckter Arm in großen Lettern die Inſchrift trug: „Nach Wien!" Der einigermaßen komiſche Anblick reizte die Lachluſt der Scheidenden trotz aller Wehmuth ſo unwiderſtehlich, daß ſie einen Ausbruch nicht verhindern konnte, in den das

Publikum einstimmte, als seine Lutzer, den Wegweiser mit einer humoristischen Pantomime nachahmend und mit lang ausgestrecktem Arm auf das Publikum deutend, ausrief: „Mein Herz sagt: Nach Prag!"

Der Empfang in Wien war noch wärmer, lebendiger als der Abschied von Prag. Die Künstlerin hatte mit der großen Arie aus Herold's „Zweikampf" die Kaiserstadt mit Sturm genommen. Noch bis zur Stunde geht wie geisterhaftes Echo der Name Lutzer durch das Haus, wenn die Arie „Knäblein mit dem Bogen" gesungen wird. Die Zustände des Opernhauses waren damals in höherem Sinne nicht eben befriedigend zu nennen. Die Verwaltung führte erst ein französischer Impresario, dann ein italienischer Pachter, der, wie es hieß, vordem Schneider gewesen war. Die italienische Oper beherrschte fast ausschließend das Repertoire, während die deutsche arg vernachlässigt wurde. Jenny Lutzer hat, soviel sie vermochte, gegen diesen Uebelstand angekämpft und die wackern deutschen Tonsetzer in und außer Oestreich herangezogen. Ihren Prinzessinnen haben Meyerbeer's „Robert" und „Hugenotten" ihre Popularität in Wien zu danken; ebenso förderte sie Opern von Marschner, Lindpaintner, Lachner, Kreutzer, Lortzing und andern Componisten auf die Breter. Daneben bildete sich ihr Darstellungstalent so vielseitig und naturwüchsig aus, daß

ſie in der komiſchen Oper („Schnee", „Braut", „Poſtillon", „Diavolo") ebenſo große Triumphe feierte wie in tragiſchen Partien. Die Suſanna in „Figaro's Hochzeit" iſt niemals vollendeter geſpielt und geſungen worden, während ſie in „Don Juan" die Zerline und die Donna Anna abwechſelnd, beide gleich vortrefflich, gab. Der ſie umgebende Künſtlerkreis (die Haſſelt, Stöckl-Heinefetter, Erl, Schober, Staudigl, Draxler u. ſ. w.) machte aus den damaligen Aufführungen großer Opern unvergleichliche Muſtervorſtellungen, von denen Wien noch heutigen Tages ſpricht. Ueberhaupt iſt es nicht zu viel geſagt, was unlängſt aus Anlaß der Gedächtnißfeier Meyerbeer's von Wien geſchrieben wurde, daß nämlich die wiener Oper ſeit der Lutzer keine eigentliche Primadonna mehr beſeſſen habe und daß ihr Name der populärſte in den wiener Theaterannalen geblieben ſei.

Von Wien aus gaſtirte die Künſtlerin während ihres jährlichen Urlaubs mit immer wachſendem Erfolge auf allen öſterreichiſchen Provinzialtheatern und andern deutſchen Bühnen, ſang eine ganze Saiſon lang in der Scala zu Mailand und beſuchte im Jahr 1842 mit der Staudigl'ſchen Unternehmung einer deutſchen Oper London. Dort lernte ſie ihr jetziger Gatte, Franz Dingelſtedt, kennen und entführte ſie 1844 der Kunſt im fünfundzwanzigſten Lebensjahr, im zehnten ihrer Theaterlaufbahn. Sie hat einem

Verſprechen zufolge 1848 noch einmal in Wien, ſpäter auf Einladung Lüttichau's in Dresden gaſtirt; ihr letztes öffentliches Auftreten erfolgte 1853 in Coburg als Gaſt des Herzogs in deſſen Oper „Santa Chiara". Privatbriefe aus Stuttgart, München, Weimar wiſſen, daß ſie ihre unvergleichliche Stimme noch jetzt beſitzt, was ich beſtätigen kann, da ich ſeit dem Jahre 1857 öfter das Vergnügen gehabt habe, ſie in Privatcirkeln zu hören, und es iſt nur zu bedauern, daß dieſe treffliche Künſtlerin ſo frühzeitig von der Bühne zurückgetreten iſt.

Noch vor dem Schluſſe unſerer diesjährigen Saiſon, die am 17. Juni erfolgte, trat Herr von Milde als Don Juan und als Aſthon in „Lucia di Lammermoor", in jeder Rolle zweimal mit Beifall auf. Mochte das Repertoire des jungen Mannes auch noch beſchränkt ſein, mochte er den Anforderungen im Spiele noch nicht überall genügen, ſo war doch ein entſchiedenes Talent nicht zu verkennen, das in nächſter Zukunft ſich volle Geltung erwerben mußte. Dieſer meiner Ueberzeugung trat Herr von Ziegeſar bei und engagirte Herrn von Milde. Jetzt iſt er als tüchtiger Sänger eine der Zierden der weimariſchen Oper und leiſtet auch als Schauſpieler ſehr Anerkennungswerthes.

Im September traf endlich der ſehnlichſt erwartete erſte Liebhaber, Herr Liedtke ein. Er leiſtete im Luſt-

und Schauspiel Vortreffliches; um sich in der Tragödie mit gleichem Glück zu bewegen, mangelte ihm zunächst ein kräftiges Organ. Zugleich mit ihm wurde Herr Jaffé für Charakterrollen und Intriguants engagirt, ein höchst talentvoller junger Mann, der schon damals in Rollen wie Franz Moor, Thomas Foster, Banquier Müller sich auszeichnete. Nicht nur sein schönes Talent, das sein unermüdlicher Fleiß immer weiter ausbildete, auch der ehrenwerthe, höchst gebildete Mensch zog mich mächtig an, und mit wahrem Interesse folgte ich seiner künstlerischen Entwicklung. Seine Bescheidenheit und die hohe Achtung vor seiner Kunst, die ihn beseelte, ließen mich erwarten, daß er einst einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Schauspielern einnehmen werde. Ich habe mich nicht getäuscht. Jaffé zählt jetzt zu den ersten Mitgliedern des dresdener Hoftheaters und allgemeine Anerkennung wird dem Menschen wie dem Künstler zu Theil.

Unser Personal war nun wieder vollzählig. Durch die hinzugekommenen jungen Kräfte bildete sich ein Ensemble, das man zu den besten und tüchtigsten rechnen durfte. Neuigkeit auf Neuigkeit in Schauspiel und Oper wurde dem Publikum vorgeführt. Allabendlich war das Haus gefüllt, wozu nicht wenig das fremde Militär beitrug, und reicher Beifall wurde den Schauspielern zu Theil.

Daß das Orchester unter der Leitung eines Liszt nicht zurückblieb, brauche ich wohl nicht zu sagen. Erwähnen will ich nur eine Anordnung, die dem Orchester auch außer der Oper ein selbstständiges Produciren zutheilte. Vor solchen Stücken, die nicht den ganzen Theaterabend ausfüllten, wurden Symphonien aufgeführt, und da seit Hummel's Zeit Beethoven's symphonische Meisterwerke nur selten zu Gehör gekommen waren, führte Liszt die A-dur-, dann die B-dur-Symphonie vor. Auch mit gediegenen Novitäten machte er das Publikum bekannt, so unter anderm an einem Abende mit der Ouverture zu „Tanhäuser" und dem vierten Act der „Hugenotten". Dankbar wurden diese musikalischen Gaben empfangen; man konnte auch in der That Vollendeteres nicht hören.

Mit den letzten Monaten dieses Jahres war die Zeit herangekommen, wo man sich für die Feier der Wiegenfeste der höchsten Herrschaften vorbereiten mußte. Liszt hatte für den zweiten Februar die Oper „Haydée" von Auber und zum sechzehnten „Alfonso und Estrella" von Franz Schubert vorgeschlagen. Gegen die letztere opponirte ich als Regisseur, denn so sehr ich Schubert als Liedercomponisten verehre und liebe, so kann ich dieses Werk nicht eine Oper nennen, da es nur eine Reihenfolge von schönen Melodien und Liedern bietet, wodurch

eine Monotonie entſteht, die peinlich werden muß. Liſzt beſtand aber auf ſeiner Wahl. Mehrere Klavierproben hatten bereits ſtattgefunden, als er ſelbſt auf den glücklichen Gedanken kam, die Oper beiſeite zu legen und dafür den „Tanhäuſer" zu wählen; freudigſt ſtimmten der Intendant und ich bei. Die Zeit war aber zu kurz, um die Partitur ab- und die Stimmen ausſchreiben zu laſſen. Raſch entſchloſſen fuhr ich am andern Morgen nach Dresden, um mir von meinem hohen Gönner, Geheimrath von Lüttichau, Partitur, Solo-, Orcheſter- und Chorſtimmen leihweiſe zu erbitten, zugleich auch um mit dem Componiſten über das Honorar mich zu verſtändigen. Freundlichſt gewährte mir der Herr Geheimrath mein Geſuch, obgleich der „Tanhäuſer" eine Repertoire-Oper war. Nachdem mir Wagner ſeine Intentionen über Tempi und Scenerie mitgetheilt hatte und unſer Geſchäft ganz nach Wunſch geordnet war, forderte ich ihn auf, mit mir zu Hempel in die Brüdergaſſe zu gehen. Er führte mich in eine andere Lokalität, die in derſelben Straße lag, mir aber unbekannt war. Als ich eingetreten war, ſah ich ſogleich an den Heckerhüten, in welcher Geſellſchaft ich mich befand. Aus den Reden dieſer bärtigen Geſellen konnte ich ſchließen, daß ihnen die conſtitutionelle Monarchie eine abgethane Sache und die Republik die Sonne war, an der ſie ſich zu wärmen

dachten. Bei aller Unheimlichkeit, die mich überfiel, mußte ich doch im Stillen lachen, als einer, der mir von früher bekannt war, von „Fürsten ernähren" sprach, der wie ich wußte, den größten Theil seines Gehalts aus der königlichen Schatulle bezog. Ich hätte ihm gern darauf gedient, aber ich überlegte, an welchem Orte und in welcher Gesellschaft ich mich befand, und schwieg. So viel wurde mir aus diesem Treiben klar, daß das Schlimmste zu erwarten stand. Erst als ich das Pflaster wieder betrat, fühlte ich mich behaglicher. Andern Tags fuhr ich, wenn auch nicht mit Golde, doch mit Noten beladen, die mir ebenso viel werth waren, nach Weimar zurück.

Wir konnten dieses Meisterwerk trefflich besetzen: Fräul. Agthe — Elisabeth; Fräul. Haller — Venus; Höfer — Landgraf; Milde — Wolfram; Schneider — Walter. Nur Herrn Götze lag die Partie des Tanhäuser etwas zu hoch. Die Klavierproben wurden gleich nach meiner Rückkunft begonnen und das Ganze hatte einen erwünschten Fortgang.

Auber's Oper „Haydée" fand so wenig Anklang, daß sie nach einer Wiederholung beiseite gelegt wurde. Anders war der Erfolg des „Tanhäuser". Doch ehe dieser seine Pilgerfahrt auf unserer Bühne unternehmen konnte, mußte erst noch eine große Schwierigkeit über-

wunden werden. Götze erklärte sechs Tage vor der Aufführung, er fühle sich zu erschöpft, um diese riesige Aufgabe würdig durchführen zu können. Der Gedanke, im Angesicht des sichern Hafens noch zu scheitern, versetzte uns in die peinlichste Verlegenheit. Was war da zu thun? Nichts Anderes, als daß ich abermals nach Dresden fuhr, um Tichatscheck für unsern Zweck zu gewinnen und, was die Hauptsache war, ihm einen achttägigen Urlaub bei Herrn von Lüttichau auszuwirken.

Dort angekommen, war mein erster Weg zu Tichatscheck, um mich vor allem seiner Zusage zu versichern. Er war erfreut über meinen Antrag, zweifelte aber an der Erlaubniß der Intendanz, da für diese Woche drei Opern angesetzt wären, worin er beschäftigt sei. Dennoch fuhr ich voll Vertrauen zu meinem hohen Gönner. Anfänglich schlug er mir meine Bitte rund ab; als ich ihm aber bemerkte, daß die Aufführung zur Verherrlichung des Geburtstags unserer erhabenen Landesmutter, die er ja selbst so hoch verehre, beitragen solle, schien sein Stillschweigen mir eine günstige Wendung anzudeuten. Bald jedoch folgten einem verhängnißvollen Kopfschütteln die mich niederdrückenden Worte: „Tichatscheck soll in dieser Woche den Raoul, George Brown und Cortez singen. Dem Hofe und dem Publikum gegenüber habe ich Rücksichten zu nehmen, darum thut es mir leid, Ihr Gesuch

nicht bewilligen zu können." Ich versuchte das letzte Mittel, ihn durch Humor in bessere Laune zu versetzen, und erwiderte keck: „Ja, Exellenz, dann thut es mir leid um Ihre kostbare Zeit, denn ich habe mir im Fall einer Verneinung vorgenommen, Sie in aller Unterthänigkeit mit dem Charakter eines zudringlichen Weinreisenden bekannt zu machen, der sich dreimal zur Thür hinauswerfen läßt und endlich durch das Fenster hereinkommt, was mir allerdings bei dem hohen Parterre und meinem Alter etwas sauer werden würde." Er wie seine von mir hochverehrte Gemahlin, die unserm Gespräche beiwohnte, lachten laut auf. „Nun", antwortete er „ich will mir das Hinauswerfen und Ihnen das Einsteigen sparen. Nehmen Sie ihn hin, Sie Plagegeist, aber eröffnen Sie ihm, daß er heute über acht Tage wieder hier sein muß, um den Raoul zu singen." Ich war egoistisch genug, zu denken: „Was dann geschieht, ist nicht Deine Sache." Unter tausend Danksagungen empfahl ich mich dem wohlmeinenden edlen Paare.

Sofort fuhr ich zu Tichatscheck und stürzte mit dem freudigen Rufe: „Ich habe Dich!" in sein Zimmer. Darauf eilte er ins Theater, um seine Costüme einpacken zu lassen, und ich meldete rasch in einigen Zeilen, daß ich Tichatscheck gewonnen hätte und den andern Abend mit ihm in Weimar eintreffen würde. Mit größerem

Triumph kann Coriolan nicht in das eroberte Corioli eingezogen sein, als ich mit meiner Beute in Weimar einfuhr.

Die Aufführung der Oper fand am 16. Februar statt und wurde am 18. unter abermaliger Mitwirkung Tichatscheck's wiederholt. Im vollsten Sinne des Wortes war das eine Festvorstellung. Dazu machten sie die Mitwirkung des berühmten Gastes, die virtuose Orchesterleitung unseres Liszt und der warme Eifer, mit dem ein jeder der Mitwirkenden, bis zum Maschinisten herab, sich bemühte, zum glücklichen Gelingen beizutragen. Obgleich es nicht gebräuchlich war, an Abenden, wo eine fürstliche Person mit Zuruf empfangen wurde, den Darstellern lauten Beifall zu zollen, so durchbrach doch an diesem Abende die Begeisterung die herkömmliche Schranke und reicher Applaus wurde besonders Tichatscheck zu Theil. Er war aber auch zu jener Zeit der beste Repräsentant des Tanhäuser. Nicht nur als Sänger entzückte er mich, auch als Darsteller gewann er meine volle Anerkennung. Dem Landgrafen und den hohen Gästen gegenüber bewegte er sich stets in den Formen der Etikette, er wandte nicht, wie in der Neuzeit so Manche thun, im Wettstreit seinen Gegnern das Gesicht zu, sondern den fürstlichen Personen. Man möchte solch ungeschlachten Burschen, der das vergißt, auf eine Dreh-

bank ſetzen, um ihm die Wendung zu geben, die der Anſtand erfordert. Noch eine Nüance Tichatſcheck's war für mich von außerordentlicher Wirkung. Nach dem Duett mit Eliſabeth ſtürzte er auf dieſe zu, als wolle er in ſeinem Sinnentriebe die Unvergleichliche in ſeine Arme ſchließen; aber als ob ein heiliger Schauer vor dieſer erhabenen reinen Tugend ihn anwehe, ſank er zu ihren Füßen; demuthsvoll den Saum ihres Gewandes küſſend. Dem Sänger mußte man die höchſte, dem Darſteller die achtungsvollſte Anerkennung zollen. Von allen Darſtellern, die ich ſpäter in dieſer Rolle geſehen habe, iſt es nur Niemann, der alle die Anforderungen dieſer gewaltigen Aufgabe in höchſter Vollendung erfüllt.

Viertes Kapitel.

Franz Liszt. — Richard Wagner.

Im November des Jahres 1841 war es, als Franz Liszt, dieser seltene Künstler und außerordentliche Mensch, zum ersten Male von Leipzig, wo er concertirt hatte, nach Weimar kam, um, wie er selbst äußerte, den Boden kennen zu lernen, wo die vier größten deutschen Dichter gelebt und gewirkt hatten, den Ort, den man gern als classisch bezeichnet und mit Stolz das deutsche Athen nennt.

An einem dunklen Abende, während der Nordwind in den entlaubten Bäumen, die den Karlsplatz umgeben, unheimlich rauschte, saß ich mit dem Künstlerpaare Clara und Robert Schumann im Speisesaale des Russischen Hofs traulich zusammen, als ein Mann von hohem, schlankem Wuchse, mit einem ausdrucksvollen Gesichte und langen, zurückgestrichenen, hellbraunen Haaren hereintrat und sich mit dem Zurufe: „Bon Soir, Ihr

Lieben!“ meiner Gesellschaft näherte. „Liszt!“ rief diese wie aus einem Munde aus. Da war also der Mann leibhaftig vor mir, nach dessen Bekanntschaft ich mich so lange gesehnt hatte, über den die Fama das Außergewöhnlichste und Erstaunenswürdigste seit Jahren in die Welt hinausposaunt hatte, seine enorme Virtuosität, dabei seine Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit, auch seine großartige Freigebigkeit preisend. Nachdem Frau Schumann mich ihm vorgestellt hatte, wobei er mich artig begrüßte, setzte er sich an ihre Seite und ließ sich, ohne besondere Notiz von meiner Gegenwart zu nehmen, in ein eifriges Gespräch mit ihr ein. Im Verlaufe der Unterhaltung fesselte die Genialität des Mannes immer mehr meine Aufmerksamkeit, sodaß ich zuletzt nur noch für ihn Augen und Ohren hatte. Auch von seiner Freigebigkeit sollte ich schon an diesem Abende Zeuge sein. Frau Schumann bewunderte die geschmackvolle kostbare Busennadel, die er trug, eine blau emaillirte Weltkugel mit Sternen besäet, die von einer goldenen Adlerklaue gehalten wurde. Sofort überreichte Liszt ihr dieselbe mit feiner Galanterie als Andenken. Anfangs weigerte sie sich, dieselbe anzunehmen, konnte aber schließlich der höchst liebenswürdigen Art und Weise, mit welcher Liszt zu spenden wußte, nicht widerstehen und nahm mit gleich feinem Takte das Kleinod an.

Noch ehe wir uns an dieſem Abend gegenſeitig verabſchiedeten, waren wir einander etwas näher gekommen. Ich ließ mich den andern Morgen bei ihm melden. Er empfing mich mit freundlicher Höflichkeit, die ſich während unſeres ziemlich langen Geſprächs nach und nach in Herzlichkeit verwandelte, da er in mir wohl einen Menſchen erkennen mochte, der ebenfalls für die Kunſt glüht und ſeinen Empfindungen in dieſer Richtung freien Lauf läßt. Das brachte uns einander näher. Noch an demſelben Tage erwiderte er meinen Beſuch, wobei ich Gelegenheit nahm, ihm meine Familie vorzuſtellen. Das war der Anfang unſerer ſpätern Freundſchaft.

„Liſzt iſt hier!“ war das Tagesgeſpräch von ganz Weimar, und die Frage: „Wird er wohl ein Concert geben?“ ging erwartungsvoll von Mund zu Mund.

Unſerer Großherzogin, die, als Hummel's Schülerin, ſelbſt eine vorzügliche Klavierſpielerin war, ſich mit Compoſition beſchäftigte und gleich einem Kapellmeiſter eine Partitur leſen und transponiren konnte, hatte das Publikum den Hochgenuß zu danken, daß Liſzt am 26. November ein Concert im Theater gab. Das Haus war in allen Räumen gefüllt, ſtürmiſcher Beifall belohnte den Künſtler. Auch hier ſollte ſich ſeine fürſtliche Freigebigkeit bewähren. Andern Tags ſandte er die reiche Einnahme von 600 Thalern dem Frauenverein, einer

wohlthätigen Stiftung, die unsere allverehrte Landesmutter Maria Paulowna ins Leben gerufen hatte. Unser Großherzog verlieh ihm in Anerkennung seiner ungewöhnlichen musikalischen Leistungen die Decoration des Falkenordens. Ich war zufällig anwesend, als er diese Auszeichnung, die erste in der langen Reihe ähnlicher, empfing und Zeuge der lebhaften Freude, die er darüber empfand und keineswegs verbarg, wie wohl mancher Andere, der in solchem Falle den Gleichgültigen spielt. Als ich einst einem Manne, der von seinem Fürsten mit dem „goldenen Vogel" geehrt worden war, zu diesem frohen Ereigniß gratulirte, antwortete er: „Gebraten sind sie mir lieber!" Das war nicht blos ein wohlfeiler Witz, sondern auch eine Unwahrheit, denn ich durfte überzeugt sein, daß er mit großer Genugthuung und selbstgefälligem Stolze auf den Schmuck blickte, der fortan sein Knopfloch zieren sollte.

Während Liszt's Anwesenheit in Weimar gab ich ihm zu Ehren eine größere Abendgesellschaft, wobei sich auch Frau von Heygendorf (frühere Jagemann) befand, von der Liszt viel gehört hatte und die er deshalb ganz besonders kennen zu lernen wünschte. So liebenswürdig er gegen alle übrigen Damen war, so zeichnete er doch ganz besonders diese geniale Frau aus und behauptete fast den ganzen Abend den Platz neben ihr. Endlich bat er sie, ihm

etwas zu ſingen. „Wenn Sie die alte ſechzigjährige Frau nicht auslachen wollen, in Gottes Namen!“ erwiderte ſie mit freundlichem Humor. Wahrlich, die edlen Züge und die großen blauen Augen waren noch ſchön zu nennen! Sie ſang eine italieniſche Arie, die Liſzt begleitete. Obgleich die jugendliche Friſche ihrer Stimme dahin war, bekundete doch ihr Geſang, daß ſie in der trefflichſten Schule gebildet worden war. Nachdem unter lautem Beifalle das Lied beendet war, wollte Liſzt vom Flügel ſich entfernen, aber ſie ließ ihn ſein Vorhaben nicht ausführen und ſagte: „Nein, mein Verehrter! So kommen Sie nicht los! Ich habe Ihnen Ihren Wunſch erfüllt, nun erfüllen Sie auch den meinen und geben uns den »Erlkönig« zum Beſten!“ Unter ungeheurem Jubel nahm er den Platz am Inſtrument wieder ein und kam der Bitte, in die alle Anweſenden einſtimmten, nach.

Gegen Mitte December reiſte Liſzt nach Berlin. Welch unerhörte Triumphe ſeine Kunſt dort feierte, iſt weltbekannt; die Begeiſterung ſteigerte ſich bis zum Taumel der Abgötterei. Die Fama berichtete, daß exaltirte Damen die Handſchuhe, die der Meiſter als unbrauchbar weggeworfen, aufgehoben, die Saiten, die ſeine kunſtfertige Hand zerſchlagen, geſammelt hätten, um ein theures Andenken an den Unvergleichlichen zu beſitzen. Das Letztere muß ihnen doch etwas ſchwer ge-

worden sein, da es Liszt's Art nicht war, die Saiten zu zerschlagen. Spottende Ironie mag solche und ähnliche Geschichten im Gegensatze zu der maßlosen Verehrung erfunden haben. Ludwig Rellstab scheint mir der Einzige zu sein, der damals diesen seltenen Künstler bei seinem ersten Aufenhalte in Berlin würdig und unparteiisch beurtheilt hat. Ich entnehme das Nachstehende einem Schriftchen, das unter dem Titel: „Franz Liszt" im Jahre 1855 erschienen ist. Rellstab sagt unter anderm darin: „Liszt gab von December bis Anfang März im Ganzen einundzwanzig Concerte, zu denen alle Billets verkauft waren. Zwölf gab er für wohlthätige Zwecke, neun für sich." Ich übergehe hier die Kunsturtheile Rellstab's, in die jeder Unparteiische einstimmen wird, und berichte nur, was er über den edlen Menschen sagt. „Wahrlich, nur ein so Ueberreicher kann die Früchte seines Ruhms mit solcher Großmuth theilen! Dabei ist seine rein persönliche Freigebigkeit noch gar nicht in Anschlag gebracht. Freilich, der Summe aller Anforderungen vermochte er nicht zu genügen, kein Kaiser hätte es vermocht. Denn allein aus der letzten Woche seines Hierseins wurden über tausend Briefe verbrannt, die Bitten um Geld enthielten. Nicht daß er gab, sondern wie er gab, erwarb ihm einen so ungemeinen Schatz an Liebe! Zu jeder guten Sache war er aufs freudigste mit

wahrer Begeisterung bereit." Von solcher Hingebung für alles Edle und Gute bin ich während unsers langen Zusammenlebens selbst oft Zeuge gewesen. Weiter sagt Rellstab: „Liszt gab am Tage seiner Abreise noch ein Morgenconcert, dessen Ertrag bedürftigen Studirenden überwiesen ward. Unmittelbar nach demselben wollte er abreisen. Schon von elf Uhr an begann sich ein zahlreiches Publikum vor dem Hotel de Russie zu versammeln; die Besucher des Concerts, welches um zwölf Uhr seinen Anfang nahm, hatten die größte Mühe, in das Gebäude zu gelangen. Der Saal war zum Erdrücken gefüllt. Der Künstler erschien in seinen Reisekleidern; er war sichtlich durch das, was in und um ihn vorging, aufs tiefste ergriffen, fast überwältigte ihn die wehmüthige Stimmung des Abschieds. Dadurch sprach er offenbar den schönsten Dank für die begeisterten Beweise der Liebe und Anhänglichkeit aus, die ihm aus einer solchen Gesammtheit der Bewohner Berlins zu Theil wurden. Draußen hatten sich indeß die Volksmassen bis ins Unübersehbare vergrößert; der Ruf nach dem Gefeierten ertönte zu vielen Malen, und als er sich endlich zeigte, erschallte ein tausendstimmiger Jubel. Der Augenblick der Abfahrt war da. Ein Wagen, mit sechs Schimmeln bespannt, rollte vor das Hotel; Liszt wurde unter dem Jubel der Menge fast die Treppe hinabgetragen und

in den Wagen gehoben, wo er zwischen den Senioren der Universität seinen Platz nahm. Dreißig vierspännige Wagen mit Studirenden und eine Anzahl Reiter im akademischen Festornat gaben ihm das Geleit. Nicht gleich einem Könige, sondern als ein König zog er aus, vom jubelnden Volksgedränge umringt, als ein König im unvergänglichen Reiche des Geistes."

So weit Rellstab. Wer Interesse an Liszt nimmt, dem empfehle ich das oben erwähnte Büchlein, das seine Künstlerlaufbahn von seiner Jugend an bis zum Jahr 1855 beschreibt und, wie ich erst kürzlich erfahren habe, von Richard Pohl verfaßt ist. Meine Absicht kann nur sein, das hier aufzuzeichnen, was ich mit ihm selbst erlebt habe.

Liszt kehrte im October 1842 nach Weimar zurück, um sein Amt als Hofkapellmeister in außerordentlichem Dienste bei den Festlichkeiten zur Vermählung unseres Erbgroßherzogs Karl Alexander mit der Prinzessin Sophie von Holland anzutreten. Er arrangirte ein großes Hofconcert und hatte zu diesem Zwecke Rubini auf Veranlassung der höchsten Herrschaften mitgebracht. Damit aber auch das Publikum den Genuß nicht entbehre, den weltberühmten Sänger zu hören, veranstaltete er am 29. October ein zweites im Theater. Das Programm lautete: „Concert von Herrn Rubini zu wohl-

thätigen Zwecken unter Mitwirkung des Herrn Liszt und der Hofkapelle.

1. Vermählungscantate zur Feier des 22. October 1842 von Chelard. 2. Cavatine aus Niobe, gesungen von Herrn Rubini. 3. Reminiscence de la Somnambule, vorgetragen von Herrn Liszt. 4. Jubelouverture von C. M. von Weber. 5. Adelaide von Beethoven, gesungen von Herrn Rubini. 6. Mazurka von Chopin, Polonaise aus den Puritanern, Erlkönig von Schubert, vorgetragen von Herrn Liszt. 7. Arie aus Lucia di Lammermoor, gesungen von Herrn Rubini."

Obgleich man Rubini, was die Stimme anlangt, nur noch eine schöne Ruine nennen konnte, so mußte man doch über die eminente Fertigkeit, sowie über die Sicherheit des Anschlags im Tone staunen und den edlen Vortrag, besonders in der zuletzt genannten Arie, die ich nur von Roger noch vollendeter gehört habe, bewundern. Der Vortrag der „Adelaide" wollte mir schon wegen des französischen Textes weniger zusagen. Kein Deutscher vermag, wenn er nicht lange Zeit in Italien gelebt hat, eine Canzonetta im Sinne der Italiener vorzutragen, wie kein Italiener ein deutsches Lied singen kann, wenn er der Sprache nicht vollkommen mächtig ist.

Nach diesen Festlichkeiten trat Liszt seine Kunstreisen wieder an, kehrte aber jedes Jahr ein-, auch zweimal

zurück, um bei Hofe und auch im Theater Concerte zu arrangiren. Das waren genußreiche Stunden und Tage für seine Freunde und Verehrer. Wie ein Bienenschwarm zogen ihm fremde Künstler nach, und wir lernten durch ihn manche musikalische Größe kennen. Er kam mir vor wie ein reicher Quell, der seine belebende Kraft nach allen Seiten ausströmen läßt, um den trockenen Boden mit frischem Grün und neuen Blüten zu schmücken. Am behaglichsten fühlte er sich, wenn viele seiner Freunde um ihn versammelt waren, was gewöhnlich in den Morgenstunden der Fall war. Hier wurde das Neueste, was in der Musikwelt erschienen war, zu Gehör gebracht und besprochen, wobei es natürlich bei verschiedenen Ansichten nicht immer ruhig herging.

Die bedeutendste Autorität unter uns war Christian Lobe, der vor so manchen seiner musikalischen Collegen eine ausgezeichnete theoretische und ästhetische Bildung voraus hatte; seine Bemerkungen über ein neues Werk waren immer treffend und entscheidend. Man konnte diese Morgenstunden ein musikalisches Lagerleben nennen, dem es an Bewegung und bunter Abwechselung nicht fehlte. Das hinderte Liszt aber nicht, während des lauten Gesprächs und Musicirens sich hinzusetzen und musikalische Gedanken zu Papier zu bringen.

Ein schöner Zug von ihm war es, daß er nie duldete,

daß über einen abweſenden Künſtler ungünſtig geurtheilt oder gar einer ſeiner Rivalen herabgeſetzt wurde. Dann war er Feuer und Flamme, ſchüttelte ſein Haupthaar wie ein Löwe ſeine Mähnen, warf den Kopf in die Höhe, ſtreckte verächtlich die Unterlippe hervor und rief: „Bah! Das iſt ein tüchtiger Kerl, ein ganz tüchtiger Kerl, hinter den ſich Mancher verkriechen muß.“

Eines Abends unterhielten wir uns mit Whiſtſpiel, Liſzt, Pantaleoni, ſein damaliger Begleiter, Profeſſor Wolff aus Jena und ich. Liſzt ſchien mir ſehr abgeſpannt; ich mahnte daher zum Aufbruch, aber meinem alten Freunde Wolff, der gern bis in die ſpäte Nacht hinein ſchwärmte, war das nicht genehm; er wollte erſt ſeine Cigarre ausrauchen (das Rauchen auf der Straße war zu jener Zeit noch verboten). „Nehmt mir's nicht übel, Kinder!“ ſagte Liſzt, „ich bin ſehr müde und muß zu Bett, aber laßt Euch deshalb nicht ſtören.“ Wolff und ich plauderten, Pantaleoni ſetzte ſich an den Flügel und präludirte, erſt leiſe, dann aber fuhr er laut mit einer Canzone heraus, daß wir erſchreckt aufſprangen und ihn zur Ruhe verweiſen wollten, als Liſzt rief: „Pantaleoni, ſo habe ich Sie nie ſingen hören! Da muß ich accompagniren!“ Wie der Blitz kam er im tiefſten Negligé hereingeſprungen, ſetzte ſich ans Klavier, und nur mit Mühe nöthigten wir ihm einen Pelz und Pantoffeln auf,

um ihn vor Erkältung zu schützen. So verbrachten wir noch eine Stunde; alle Müdigkeit war von ihm gewichen.

Wie ich bereits erwähnt, traf ich im Jahre 1846 in Wien mit Liszt zusammen und war hoch erfreut, mit diesem herrlichen Menschen einen Tag zu verleben. Er wohnte damals, wenn ich nicht irre, in der Stadt London, wo ich ihm meinen Besuch abstattete. Da er mir die Wahl ließ, in welchem Hotel wir zu Mittag essen wollten, schlug ich das meine, Stadt Frankfurt, vor. „Mein Theuerster", entgegnete er, „dort verzehre ich keinen Kreuzer mehr." Das Warum will ich dem geehrten Leser in Kürze mittheilen.

Liszt war im vergangenen Herbste nach Wien gekommen, in der Stadt Frankfurt eingekehrt und hatte jeden Tag dort gleich einem Fürsten offene Tafel gehalten. Natürlich wollte man ihn hören, er schlug aber alle Aufforderungen, Concerte zu geben, entschieden ab. In dem kurzen Zeitraume von vierzehn Tagen war seine Hotelrechnung zu dem bedeutenden Betrage von mehr als tausend Gulden aufgelaufen. Im Begriffe abzureisen, läßt er den Wirth rufen. „Herr Wirth", beginnt er, „ich reise jetzt nach Prag, um mehrere Concerte dort zu geben, und komme in sechs Wochen zurück. Wollen Sie mir bis dahin Credit geben?" Liszt stand zu dieser Zeit im Zenithe seines Ruhms und sein Name war in der kleinsten

Stadt Europas bekannt. Der drollige Wirth zuckt die Achseln und sagt: „Gewiß sehr gern, Herr Doctor, aber leider brauche ich gerade jetzt das Geld.“ — „Ah, das ist etwas Anderes!“ erwidert Liszt; „wenn Sie Ihr Geld brauchen, müssen Sie sogleich befriedigt werden!“ Er schickt sofort zu einem Freunde, der ihm eine größere Summe sendet, als er bedarf; die Dienerschaft wird zusammengerufen, und nachdem er in ihrer Gegenwart die Rechnung getilgt, wendet er sich zu ihr und sagt: „Ich bin mit Euch sehr zufrieden gewesen! Diese zweihundert Gulden sind für Euch. Vorfahren! Adieu! Adieu!“ Mein Freund wird mir verzeihen, daß ich dieses kleine Intermezzo aus seinem Leben der Oeffentlichkeit übergebe; es soll nur ein abermaliger Beweis seines ritterlichen Charakters und seiner Freigebigkeit sein.

Ich wende mich nun zu dem Zeitpunkte, wo Liszt dem unstäten Leben eines fahrenden Künstlers entsagte, den Wanderstab niederlegte und seinen bleibenden Aufenthalt in Weimar nahm. Nur von Zeit zu Zeit gewährte er den Bewohnern den Hochgenuß, ihn in öffentlichen Concerten zum Vortheil der Wittwen und Waisen der Kapellmitglieder als Virtuos dankbar zu bewundern. Definitiv war er als Kapellmeister an die Spitze unserer Oper getreten; ich stand ihm als Regisseur zur Seite. Sein Wahlspruch, von dem Neuen das Beste aufs würdigste zur An-

ſchauung zu bringen, ohne das alte Vortreffliche aus den Augen zu laſſen, war auch der meinige. Er hatte Vertrauen zu meiner langjährigen Praxis und ich zu ſeinem hohen Kunſtſinne. Dies tägliche Zuſammenleben mit ihm erfriſchte meinen Geiſt und ſteigerte meine Kraft. Wie herrlich wuchs unter ſeiner Leitung das Orcheſter heran! Nicht ein Taktmeſſer ſtand an dem Dirigentenpulte, ſondern ein Führer voll Feuer und Energie, der alle muſikaliſchen Feinheiten aufzufinden und zur Geltung zu bringen wußte, der ſeine Untergebenen unwiderſtehlich mit auf die Höhe riß, auf der er ſelbſt ſtand.

Anfang Februar 1849 kam die Oper „Haydée" von Auber zur Darſtellung. Gleichzeitig wurde in Gotha ein neues Werk von Herzog Ernſt von Sachſen: „Tony, oder die Vergeltung" gegeben. Ziegeſar, Liſzt und ich reiſten hinüber, um einer Vorſtellung dieſer Oper beizuwohnen. Obgleich das Sujet Manches zu wünſchen übrig ließ, war doch die Oper ſo melodienreich und in ihrem Enſemble ſo trefflich gearbeitet, daß beſchloſſen wurde, ſie ſo bald als möglich bei uns zur Aufführung zu bringen. Damit das geſchehen konnte, war der fürſtliche Componiſt ſo freundlich, uns nicht nur Partitur und Stimmen, ſondern auch das herrliche Glockengeläute, das er eigens zu dieſer Oper hatte gießen laſſen und das eine herrliche Wirkung im erſten Finale hervorbrachte, für die erſte

Darstellung zu überlassen. Diese fand am 14. April statt. Leider konnte der hohe Herr der Aufführung nicht beiwohnen, da ihn seine militärischen Pflichten nach Holstein riefen; er beauftragte mich aber, ihm einen genauen Bericht über den Erfolg und die Aufnahme seiner Oper in Weimar zukommen zu lassen, ein Auftrag, dem ich um so freudiger nachkam, als ich nur Gutes zu berichten hatte.

Bis zum Schlusse des Jahres stellte Liszt ein wünschenswerthes Opernrepertoire auf, das aus gutem Neuen und Alten bestand. Mozart, Weber und Beethoven standen in vorderster Reihe. Am 16. Februar 1850 brachte er Gluck's „Iphigenie in Aulis" mit Wagner's instrumentaler Zuthat wieder auf die Bühne. Dieser Oper folgte am 1. April Rossini's „Graf Ory", der aber nur schwachen Beifall fand, theils weil die Leistungen unseres Sängerpersonals hinter den hochgespannten Anforderungen zurückblieben, theils weil dieses Rossini'sche Werk weniger fesselnde Motive und nachhaltige Melodien enthält. Die Oper wurde nach der ersten Aufführung ad acta gelegt, wie sie sich denn auch anderwärts nirgends auf dem Repertoire erhalten hat. Bald darauf schritt Liszt zu einer Aufgabe, die nur seine Unermüdlichkeit, sein Talent und Genie würdig lösen konnten. Das Herderfest sollte auch im Theater gefeiert werden; man

beſchloß, am Vorabend des 25. Auguſt, an welchem Tage Herder's Standbild enthüllt wurde, ſeinen „Prometheus", wozu Liſzt die Muſik geſchrieben und ich das Sceniſche beſorgt hatte, zur Darſtellung zu bringen. Zur Nachfeier ſollte am 28. „Lohengrin" von Wagner folgen. Liſzt benutzte zum Einſtudiren dieſes Werkes die Sommerferien und hielt täglich Klavierproben, während ich im Verein mit den Beamten Coſtüme und Decorationen ordnete. Es war bei unſern beſcheidenen Geldmitteln keine kleine Aufgabe, den Anforderungen Wagner's einigermaßen nachzukommen. Liſzt hatte in inſtrumentaler Hinſicht gleiche Noth, denn die vier Heerhörner, die Wagner vorſchreibt, waren nicht aufzutreiben und mußten durch Trompeten erſetzt werden.

Als nun die Sache ſo weit gediehen war, daß man zu den Theaterproben übergehen konnte, ſtand ich Liſzt als Ordner auf der Bühne treulich zur Seite. Nicht nur, daß meine Pflicht mich aufforderte, bei Inſcenirung dieſes Meiſterwerks meine ganze Kraft anzuſpannen, es war zugleich ein hoher Genuß, gerade bei dieſer Oper mit ihm vereint zu wirken. Um das Sänger- und Orcheſterperſonal nicht zu ermüden, wurde jeder Act einzeln probirt, was gewöhnlich vier bis fünf Stunden Zeit in Anſpruch nahm, da Liſzt alle muſikaliſchen Feinheiten und ich das charakteriſtiſche Zuſammenſpiel auf der Bühne

gewahrt wiſſen wollte. So folgten ſich neun Actproben, und erſt die drei letzten ganzen Proben gaben uns ein vollkommenes, einheitliches Bild. Drei Tage vor der Aufführung erhielt ich durch Liſzt noch folgende Zeilen von Wagner, die mir den ſichern Beweis gaben, wie lebendig ſeine Schöpfung bis auf die geringſte Kleinigkeit vor ſeiner Seele ſtand.

„Verehrter Freund! Als Elſa in der zweiten Scene des erſten Acts in ihrer Angſt über das Ausbleiben eines Kämpfers für ſie mit den Worten: »Du führteſt zu ihm meine Klage« ꝛc. in einem Hülferufe an Gott auf die Kniee ſinkt, habe ich in der Partitur angegeben, daß die Frauen (die Begleiterinnen Elſa's) näher zu ihr herangetreten ſein ſollen. Dieſe Bemerkung möge dahin verſtärkt werden, daß dieſe Frauen, als ſie mit geſpannteſter Theilnahme für ihre Herrin die Worte der Männer: „In düſterm Schweigen richtet Gott!“ gehört haben, mit lebhafter Unruhe und in größter Angſt um Elſa aus dem äußerſten Hintergrunde durch den offenen mittlern Bühnenraum zu Elſa vorſchreiten, wie um ſie zu ſchützen vor der drohenden Gefahr, ſich ihr ſogar möglichſt nahe drängen. Dieſe Bewegung muß pantomimiſch ſo ſelbſtſtändig wie möglich von ihnen ausgeführt werden, ſodaß ſie auf den Zuſchauer die Wirkung eines über Leben und Tod entſcheidenden Moments her-

vorbringt. Das Violoncello mit dem Baß-Clarinetten-Solo wird dadurch ausgefüllt. Während dann die Männer nach dem Hintergrunde der Erscheinung Lohengrin's zu blicken, bleiben die Frauen nur lauschend dicht um Elsa gruppirt und treten dann mit dieser links dem Platze des Königs näher, wo sie wie unter dem Schutze des Königs verbleiben.

Noch eins! Ich weiß nicht, welche dramatische Befähigung der Sänger des Lohengrin, Herr B., besitzt; für alle Fälle soll er das Wichtigste im Auge haben. Das ist die große Schlußscene des letzten Actes; ihre Wirkung beruht allein darauf, daß er seine schwierige Aufgabe löst. Im Anfange dieser Scene und bei der Anklage Elsa's sei er furchtbar und vernichtend streng, wie ein strafender Gott. Nach seiner Erzählung und seiner Kundgebung von den Worten an: »Ach Elsa, was hast Du mir angethan« breche aber alle seine göttliche Strenge in dem allermenschlichsten Schmerz zusammen. Die ungeheuerste, herzzermalmendste, schmerzlichste Leidenschaft bis zu seinem Scheiden muß den ganzen erschütterndsten Gehalt des Schlusses der Oper ausmachen. Nur er kann die rechte Wirkung hervorbringen, Niemand anders; alles Andere wird sich von selbst machen. Wenn ein Herz unerschüttert bleibt, so ist es seine Schuld."

Ich führte, soweit es möglich war, Wagner's Willen

aus, und das Bild Elsa's mit ihren Frauen entwickelte sich zu meiner vollkommenen Zufriedenheit. Weniger wollte es dem Sänger des Lohengrin gelingen, der von dem Componisten gegebenen Anleitung nachzukommen.

Obgleich er von der Natur mit einer schönen Stimme begabt war, blieb doch sein Spiel hinter der Aufgabe zurück und beeinträchtigte die volle Wirkung. Nun, der Mensch kann nicht mehr geben, als er von der Natur empfangen hat; es fehlte ihm an dramatischem Talente. Schlimm aber ist es für einen Regisseur, dem es um das Vollendetste in seiner Kunst zu thun ist, wenn bei solchen Leuten noch das Zwillingspaar Arroganz und Ignoranz zum Vorschein kommt. Trotz meiner Bitten und Mahnungen, die Scene im Schlafzimmer so platonisch wie möglich zu halten, wozu schon die keuschen Töne des Componisten anleiten, zog dieser Lohengrin seine Elsa fast fortwährend an sich, sodaß es ihr schwer wurde, den Worten: „An meine Brust, Du Süße, Reine" nachzukommen. Um so mehr Freude hatte ich an allen übrigen Darstellern, die willig und freundlich meinen Anordnungen und meinem Rathe Folge gaben. Besonders erfreute ich mich an den drei tüchtigen jungen Talenten Fräulein Agthe, Fräulein Fastlinger und Herrn von Milde, die alle erst kurze Zeit der Bühne angehörten. Diese machten mir mein Amt leicht, denn es bedurfte nur leiser Andeutungen,

sie auf die rechte Bahn zu leiten. Bis zum letzten Statisten herab bemühte sich Jeder, sein Bestes zu thun, und man durfte die Aufführung als gelungen betrachten. Fräulein Agthe (Elsa) war nicht nur im Gesange, sondern auch im Spiel ganz ausgezeichnet. Die Worte des Lohengrin: „Du Süße, Reine", paßten vollkommen auf ihr ganzes Wesen. So und nicht anders muß sich der Dichter das Bild der Elsa gedacht haben. Ihre Erscheinung war von zauberhafter Lieblichkeit. Ich glaube nicht, daß Wagner jemals eine bessere Vertreterin dieser Rolle, bei welcher sich so Alles zu einem harmonischen Ganzen verbindet, finden wird.

Fräulein Fastlinger leistete als Ortrud, was in ihren Kräften stand. Zumeist widerstrebte ihre Persönlichkeit, die sich dem Wesen dieses stolzen Weibes nicht leicht fügen konnte. Wir konnten nur bedauern, daß Fräulein Haller uns verlassen hatte; diese hätte bei ihrem eminenten Talente alle Erfordernisse für die Darstellung dieses finstern Charakters mitgebracht.

Herr von Milde war ein trefflicher Telramund, wozu seine gewinnende Persönlichkeit und sein charakteristischer Vortrag Vieles beitrugen. Nicht minder gut war Herr Höfer, der mit seiner klangvollen Stimme und seiner würdigen Erscheinung die Partie des Königs zur vollsten Geltung brachte.

Die Musik fand beim Publikum nicht die Anerkennung, die sie verdiente. Was Wunder auch? Hatten doch die Mitwirkenden erst längere Zeit gebraucht, um sich in das großartige Werk hineinzuarbeiten und alle Schönheiten zu erkennen. Wie konnte man von einem Publikum ein schnelles Eingehen und Auffassen erwarten, dem ein solches musikalisches Drama zum ersten Male entgegentrat, das die üblichen Opernformen zerbricht und nur aus großartigen Ensembles, Wechselgesängen und — außer dem kleinen Duo zwischen Elsa und Ortrud — aus Recitativen und Chören besteht? Wie konnte man von demselben mehr Verständniß der Sache verlangen, da selbst die Sänger anfänglich an einem günstigen Erfolge zweifelten? Die Intendanz ließ sich aber nicht dadurch irren und that recht daran. Noch heutigen Tages ist „Lohengrin" eine Zug- und Lieblingsoper des weimarischen Publikums.

Kurze Zeit nach der ersten Aufführung erhielt ich folgenden Brief von Wagner. Da er mir nicht nur ein werthes Andenken an jene Zeit ist, sondern auch Andern Interessantes zu bieten nicht verfehlen wird, füge ich ihn diesen Blättern bei, ohne fürchten zu müssen, daß man mich der Eitelkeit zeiht.

„Mein hochverehrtester Freund!

Als ich mich vor einigen Tagen hinsetzte, um Liszt zu

ſchreiben, nahm ich mir zugleich auch vor, dem Drange meines dankbaren Herzens gegen Sie zu folgen. Während ich an Liſzt ſchrieb, gerieth ich aber unwillkürlich ſchon in ein ſo warmes Geſpräch auch mit Ihnen, daß ich Alles darin vorbrachte, was ich — zunächſt die Sache betreffend — gegen Sie hätte ausſprechen können. Ich fühlte dies und bat daher Liſzt, den Brief zugleich ſo zu betrachten, als ob er auch an Sie mit geſchrieben ſei.

Heute iſt nun die etwas leidende Erregtheit, in die ich namentlich durch die Stimmung in Ziegeſar's Briefe an mich verſetzt war, einer ruhigern und befriedigtern gewichen. Die Unruhe, der ich preisgegeben war, entſtand ſehr natürlich aus dem traurigen Umſtande, daß ich der erſten Aufführung meines ſo überaus ſchwierigen Werkes nicht hatte beiwohnen können. In der Entfernung und ohne Ueberzeugung der Sinne hat die Einbildung ihre ſchrankenloſeſte Macht über das Gemüth, und bekanntlich werden Geſpenſter nur von denen geſehen, die außer Stande ſind, ſich von der Wirklichkeit handgreiflich zu überzeugen. Gerade ſo ging es mir noch vor wenig Tagen. Seit der Rückkehr meines jungen Freundes Ritter iſt dies anders geworden; ich habe über jeden einzelnen Umſtand der Aufführung genau nachfragen können und bin bis zu möglichſter Deutlichkeit einer Vorſtellung berichtet worden.

Ich ſehe nun, daß mir in Bezug auf die Darſtellung meines »Lohengrin« in Weimar nur noch ein weſentlicher Wunſch übrig bleibt und zwar der, daß namentlich auch Ihnen es noch gelingen möge, die Darſteller im allgemeinen noch etwas mehr in das rechte dramatiſche Feuer zu bringen, das leider bei der jetzigen Sängergeneration gänzlich erloſchen zu ſein ſcheint und nur durch unerhörteſtes Anfachen von außen wieder zum Brennen zu bringen ſein wird. Gelingt dies Ihrer Anſtrengung, ſo habe ich auch zu hoffen, daß das Publikum über die Länge der Oper, die mich allerdings überraſcht hat, durch Erſatz an Wärme der Darſtellung getäuſcht werden und die Dauer ſelbſt dadurch in Wahrheit auch etwas gekürzt werden wird, was ich nur mit größtem Widerwillen durch Streichen bewerkſtelligt ſehen würde, nicht aus eitler Vorliebe für meine Noten, ſondern um eines Princips willen, von dem ich eine feſte Ueberzeugung habe.

Dies vorausgeſchickt, bleibt mir nun gar nichts weiter mehr übrig, als Ihnen das zu ſagen, was ich Ihnen eigentlich allein nur zu ſagen hatte: meinen wärmſten, tiefgefühlteſten Dank für Ihre unermüdete Thätigkeit und mehr als freundſchaftliche Fürſorge auch für dieſe meine letzte Arbeit, die, wie ich ſehr wohl weiß, nur durch ſolche Thätigkeit und Fürſorge zur wirklichen Erſcheinung gefördert werden konnte!

Wenn ich bei ruhigen Sinnen die Schwierigkeiten überdenke, die eine verſtändnißvolle Inſceneſetzung meiner Opern mit ſich führt und die meine Arbeiten in den Ruf gebracht haben, als ob ſie im Grunde faſt unaufführbar ſeien, ſo kann ich wahrlich den Grad ermeſſen, in welchem ich Ihnen verpflichtet bin für das, was Sie für dieſen »Lohengrin« thaten, deſſen Schwierigkeit gewiß gerade demjenigen am meiſten aufgeht, der ſich mit Wärme an ihre Löſung macht, die Sie zu meiner ſchmeichelhafteſten Befriedigung für mein künſtleriſches Schaffen überhaupt empfinden.

Nur einen, leider unerfüllbaren Wunſch habe ich noch auszuſprechen, nämlich, daß es mir hätte verſtattet ſein mögen, zu einer Zeit mit meinen Arbeiten hervorzutreten, wo ich Sänger und Darſteller von Ihrem Schlage vorgefunden hätte! Ich habe von Glück zu ſagen, daß Sie mir als ſceniſcher Anordner übrig geblieben ſind, und doch gäbe ich auch dies darum, hätte ich Sie ſelbſt zum Darſteller!

So leben Sie wohl, hochverehrteſter Freund! Mögen Sie im fernern guten Erfolge meiner Oper die Genugthuung für Ihr Verdienſt darum ernten, die ich für mich allein zu ſchwach bin, durch den Ausdruck meines Dankes Ihnen zu gewähren! Noch bitte ich Sie, mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin auf das beſte zu empfehlen und

der steten größten Ergebenheit versichert sein zu wollen, mit der ich bleibe

Ihr sehr verpflichteter

Richard Wagner."

Auch bei der Wiederholung erzielten wir keinen lebhaftern Beifall. Aeußerungen wie: „Die Oper ist viel zu lang! Man wird von der Masse Musik fast erdrückt! Wer soll denn das vier Stunden aushalten?" hörte man allüberall. Herr von Ziegesar, der die Ansicht des Publikums theilte, schrieb gleich nach der ersten Aufführung an Wagner und bat ihn, in der Oper zu streichen. Auch Liszt that ein Gleiches, aber Wagner's Antworten lauteten abschläglich. Wir nahmen nun Partitur und Buch zur Hand und überlegten reiflich, wo Kürzungen, ohne dem Ganzen zu schaden, vorgenommen werden könnten. Unsere Schnitte wurden im Buche bezeichnet; ich unternahm es, Wagner mit unsern Ansichten und Vorschlägen bekannt zu machen. Dabei ging ich so diplomatisch wie möglich zu Werke, und vorsichtig theilte ich meinen Brief zuvor Liszt mit, um sein Gutachten darüber einzuholen. Er sandte mir folgende Zeilen:

„Verehrter Freund! Ihr Brief ist vortrefflich, ebenso fein nüancirt als schlagend zugleich. Vielleicht wäre es noch zweckmäßig, ein derartiges Postscriptum beizufügen:

»Sollten Sie mit den Schnitten, die im Textbuch

angezeigt sind, nicht einverstanden sein, so bitten wir Sie, zu Liebe Ihres Werkes irgend eine andere Abkürzung uns baldigst anzugeben, damit die dritte Vorstellung am 9. October danach eingerichtet werden kann.«

Redigiren Sie dieses Postscriptum auf besseres Deutsch, als ich es vermag. Tout à Vous!

Liszt."

Ich schrieb an Wagner unter anderm:

„Sie führen das Publikum an eine weite Kluft, jenseits welcher sich ein blühender Garten befindet, und verlangen von demselben, daß es in Masse den kühnen Sprung wage. Das thut es aber nicht. Darum lassen Sie Liszt und mich die Führer sein, die einen bequemen Weg hinüberleiten."

Ich führe diese Phrase nur an, um eine Stelle in Wagner's Antwort zu erläutern, die originell genug so lautete:

„Mein verehrtester Freund!

Herzlichen Dank für Ihren so freundlichen und theilnahmvollen Brief! Seit ich Ihnen das letzte Mal schrieb, habe ich auch noch Nachrichten über die zweite Aufführung des »Lohengrin« erhalten, die mich sehr erfreut und beruhigt haben. Ich sehe, daß ich bei Ihnen vortrefflich geborgen bin. Wie ich nun ersehe, tragen Sie sich aber weniger mehr mit der Sorge für die Tüchtigkeit und Gelungenheit der Aufführung, da Sie namentlich auch seit der Leistung und dem Erfolge der zweiten Aufführung

Grund zu ſicherer Beruhigung zu haben glauben, ſondern dafür, daß dieſe Oper und meine Intentionen überhaupt auch bei dem ſogenannten größern Publikum leichtern Eingang und dauernde Wirkung gewinnen möchten. Sie verbinden hiermit namentlich wohl auch den Wunſch, meinen Opern im Allgemeinen die Bahn zu größerer und endlich wohl gar vollſtändiger Verbreitung zu brechen, und erbieten ſich, mir dazu den Steg über die Kluft zu bauen, die für dieſen Zweck zu überſchreiten ſein möchte. Ich muß es ganz Ihrer Anſicht überlaſſen, wie Sie in dieſer mir ſo freundlichen Abſicht zu verfahren für gut halten, und kann nicht anders als froh darüber ſein, daß ich mir Männer gewonnen habe, die in ihrer Sorge für mich und meine Werke es ſo eifrig meinen, daß ſie ſich ſelbſt über die Natur der Sache täuſchen, um die es ſich hier handelt. Ohne Täuſchung vermöchten wir heutzutage wohl kaum zu leben, dennoch bin ich mit mir nicht unzufrieden darüber, daß ich einen Irrthum vollſtändig von mir abgeſtreift habe, den Irrthum, meinen Opern eine ſogenannte Verbreitung verſchaffen zu können. Ich habe dabei gelernt, mich damit zu begnügen, daß ich thue, was ich kann, und mich vollkommen beglückt zu ſchätzen, wenn ich damit meine Freunde erfreue. Glauben Sie nun wirklich, hochverehrter Freund, daß meinen Opern und meiner Richtung überhaupt die Fähigkeit innewohne, ſich verbreitete

Geltung auf einem Boden zu verſchaffen, der ſeiner Natur nach gerade das reine Gegentheil von dem producirt, was auf dem Boden meiner Anſchauung wächſt? Glauben Sie, gerade herausgeſagt, daß mein »Lohengrin« zum Beiſpiel je irgendwo anders noch aufgeführt werde als in Weimar, und zwar auch da gerade nur ſo lange, als ein Kreis energiſcher Freunde dort ſo vereinigt bleibt, als zu meinem wunderbarſten Glücke eben jetzt es der Fall iſt? Da ich weiß, daß Sie von meinen Arbeiten gut denken, kann ich nur annehmen, daß Sie von unſern öffentlichen Kunſtzuſtänden nicht ſo ſchlecht denken, als es nöthig iſt, um ſich zu ſeiner Beruhigung aller Illuſionen zu entſchlagen. Meine Oper hat, wie ich erkennen muß, den entſchiedenen Fehler, in der Zeitdauer ihrer Aufführung zu lang zu ſein; glauben Sie nun, daß dieſer Fehler in Wahrheit der Grund davon ſein würde, wenn die Oper keine weitere Verbreitung fände? Ich entſinne mich, überall, wo ich die »Hugenotten« aufführen ſah, während des letzten Acts nur ſchläfrige und gähnende Geſichter angetroffen zu haben; hat dieſer Umſtand verhindert, daß die »Hugenotten« auf allen Theatern der Welt jahraus jahrein gegeben werden? Mein »Rienzi«, der außer ſeiner enormen Länge den großen Fehler einer betäubend ſtarken Inſtrumentation hatte, hat das dresdner Publikum ſtets in Maſſe herbeigezogen, während mein »Tanhäuſer«, der

von dieſem Fehler frei iſt, ſich nur durch die beſonderſte Fürſorge von oben in nöthiger Anziehungskraft erhalten konnte. Sie wollen nun durch eine Kürzung von zehn bis zwölf Minuten in der Zeitdauer meines »Lohengrin« dieſem Werke bei dem Theaterpublikum Verbreitung verſchaffen, das in die »Hugenotten« und meinen »Rienzi« ſtrömte, trotzdem es darin ſchlaftodt geſchlagen wurde? Verehrteſter, die Leute, die nach dem zweiten Acte des »Lohengrin« das Theater verlaſſen, ſind nicht durch die Dauer ermüdet und auch nicht durch Lärmen betäubt, ſondern ſie erliegen, je beſſer ſie intentionirt ſind, der ungewohnten Anſtrengung, die ihnen das aufgedrungene Erfaſſen und Verfolgen einer dramatiſchen Darſtellung verurſacht, die ſich nicht an den Viertel- oder halben, ſondern an den ganzen Menſchen wendet. Unterſuchen Sie genau, ſo werden Sie mir Recht geben müſſen. Wollen Sie nun dies Publikum wirklich erziehen, ſo müſſen Sie es vor allen Dingen zur Kraft erziehen, ihm die Feigheit und Schlaffheit aus den philiſterhaften Gliedern treiben, es dahin beſtimmen, im Theater ſich nicht zerſtreuen, ſondern ſammeln zu wollen. Erziehen Sie das Publikum nicht zu ſolcher Kraftübung im Kunſtgenuß, ſo verſchafft Ihr Freundeseifer weder meinen Werken noch meinen Intentionen Verbreitung. Die Athener ſaßen von Mittag bis in die Nacht vor der Aufführung ihrer Trilogien, und

ſie waren ganz gewiß nichts Anderes als Menſchen; allerdings waren ſie aber namentlich auch im Genuſſe thätig.

Dies, verehrteſter Freund, erwidere ich Ihnen im Allgemeinen als meine Anſicht über die Sache. Ueberzeuge ich Sie nicht, ſo muß ich es Ihnen allerdings überlaſſen, Ihrer Sorge für mein Werk nach Ihrem Dafürhalten ſich zu entäußern; mir aber mögen Sie es nicht verargen, durch Ihre Maßregeln höchſtens einen Erfolg bei den ehrenwerthen Philiſtern Weimars, keineswegs dadurch aber eine Verbreitung meiner Oper mir verſichert zu ſehen. Was mir an jenem Erfolge liegt, iſt nicht übermäßig.

Aber kommen wir zu dem eigentlichen Grunde meines Widerſtandes! Ich hätte gewünſcht, die von Ihnen beabſichtigten Kürzungen nicht kennen zu lernen. An jeder von ihnen wüßte ich Ihnen und wahrſcheinlich überzeugend darzulegen, wie ſchmerzlich Sie mein künſtleriſches Ehrgefühl verletzt. Ich frage Sie, mit welchem Gefühle, mit welcher im voraus geknickten Begeiſterung ſoll ich mich nächſtens wieder an die Compoſition eines muſikaliſchen Dramas machen, wenn ich bei Ausführung der wohlempfundenſten und als nothwendigſt erachteten Motive mich der Stellen aus »Lohengrin« entſinnen muß, die meine beſten Freunde für auslaſſungsmöglich gehal-

ten haben? Wenn mir in dem Augenblicke, wo ich mich über eine Erfindung im Intereſſe der dramatiſchen Wahrheit freue, es einfallen muß, daß dort Erfindungen dieſer Art, wie der Uebergang Lohengrin's aus dem vernichtendſten Zorne zu der feierlichen Enthüllung ſeines Weſens (»Zu lohnen ihres Herzens wildem Fragen« u. ſ. w.), wie die nothwendige Vorbereitung und Steigerung der Erhabenheit des bevorſtehenden Gotteskampfes im erſten Acte (zugleich rein muſikaliſch ſo wichtig wegen des wohlthuenden Anhaltens eines lebhaften Tempos in feſten Rhythmen), ferner wie die Volksſcene im zweiten Acte, zu deren Erfindung ich mir Glück wünſchte, ſceniſch um Elſa's Wiederauftritt vorzubereiten und nicht unnatürlich ſchnell herbeizuführen, muſikaliſch wegen des andauernden friſchen Charakters und Tempos nach dem langſam gehaltenen Schluſſe des vorangehenden Duetts und des getragenen Zeitmaßes in der darauf folgenden Muſik zum Kirchengange, dramatiſch für die Vorbereitung der Möglichkeit, friedlich in der Folge einen ſchützenden Anhang zu verſchaffen u. ſ. w. — wenn es mir alſo einfallen muß, daß dort Erfindungen dieſer Art um des Gewinns weniger Minuten in der Dauer der Vorſtellung willen geradeweg ausgelaſſen werden konnten?

Nun, kürzen Sie ganz nach Ihrem Ermeſſen, denn um des mir ſehr verhaßten Fehlers ihrer zu großen Länge

willen und namentlich auch, weil es nicht nur nöthig, sondern auch möglich war, Auslassungen vorzunehmen, gebe ich die Oper auf.

Ich habe wieder viel zusammengeschrieben und merke nun wohl, daß ich heute nicht mehr dazu kommen werde, auch an Liszt zu schreiben. Ich habe ihm, wenn nicht Vielerlei, doch viel zu sagen und verschiebe dies daher auf einen der nächsten Tage. Drücken Sie Liszt in meinem Namen an Ihr Herz! Meinen verbindlichsten und wärmsten Dank drücken Sie wohl an Herrn von Ziegesar für seinen letzten Brief aus.

Meine ergebensten Grüße und Empfehlungen an Ihre verehrte Frau Gemahlin! Werden Sie mir bös sein nach diesem Briefe? Das wäre nicht übel! Wir haben uns berathen, und ich habe meine Meinung gesagt — das ist Alles! Aber noch eins — meinen allergründlichsten Dank für Ihre Freundschaft und Güte zu

Ihrem

Zürich, Richard Wagner.

den 23. September 1850.

Da mir Wagner hierdurch überließ, nach meinem Ermessen zu handeln, so wurden nun die zwischen Liszt und mir verabredeten Kürzungen vorgenommen. Es war eine Operation, die uns mehr Schmerzen verursachte als dem todten Papiere; jede Note, die wir unterdrückten,

that uns leid, aber wir mußten dem Publikum gegenüber an das saure Geschäft gehen und trösteten uns damit, daß, sobald dasselbe zu richtiger Erkenntniß gelangt sei, die gestrichenen Partien wieder in ihre alten Rechte eintreten sollten. Nicht blos Klagen über die Länge, auch sonst manche wundersame Kritik über das Wagner'sche Werk mußten wir uns gefallen lassen. Die drolligste Aeußerung war für mich die, daß die Oper melodielos sei, ein Vorwurf, über den ich mich später aussprechen werde.

Liszt's Thätigkeit war unermüdlich. In den vier Jahren, in denen wir gemeinschaftlich wirkten (1848 — 52), brachte er außer den bereits genannten noch folgende werthvolle musikalische Werke zur Darstellung: Donizetti's „Favoritin", Joachim Raff's „König Alfred", Berlioz' „Benvenuto Cellini". Bevor wir in geschäftlicher Beziehung von einander schieden, unternahmen wir es noch, Byron's „Manfred" nach Böttger's Uebersetzung mit Robert Schumann's Musik auf die Bühne zu bringen. Wider alles Erwarten wurde das Wagstück vom Publikum freundlich aufgenommen.

Soweit es die Mittel unseres Etats erlaubten, war ich ihm zur Ausführung seiner Unternehmungen und Wünsche gern behülflich. Ging er in seinen Anforderungen hinsichtlich der Decoration und Garderobe über

unſere Verhältniſſe hinaus, ſo ließ er, ohne verſtimmt zu werden, ſogleich die Sache fallen, wenn man ihm die Unmöglichkeit auseinanderſetzte. Sein Sinn ſtrebte nach dem Höchſten und Vollkommenſten, und gern hätte er, wenn es zuläſſig geweſen wäre, aus eigenen Mitteln beigetragen, um es zu erreichen. Er iſt eben ein Menſch, der Alles ſeiner Kunſt opfern kann, denn nur in ihr, wie ich ihn habe kennen lernen, lebt und webt er. Da er in mir gleiche Geſinnung gefunden haben mochte, war er mit meinem Rücktritte von der Regie gar nicht einverſtanden, und ich fürchtete beinahe, daß dieſes Vorkommniß unſere Freundſchaft lockern könnte, aber er blieb nach wie vor mein treuer Freund. Wie ſoll ich Worte genug finden, alle die genußreichen Stunden, die ich mit ihm in ſeiner und meiner Behauſung verlebt habe, zu beſchreiben! Als nun erſt die Meiſter der Violine und des Cello, Joachim und Coßmann, von ihm für das Orcheſter gewonnen waren, welche an muſikaliſchen Genüſſen überreiche Abende wurden uns da zu Theil! Wie wäre ich im Stande, dieſe Abende, wo Liſzt ſtets die treibende und leitende Seele war, zu ſchildern! Die Erinnerung an dieſe erhebenden Stunden, die hauptſächlich nur der Kunſt gewidmet waren, bleibt mir unauslöſchlich.

Er war das Centrum, um das ſich alle muſikaliſchen Zuſtände Weimars ordneten, und brachte dieſe auf eine

vordem nie gekannte Höhe. Seine Unternehmungen waren zuweilen kühn, doch gelangen ſie größtentheils. Seine Arbeitskraft war unerſchöpflich, denn neben ſeinem ſchwierigen Amte war er fort und fort thätig als Componiſt, und welche anerkennungswerthen Meiſterwerke, beſonders in vocaler Hinſicht, dankt ihm die muſikaliſche Welt! Ich nenne hier nur ſeine Pſalmen, die den Schöpfungen der alten Meiſter an die Seite zu ſtellen ſind, und ſeine Lieder. Freilich fordern ſie Sänger, die nicht nur mit einer ſchönen Stimme begabt ſind, ſondern vor allem den Geiſt begreifen, der ſie geſchaffen hat. Nur ſeine ſymphoniſchen Dichtungen, denen er den Stempel der Reflexion aufdrückt, ſind bis jetzt für mich muſikaliſche Räthſel geblieben. Ob auch dieſe, wie ſeine blinden Verehrer behaupten wollen, eine Zukunft haben werden, darüber kann nur die Nachwelt, der die Zukunft angehört, entſcheiden. Daß aber Liſzt's Name nie in der Kunſtgeſchichte erlöſchen wird, dafür haben wir eine ſichere Bürgſchaft an der hohen Vollendung ſeines Virtuoſenthums, an ſeiner Begeiſterung für die Kunſt, an der Fülle hervorragender herrlicher Compoſitionen. Der Lorbeer und die Eichenkrone, welche ihm die dankbare Mitwelt auf das Haupt gedrückt hat, werden für alle Zukunft unverwelklich fortblühen.

Noch einige Worte über Wagner's „Lohengrin". Noch

jetzt sind Manche, die sich nicht die Mühe gegeben haben, in das Werk tiefer einzudringen, keck genug, die Oper melodielos zu nennen. Sagte man: es stürmen so viele Melodien auf den Zuhörer ein, daß er sie bei einmaligem Anhören nicht in sein Gedächtniß aufnehmen kann, dann würde ich den Gegnern beistimmen. Wagner folgt dem Principe, das er in seinem „Werke der Zukunft" aufgestellt hat, die Note zum Unterthan des Worts und des Gefühls zu machen. Kann man bei solcher Anschauung eines Kunstwerks Melodien, wie die Italiener es thun, wenn das Wort in eine ganz andere Phase der Empfindung getreten ist, wiederholen? Unmöglich! Kann man Nummern wie das Vorspiel dieses Dramas, den Schwanenchor, das Gebet des Königs — das mächtigste Ensemble in der ganzen Oper — das Finale des ersten Acts melodielos nennen? Kann man im zweiten Acte die Scene zwischen Elsa und Ortrud, den Kirchgang der erstern, die Chöre bis zum Schlusse, im dritten den Brautchor, den Wechselgesang Lohengrin's und Elsa's, den Abschied Lohengrin's als der Melodie entbehrend bezeichnen? Alles sind bezaubernde, süße Klänge, die das Herz erwärmen und dem Geiste zu denken geben! Ist diese Oper melodielos, dann wahrlich sind es die dramatischen Werke eines Gluck, der auf dem Boden des antiken Dramas stand, eines Cherubini, Beethoven und

Weber nicht minder, denn nur nach dieſen Vorbildern ſind Wagner's Schöpfungen entſtanden. Ich betrachte ihn in ſeinem „Tanhäuſer" und „Lohengrin" als einen Reformator im Gebiete der Opernmuſik, und nicht blos ein Zukunftsmuſiker iſt er, wie ſeine Gegner ihn ſpöttiſch nennen, ſondern ſeine Muſik hat eine Zukunft und wird immermehr gerechte Anerkennung finden.

Fünftes Kapitel.

Das Herderfeſt in Weimar.

Am 25. Auguſt 1844, als am hundertjährigen Geburtstage Herder's, wurde in der Kirche zu St.-Peter und Paul, an der der große Mann ſiebenundzwanzig Jahre ſegensreich gewirkt und in der er auch ſeine letzte Ruheſtätte gefunden hat, ein Act dankbar ehrfurchtsvoller Erinnerung abgehalten.

Eine eherne Platte, dicht neben dem Taufſteine, bezeichnet ſein Grab. Das Sinnbild der Ewigkeit mit dem ſtrahlenden Auge Gottes iſt darauf abgebildet, ſein Motto: „Licht, Liebe, Leben", ſowie Name, Geburts- und Sterbejahr in erhabener Schrift darauf zu leſen. An dieſem Grabe ſtand an jenem Tage ſein würdiger Enkel Theodor Stichling, jetzt weimariſcher geheimer Staatsrath, und rief dem Entſchlafenen einen poetiſch begeiſterten Weihegruß zu, der ſo begann:

Laß mich zu Deiner heil'gen Ruheſtätte,
Erhabner Ahn, mit leiſem Schritte treten,
An Deiner Aſche altehrwürd'gem Bette,
Von Andacht voll, aus tiefer Bruſt zu beten.
Heut iſt Dein Nam' in Tauſenden erwecket
Und klinget ruhmvoll in begrenzten Hallen —
So laß denn auf den Stein, der Dich bedecket,
Auch eines Enkels fromme Thräne fallen.*)

Mit poetiſchen, wahrheitstreuen Worten ſchildert er ferner die Verdienſte, die Herder ſich um die Menſchheit erworben hat, und kommt ſchließlich auf den Maurerbund, deſſen Wahlſpruch „Humanität" iſt und dem der Unvergeßliche angehörte.

Es reiht ſich eine große Brüderkette,
Durch alle Tempel, alle Nationen;
Jedwede Scholle Land, da Menſchen wohnen,
Iſt auch der Bildung heil'ge Werkelſtätte;
Und alle baun unſichtbar Tag für Tage
Nach einem Ziel, das ewig neu erſteiget.
Du haſt den Plan uns ahnend vorgezeiget,
Schweb' Du voran mit Deinem Hammerſchlage!

Und wo Du auch im Flug vorübereilſt
An fremden Ländern, Nationen, Zeiten,
Wir wiſſen doch, wo Du am treuſten weilſt:
Bei Deines Vaterlandes Freud' und Leiden!
Ja, ewig wahr ſind jene alten Sagen:
In Noth erwacht ein todter Held zum Leben.
So wirſt auch Du in ernſten Kampfestagen
Ein Heldengeiſt Dein Vaterland umſchweben!

*) Weimariſches Herder-Album (Jena 1845.)

Zu gleicher Zeit feierten die Loge Amalia und die damalige Liedertafel, deren Mitglieder aus hohen Staatsbeamten, Gelehrten und Künstlern bestanden, das Gedächtniß des Mannes, dessen Geist fort und fort in der Brüderkette weilen wird. Hier wurde beschlossen, ein Herder-Album zu gründen, zu dem viele Gelehrte Beiträge lieferten. Der Ertrag dieses Albums sollte zunächst den Fonds zu einem Denkmal Herder's bilden. Schon nach Jahr und Tag konnte diese werthvolle Gabe der Oeffentlichkeit übergeben werden. Den Eingang bildet ein Briefwechsel zwischen Karl August und Herder, der, bis dahin noch ungedruckt, das vertrauliche Verhältniß documentirt, in welchem diese erhabenen Männer zu einander standen. Als Beleg dafür erlaube ich mir folgenden kurzen Brief Karl August's an Herder hier abzudrucken.

Herder hatte dem Fürsten den Tod seines Knaben Alfred gemeldet, worauf Karl August antwortete:

„An Ihrem Verluste nehme ich herzlichen Antheil; ich habe dergleichen Unwesen auch erlitten, und es ist immer das Gefühl, welches die Erde haben müßte, wenn sie Nerven hätte und wenn man aus ihrem Schooße eine Pflanze reißt. Der Theil älterlicher Liebe, welchen das verblichene Kind besaß, fällt als ein Erbtheil den überbleibenden zu, und sie gewinnen an der Erbschaft. Mögen diese zu Ihrer Freude Ihnen

dankbar wiedervergelten, was Sie auf ſie übertragen. Leben Sie wohl, ſammeln und theilen neue Ideen mit. Grüßen Sie mir Ihre Frau.

C. A. H. z. S.

Ich komme nun auf den Tag, an welchem die Enthüllung des Herder-Denkmals in Weimar ſtattfand. Die Beiträge aus allen Gauen Deutſchlands und beſonders die Unterſtützungen der Könige von Preußen und Sachſen, der Großherzoge von Sachſen, Heſſen und Oldenburg hatten es ermöglicht, daſſelbe in würdigſter Weiſe auszuführen.

Ein Jahr war vergangen, ſeit Goethe's hundertjähriger Geburtstag von Einheimiſchen und Tauſenden von Fremden auf das glänzendſte gefeiert worden war. Die Stadt hatte ſich damals in einen Tempel der Flora verwandelt. Nicht minder glänzend und noch erhebender war die Enthüllung von Herder's Standbild.

Die Feier leitete ein Gottesdienſt ein in der Kirche, an welcher Herder ſiebenundzwanzig Jahre ſegensreich gewirkt hatte. Der wackere Kanzelredner Diakonus Fiege hatte zu ſeiner Predigt den Text Spr. Sal. 10, 7: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibt in Segen", treffend gewählt und führte ſein Thema mit gehobener Empfindung und Begeiſterung in würdigſter Weiſe durch. Wahrhaft erbaut verlies die Verſammlung das Gotteshaus.

Um halb elf Uhr ſtellte ſich der Feſtzug vor dem Rathhauſe auf und ſetzte ſich unter dem Geläute aller Glocken, geführt von einer Abtheilung Bürgerwehr, in Bewegung, an der Spitze die Nachkommen Herder's, ihnen zunächſt der Bildhauer Ludwig Schaller, der die Statue entworfen und modellirt hatte, nebſt den Arbeitern am Denkmal. Es folgte der Stadtrath und der Feſtausſchuß des Herder-Vereins, dann Zunftmeiſter mit ihren Fahnen, Deputirte des Staatsminiſteriums, des Militärs, des Hofmarſchallamts, der Bezirksbehörden, des Kreisgerichts, des Stadtgerichts, des Kirchenraths, der Geiſtlichkeit, der Univerſität Jena, des Gymnaſiums, des Lehrerſeminars, der Schulen, der Loge Amalia, der Hauptarchiv-Verwaltung, der großherzoglichen Bibliothek, des Hoftheaters, der Hofkapelle, der Oberbaubehörde, der freien Kunſtanſtalt, der freien Gewerkſchule, der Buchdruckerſchaft. Die übrigen Abtheilungen der Bürgerwehr nebſt der Schützengilde hielten den Feſtplatz umſchloſſen. Zwei reich geſchmückte Eſtraden, für die Redner und das Muſikchor beſtimmt, waren neben dem Standbild errichtet, denſelben gegenüber zwei gleiche, worauf die höchſten Herrſchaften und die Familie Herder ihre Plätze fanden. Die Feier begann mit einer muſikaliſchen Einleitung von Liſzt, die wirkſam und entſprechend war. Der Vereinsvorſitzende,

Hofrath Schöll, ſchilderte nun in kräftigen Zügen, wobei ihm ſein markiges ſchönes Organ und ſein herrlicher Vortrag trefflich zu ſtatten kamen, alle Verdienſte, die Herder ſich in religiöſer, künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht bei ſeinen Zeitgenoſſen und der Nachwelt erworben hat. Auf die unruhige Gegenwart Bezug nehmend, ſagte er am Schluſſe:

„So lehrt das eherne Denkmal, daß wir Deutſche doch noch Sterne haben, die über äußere bittere Schranken hinaus uns zuſammenhalten in unverbrüchlicher Sinneseinheit. So ſteht uns jetzt, wo wir mehr als je dieſes Troſtes bedürfen, der Unſterbliche wieder nah, als werbender Mahner, als liebender Tröſter, als geiſtaufrichtender Seher! Und ſo laßt uns auch, erhoben über Schmerz und Schmach, mit vollem Einmuthe, mit ganzer Liebe, mit ungetheilter Freude ihn ſchauen, ihn begrüßen, ihn erhalten!“

Unter einem von Liſzt compouirten Chorgeſange wurde die Statue enthüllt. Da ſtand das eherne Bild vor unſern Augen, den Mantel um die Schulter geſchlagen, das Buch der Lehre in der Hand, mit ernſten und doch milden Zügen, als wäre er von jenen Höhen herabgeſtiegen, um uns, ſeine Nachkommen, zu begrüßen. Der heitere Strahl der Sonne ſchien dem blinkenden Erze Leben und Bewegung einzuhauchen. Mit ſtolzer Freude

blickten wir auf den Geistesheldeu, unsern einstigen Mitbürger, den wir jetzt im Bilde verehrend anschauen konnten. Hierauf wurde das Standbild durch eine Urkunde von dem Vorsitzenden des Vereins, Hofrath Schöll, der Stadt Weimar übergeben, worauf der Stadtdirector Hase folgende Worte sprach:

„Die besondere Auszeichnung, welche der Stadt Weimar vor andern Städten dadurch geworden ist, daß das Herder-Standbild, gestiftet und gewidmet von seinen zahlreichen Verehrern in allen Gauen Deutschlands, hier in Weimar seinen Ehrenplatz gefunden hat, muß uns alle zu dem innigsten Dank verpflichten, indem wir zugleich den uns gebotenen Besitz und Eigenthum daran ergreifen.

Wohl hat Herder hier seine Geistesschwingen vollkommen entfaltet, wohl hat er von hier aus den Reichthum seiner Kraft hauptsächlich seinem Volke gezeigt, aber doch ist er nicht unser. Er gehört der Welt. Was er für Philosophie, Theologie gewirkt, was er als Redner, Dichter, Pädagog, Kritiker geleistet, wird keiner Zukunft unvergessen bleiben. Er hat gelebt für alle Zeiten!

Und so sei auch für alle Zeiten von uns und für unsere Nachfolger Namens der Stadt Weimar das feierliche Versprechen abgelegt, daß die Stadt Weimar dieses Ehrendenkmal in ihren Schutz nehmen und dasselbe pflegen, behüten und erhalten werde. Der heutige

Tag ſoll in Weimars Annalen ſtets als ein Feſttag glänzen."

Nach Vollzug dieſer Uebergabe und Beurkundung gab den Weiheſpruch über das Denkmal der geheime Kirchenrath Horn, ein beinahe achtzigjähriger Greis, Schüler Herder's, dem es ſchon in früher Jugend vergönnt war, dem Gefeierten nahe zu ſtehen. „Es werden unter uns noch Einige ſein", ſagte er unter anderm, „die den Herrlichen auf dem heiligen Lehrſtuhle geſehen und ſeine Stimme vernommen haben. Wie ein Jünger Jeſu, ein zweiter Johannes, ſtand er da, in ſeiner edlen Geſtalt, mit ſeiner hohen, gewölbten Stirn, in einfach würdiger Haltung. So ſtehet denn ſein Ehrendenkmal in der Nähe dieſes Gotteshauſes an der ihm gebührenden Stelle. Es ſei und bleibe dieſes Denkmal jetzt und für alle Zeiten, ſolange ein Gebilde von Menſchenhand beſtehen kann, ein Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit, die dem hochverdienten Geiſte gebührt, deſſen irdiſche Geſtalt es darſtellt!"

Das Standbild iſt in jeder Hinſicht ein Meiſterwerk; je länger man es betrachtet, deſto mehr Leben und Ausdruck gewinnt das Ganze. Nur der Unterbau, den ein eiſernes Gitter umgibt, wollte mir im Verhältniß zu der zehn Fuß hohen Statue zu klein und ſchmal erſcheinen, beſonders wenn ich Schiller's Erzbild in Stuttgart mir vergegenwärtigte, bei dem die Proportion des Piedeſtals

zur Statue nach meiner Ansicht eine wohlgefälligere ist. Indeß ließ ich mich durch den wackern Meister, dem ich später Gelegenheit hatte, meine kritische Bemerkung mitzutheilen, gern belehren, daß der Hauptaugenpunkt die Statue und nicht das Piedestal sein müsse.

In freudig gehobener Stimmung vereinigten sich die Festgenossen zu einem Festmahle im Stadthause, bei dem begeisterte Toaste erschallten; der erste, vom Stadtdirector Hase gesprochen, galt dem Großherzoge und seinem Hause. Er lautete: „Ferrara ward durch seine Fürsten groß! Und wem anders haben wir das heutige Fest zu verdanken, als unsern Fürsten? Von jeher hat sich unser Fürstenhaus darin ausgezeichnet, daß es die großen Interessen, die die Welt bewegten, verstand zu pflegen und zu befördern, daß es von jeher sich für die höchsten Güter der Menschheit, Religion, Wissenschaft und Kunst, lebhaft interessirt hat. So ist das kleine Weimar die Lehrerin der Welt geworden! Darum Hoch unserm Fürstenhause!"

Gymnasialdirector Sauppe brachte in Verbindung mit dem Andenken Herder's ein Hoch auf seine Nachkommen aus, worin er unter anderm sagte: „Und wenn Gottes Gnade sich jemals über Deutschland offenbarte, so war es, indem sie ihm neben Lessing und Winckelmann, Goethe und Schiller einen Herder gab. Oeffneten diese mit dem kühnen Fluge ihres Genius neue Bahnen, so

Weber nicht minder, denn nur nach dieſen Vorbildern ſind Wagner's Schöpfungen entſtanden. Ich betrachte ihn in ſeinem „Tanhäuſer" und „Lohengrin" als einen Reformator im Gebiete der Opernmuſik, und nicht blos ein Zukunftsmuſiker iſt er, wie ſeine Gegner ihn ſpöttiſch nennen, ſondern ſeine Muſik hat eine Zukunft und wird immermehr gerechte Anerkennung finden.

Fünftes Kapitel.

Das Herderfeſt in Weimar.

Am 25. Auguſt 1844, als am hundertjährigen Geburtstage Herder's, wurde in der Kirche zu St.-Peter und Paul, an der der große Mann ſiebenundzwanzig Jahre ſegensreich gewirkt und in der er auch ſeine letzte Ruheſtätte gefunden hat, ein Act dankbar ehrfurchtsvoller Erinnerung abgehalten.

Eine eherne Platte, dicht neben dem Taufſteine, bezeichnet ſein Grab. Das Sinnbild der Ewigkeit mit dem ſtrahlenden Auge Gottes iſt darauf abgebildet, ſein Motto: „Licht, Liebe, Leben", ſowie Name, Geburts- und Sterbejahr in erhabener Schrift darauf zu leſen. An dieſem Grabe ſtand an jenem Tage ſein würdiger Enkel Theodor Stichling, jetzt weimariſcher geheimer Staatsrath, und rief dem Entſchlafenen einen poetiſch begeiſterten Weihegruß zu, der ſo begann:

ſtand Herder im Mittelpunkte der Menſchheit und faßte alles zum Bewußtſein des Ganzen zuſammen. Keine Mühſal, keine Sorge und keine Anfeindungen raubten ihm ſeine Liebe:

„Denn ſüß iſt's, für die Menſchheit ſorgen, wirken,
Mit ihnen leiden, hoffen und ſich freuen."

So wirkte er für die Menſchheit, ſo floß in ſeiner Seele das Gute, Wahre, Schöne in untheilbarer Dreieinigkeit zuſammen, ſo iſt das Wort Jean Paul's wahr: Herder war ein reines Gedicht des höchſten Gottes. O möchte ſein Bild, des Prieſters reiner Menſchlichkeit, in dieſer Zeit der Zerriſſenheit und des Egoismus in allen Deutſchen lebendig werden, möchten Geſinnungen und Thaten laut das Wort verkünden, in welches Sie in der Feſtfreude dieſes Tages aus vollem Herzen einſtimmen werden: Dem Andenken Herder's, des Prieſters reiner Menſchlichkeit, ein begeiſtertes Hoch!"

Hierauf ſprach der Enkel Herder's, geheimer Staatsrath Stichling, folgende Dankesworte:

„Im Namen der hier anweſenden Nachkommen Herder's bitte ich um die Erlaubniß, ein Wort tief empfundenen Dankes ſprechen zu dürfen.

Dieſer Dank gebührt zunächſt den Männern, die mit edlem, unermüdetem Eifer zuerſt das heute enthüllte Denkmal angeregt, betrieben und befördert und nun dieſes

Fest so sinnig geordnet haben und noch verherrlichen; er gebührt den Künstlern, die das Werk selbst vom Grunde bis zum Haupte mit Meisterhand vollendeten; er gebührt, vom Throne bis zur Hütte, allen, die dazu mit Wort und That beigetragen, und somit reicht er — mit Stolz dürfen wir es sagen — soweit die deutsche Zunge klingt.

Nein, nicht mit Stolz sagen wir dies; denn nie wohl haben wir so lebhaft wie am heutigen Tage empfunden, wie tief und klein wir selbst am Fuße jenes Denkmals stehen. Tief und klein nicht nur, wenn wir mit dem Werthe unseres unvergeßlichen Vorfahren den eigenen messen; tief und klein auch, wenn wir, um unsern Dank den deutschen Stämmen in Thaten zu bezeigen, auf das hinblicken, was ihnen fehlt, und damit unsere schwache Kraft vergleichen. Wir können nur von dem, in dessen allmächtigen Händen das Schicksal der Nationen ruht, mit Inbrunst erflehen, er wolle nicht fügen, daß das Wort, das Lied des deutschen Geistes, das von hier aus weit über die gebildete Erde drang, statt der Frühlingsbote politischer Größe zu sein, nur das Lied des sterbenden Schwans war! Nein, er wolle durch alle Wehen und Stürme der Zeit das Licht deutschen Lebens und deutscher Wissenschaft in unverlöschlicher Kraft erhalten und — wär's auch nur noch durch den stummen Mund jenes ehernen Bildes — in den Herzen der lebenden und der kommen-

den Geſchlechter die reine Flamme nähren, aus der allein ein Vaterland erſteigt!

Von dieſer Bitte iſt der Dank durchdrungen, den wir an dieſem feierlichen Tage bringen. Aber nicht mit Sang und Klang und Lebehoch, nein, ſtill, wie es dem Ernſte, der Sorge dieſer Zeit gebührt, indem wir nur mit unſeres Vorfahren eigenen Worten rufen:

„Gib uns, wornach wir dürſten,
Ein deutſches Vaterland.“

Der Toaſt des Hofpredigers Schweitzer auf die Frauen war inſofern von allgemeinerem Intereſſe, als dabei eine hübſche Anekdote aus Herder's Leben bekannt gegeben wurde. Zur Mutter Herder traten einſt ihre vier Söhne. Glückwünſche zum Geburtstage brachten ſie ihr. Den rührenden Gruß aus kindlich frommen Herzen umſchloß ein einfach gemalter Altar. Auch der Vater Herder nahm das Blatt. Er, der die Sprachen der Völker ſtudirt, verſtand die Sprache ſeiner Kleinen vor allen. Er griff nach der Feder und ſchrieb flugs darunter:

Liebes Weib, ſei wohlgemuth
Und geſund und fröhlich.
Armuth macht die Menſchen gut,
Kinder machen ſelig.

Mehrere geiſtbegabte Redner traten noch auf, unter

andern Gutzkow und Franz Dingelstedt, die durch ihre Gegenwart das Fest verherrlichten. Ihre Toaste wurden mit Acclamation aufgenommen.

Abends wurde der Festplatz mit bengalischen Flammen erleuchtet, in welchen das Standbild des großen Humanisten glänzend erstrahlte.

Sechstes Kapitel.

Emil Devrient. — Lucile Grahn. — Henriette Sontag. — Mein Rücktritt von der Regie.

Noch vor Schluß des Jahres hatten wir die Freude, Emil Devrient in den Rollen Egmont, Bolingbroke im „Glas Waſſer" und Karl Moor als Gaſt zu begrüßen. Er wurde, wie überall, mit Jubel vom Publikum, das ſtets das Haus füllte, aufgenommen. In den „Räubern" mußte ſogar das Orcheſter geräumt werden, in Weimar ein ſeltener Fall, denn Bruder Studio war in Maſſen von Jena herübergeſtrömt, um den überall Gefeierten in der Rolle ihres Lieblingshelden zu ſehen. Das Haus war ſchon halb ſechs Uhr zum Erdrücken gefüllt. Der Lärm, den die Herren Muſenſöhne verübten, war nicht gering, und der Polizeilieutenant hätte wohl gern gleich Goethe bei ähnlicher Veranlaſſung gerufen: „Man vergeſſe nicht, wo man iſt", wenn er nur eine gleiche Wirkung hätte vorausſetzen dürfen, wie ſich deren der Dich-

terfürſt und Geheimrath erfreut hatte. Auch machte ſich eine polizeiliche Einmiſchung nicht nöthig, da es die Muſenſöhne bei harmloſen Witzen und Scherzen und dem Vortrage ſchön geſungener Lieder, wodurch ſie ſich und das übrige Publikum höchlich amüſirten, bewenden ließen. Da die gewöhnliche Wache im Parterre aus vier Huſaren beſteht, ſo hatte einer der Studenten, der ſeinen Platz im Orcheſter gefunden, eine als Huſar gekleidete Puppe mitgebracht und nahm die Gelegenheit wahr, als der Lärm am höchſten ſtieg, dieſe rittlings auf den Souffleurkaſten zu ſetzen, ſeinen Commilitonen zurufend: „Ruhe, meine Herrn! Sehn Sie nicht, wer da ſitzt?“

In großer Mißſtimmung kam unſer Gaſt zu mir und ſagte: „Wenn dieſer Lärm ſo fort geht, ſpiele ich nicht!“ Ich aber kannte meine Pappenheimer und erwiderte ihm: „Beruhige Dich, lieber Emil! Sobald der Vorhang aufgezogen iſt, wird eine Todtenſtille eintreten und Du wirſt noch kein aufmerkſameres Publikum gefunden haben; darin hat der jenaer Student ſich von jeher vor manchem andern Publikum ausgezeichnet.“ Es kam ſo, wie ich geſagt hatte. Obgleich Devrient's Perſönlichkeit der Rolle eines Karl Moor widerſtrebt, unter dem ſich die Jugend einen rieſenhaften Kraftmenſchen vorſtellt, ſo wußte er doch das Publikum durch die Einheit und

Gediegenheit seiner Darstellung hinzureißen, und ein Jubel ohne Ende erfolgte.

Ich hatte Devrient in der Rolle des Bolingbroke noch nie gesehen und muß gestehen, daß ich in seiner Darstellung ein vollendetes Meisterbild fand, das nichts zu wünschen übrig ließ. Da waren alle Erfordernisse vorhanden, die zur Vorführung dieses interessanten Charakters gehören; der feine Diplomat, der geistreiche, schöne Mann, der durch seine Liebenswürdigkeit bezaubert und somit die Fäden der Intrigue in seine Hand bekommt, der humoristische Verschwender, kurz, jede Seite dieser schwierigen Aufgabe kam zu voller Geltung und trug dazu bei, ein vollkommenes Ganzes zu bilden. Da ihm eine treffliche Marlborough und Königin zur Seite stand, auch die übrigen Rollen gut besetzt waren, so war diese Vorstellung ein Hochgenuß, der sich nicht beschreiben läßt. Ich habe das Stück an andern bedeutendern Bühnen gesehen, aber niemals solchen Eindruck empfangen.

Devrient's Gastspiel folgte unmittelbar ein zweites von Lucile Grahn und Ambrogio. Der Tanz hat mich von jeher nur dann angezogen, wenn Grazie der Bewegungen, Schönheit des Körpers, Plastik und Mimik die Hauptsache bilden, wie es bei Fanny und Therese Elßler, Marie Taglioni und der niedlichen Pollin der Fall war. Gelenke Füße kann man wohl eine Zeit lang anstaunen,

aber ſie werden nie einen äſthetiſchen Eindruck, höchſtens einen Sinnenreiz hervorbringen. Fräulein Grahn entſprach trotz ihres europäiſchen Rufs meinen vielleicht zu hoch geſpannten Erwartungen nicht. Obgleich ich die enorme Kunſtfertigkeit der Beine, ihre ungeheuern Sprünge, die die Luft zu durchblitzen ſchienen, bewundern mußte, vermißte ich doch, was mich an den obengenannten Tänzerinnen ſo mächtig anzog, Grazie und Schönheit. Vielleicht war es ihre lange, hagere Geſtalt, die am meiſten ſtörend auf mich wirkte. Herr Ambrogio zeigte ſich als ein gewandter Tänzer und gewann ebenfalls vielen Beifall. Ich beklage immer einen Mann, der dieſes Fach zu ſeinem Erwerbszweig wählt, weil es mir wider den Mann läuft.

Im vorigen Jahrhundert war es Gebrauch, keinen Schauſpieler zu engagiren, der nicht im Ballet mitwirken konnte. Ich möchte wohl wiſſen, was Schröder, der große Künſtler, der nebenbei auch ein tüchtiger Tänzer geweſen ſein ſoll, empfunden haben mag, wenn er heute den Lear und am folgenden Abend einen grotesken Tanz ausgeführt hat. Gott Lob, daß die Zeit vorüber iſt!

Das Jahr 1851 brachte uns einige neue Engagements als Erſatz für Fräulein Faſtlinger und Doris Genaſt, die unſere Bühne verlaſſen hatten. Herr von

Ziegesar war erkrankt und Herr von Beaulieu trat interimistisch an seine Stelle. Der Versuch, ein Fräulein T. an den Platz der ersten Liebhaberin zu stellen, mißglückte gänzlich. Dafür entschädigte uns das Engagement der Frau Don-Lebrün, die als Donna Diana auftrat und dem Publikum außerordentlich gefiel. Schon vor mehreren Jahren hatte sie in einigen Lustspielrollen bei uns gastirt und in ihren Leistungen ein höchst schätzenswerthes Talent entwickelt, jetzt war sie zu einer trefflichen Künstlerin herangereift. Ihre Thusnelde im „Fechter von Ravenna" bewies uns, welch hohe Kraft sie auch in der Tragödie gewonnen hatte. An die Stelle von Fräulein Fastlinger wurde für die Oper ein frisches Talent in Fräulein Louise Wolf gewonnen. Das junge schöne Mädchen war im münchener Conservatorium zur dramatischen Sängerin herangebildet worden und mir von meinen alten Freunden Hauser und Jost aufs dringendste empfohlen. Sie trat als Emmeline in der „Schweizerfamilie" auf, und nicht nur ihre Jugend und liebliche Persönlichkeit, auch ihre klangvolle Stimme nahm das Publikum sofort für die Anfängerin ein, denn konnte und sollte auch nachgeholt werden, was ihr noch fehlte, Anfängerin war sie, und es zeigte sich auch in diesem Falle, was von solchen Musik- und Theaterschulen zu halten ist. Wenn dem Schüler einigermaßen die Ton-

bildung beigebracht ist, er eine Arie oder ein Ensemble leidlich vortragen kann, wird der dramatische Unterricht vorgenommen, und mit drei bis vier automatisch eingelernten Partien geht er in die Welt hinaus, nur zu oft unbekannt damit, daß auf die Lehrjahre erst noch die Wanderjahre folgen müssen, ehe die Meisterschaft errungen ist. Sehr bald merkte ich, daß dem lieben Kinde noch Manches abging, um auf den Namen einer Künstlerin Anspruch machen zu können, nahm aber zugleich mit Freude wahr, daß sie mit ernstem Fleiße nach Weiterbildung und Vervollkommnung strebte und gutem Rathe sich nicht verschloß. Ihre Bemühungen wurden von schönem Erfolge gekrönt; sie wurde später lebenslänglich engagirt und gehört jetzt mit zu den geachtetsten Mitgliedern unserer Bühne.

Noch ein bedeutendes Künstlerpaar trat in diesem Jahre in unser Opernensemble ein. Herr und Frau Knopp (frühere Fehringer) wurden, nachdem er als Sever und sie als Norma mit außerordentlichem Beifall aufgetreten waren, engagirt. So war die Lücke einer dramatischen Sängerin und eines lyrischen Tenors höchst wünschenswerth ausgefüllt. Wir gewannen dadurch ein reichhaltigeres Opernrepertoire.

Das Jahr 1851 hatte uns manches schätzenswerthe Alte und Neue gebracht. Unter dem Neuen zeichnete

ſich beſonders „Das Haus Barneveldt“ von Dingelſtedt und die Oper „König Alfred“ von Joachim Raff aus. Durch ihre ſchönen Melodien, ihre mächtigen Enſembles und Chöre, ſowie durch ihre Charakteriſtik und treffliche Inſtrumentation fand letztere allgemeinen Beifall und wurde in kurzer Zeit viermal wiederholt.

Ende Januar 1852 ſollte eine meiner liebſten Jugenderinnerungen in mir wach gerufen werden. Henriette Sontag kam, um uns durch drei Darſtellungen: Marie in der „Regimentstochter“, Roſine im „Barbier von Sevilla“ und Martha, zu erfreuen und zu beglücken. Da ſtand das vierzehnjährige wilde und doch ſo liebenswürdige Mädchen, wie es voller Zaghaftigkeit das kleine Füßchen in meine Hand ſetzte, um dem garſtigen Nußbaume zu entrinnen, wieder lebendig vor meiner Seele; da lebten alle die genußreichen künſtleriſchen Stunden, die ich mit ihr ſpäter verlebt, in meiner Erinnerung auf. Als ich nach dem Bahnhofe fuhr, um ſie als Regiſſeur pflichtſchuldigſt zu empfangen, drängte ſich mir die Frage auf: wird ſie dir als Gräfin entgegentreten oder dich als alten Collegen begrüßen? Mit Ungeduld ging ich auf dem Perron auf und nieder, der mit Neugierigen gefüllt war, die die Gräfin Roſſi ſogleich bei ihrer Ankunft ſehen wollten. Endlich kamen die Glutaugen der Locomotive in Sicht. Der Zug hielt, der Wagenſchlag

wurde geöffnet und mit einem herzlichen „Grüß Gott, lieber Genaſt!“ trat Henriette auf mich zu und enthob mich ſo der Anrede, die ich für die Gräfin zurecht gelegt hatte. Sie ſtellte mich ihrem Gemahl mit den Worten vor: „Das iſt mein alter Freund, mein wackerer Vater Jakob, der ſeinen Benjamin aus der theatraliſchen Taufe im Jahre 1818 gehoben hat. Wir wollen aber nicht davon ſprechen, 's iſt zu lange her.“ Mit gleicher Liebenswürdigkeit begrüßte ſie ſpäter meine Frau, die ſich bei der Bewillkommnung der Anrede „Frau Gräfin“ bediente. „Ei was, Frau Gräfin“, erwiderte ſie, „bei uns heißt es Chriſtel und Jette“. Die Fama wollte wiſſen, daß ſie an andern Theatern gegen ihre Collegen gewaltig die Gräfin herausgekehrt habe, hier war das nicht der Fall. Daß ſie die Formen der Geſellſchaft, in der ſie ſich faſt zwanzig Jahre bewegt und mit denen ſie gleichſam verwachſen war, nach ihrem Rücktritt zum Theater hätte abſtreifen ſollen, welcher Vernünftige konnte das verlangen!

Noch immer war ſie eine bildſchöne Frau. Die zwanzig Jahre, ſeit ich ſie nicht geſehen, waren ſpurlos an ihr vorübergegangen. Sie war als Sängerin eher vor- als rückwärts geſchritten, was wohl ſeinen Grund in den täglichen Singübungen haben mochte, die ſie, wie ſie mir ſelbſt ſagte, auch nach ihrem Abgange von der

Bühne niemals ausgeſetzt. Ihre Stimme hatte noch immer den entzückenden Silberklang, nur der Anſchlag des geſtrichenen h und c wurde ihr etwas ſchwer. Wo ſie dieſe hohen Töne vermeiden konnte, that ſie es gern. Was ihre Darſtellungsweiſe betraf, ſo konnte dieſe einen Menſchen, wie mich, der ſtets nach treuer Charakteriſtik geſtrebt hat, nicht hinreichend befriedigen, was namentlich in der Marie der Fall war. Ich gebe gern zu, daß es einer Dame, die ſich ſo lange Zeit nur in den höchſten Geſellſchaftskreiſen bewegt hat, ſchwer fallen muß, ſich auf die Bildungsſtufe eines Soldatenkindes zu ſtellen, aber wer auf den Namen einer dramatiſchen Künſtlerin Anſpruch machen will, muß ſeine Individualität verleugnen können und ſolch ein friſches Naturkind, wenn auch in ein idealiſches Gewand gekleidet, zur Anſchauung zu bringen wiſſen. Das war hier nicht der Fall. Von den vielen Sängerinnen, die ich in dieſer Rolle geſehen habe, hat nur eine meine Anforderungen nach allen Seiten hin erfüllt, und das war Deſiré Artôt.

Auch die zweite Rolle der Sontag litt an dieſem Fehler. Sie war ſchon bei ihrem Auftreten zu ſehr die Gräfin Almaviva und nicht die ſchalkhafte Roſine, des Doctors Mündel. Ihre trefflichſte Darſtellung war die Martha. Das war naturwüchſige Charakteriſtik; da war der unbequeme Zwang, ſich in eine niedere Sphäre

zu begeben, an seinem Platze. Ungeachtet dieser kleinen Ausstellungen war es für mich ein Hochgenuß, dieses Sonntagskind, für das ich schon als Jüngling geschwärmt hatte, wiederzusehen. Das Haus war trotz der dreifachen Preise jeden Abend zum Erdrücken voll, und trotz des Honorars von hundert Friedrichsdor für jede Vorstellung machte die Kasse gute Geschäfte.

Am Abend ihres letzten Auftretens als Martha wurde mir ein prachtvoller Lorbeerkranz mit gleich prachtvoller Atlasschleife übergeben mit dem Ersuchen, ihn persönlich auf der Bühne der gefeierten Sängerin zu überreichen und ihr dabei den Dank des Publikums auszusprechen. Viel Zeit zum Ueberlegen, was gesagt werden konnte, war nicht geboten, da der Schluß heranrückte. Als echter Weimaraner mußte ich doch eine poetische Phrase unserer großen Dichter in meine Anrede verflechten. Mir fielen zunächst die inhaltsschweren Worte ein: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“ Ich weiß nicht, wie ich auf den Gedanken kam, diese Worte Goethe zuzuschreiben, und kecklich wollte ich seinen Namen gebrauchen, aber mein guter Stern bewahrte mich noch rechtzeitig davor. Nachdem ich den Dank im Namen des Publikums ausgesprochen, schloß ich: „Empfangen Sie, Hochverehrte, diesen Lorbeer mit den Worten unseres unsterblichen Dichters“

u. ſ. w. Es wäre eine ungeheuere Blamage für einen Goethe'ſchen Schüler geweſen, wenn ich ihm octrohirt hätte, was eines Andern war. Was Henriette Sontag darauf erwiderte, weiß ich nicht mehr; ſie ſprach, während ich zerſtreut darüber grübelte, in welchem Werke dieſe Phraſe zu finden ſein möge. Nach dem Theater kam unſer erſter Liebhaber Deetz noch zu mir. Wir zerbrachen uns den Kopf und riethen hin und her, allein vergebens. Die ganze Nacht ließ mir die Sache keine Ruhe, und ſchon früh am Morgen ſaß ich vor den Werken Goethe's und Schiller's, denn dieſe Ungewißheit wurde mir unerträglich. Da trat Deetz herein und jubelte: „Ich hab's, ich hab's! Schiller gebraucht dieſe Worte im Prolog ſeiner Trilogie.“ Und ſo war's. Befriedigt war mein Herz und ich ſtellte meine Lieblinge wieder an ihren Platz.

Mit allen Ehren wurde Gräfin Roſſi ihrem Range gemäß bei Hof empfangen, und Auszeichnungen aller Art von ſeiten des Publikums fehlten nicht.

Beim Abſchied gab ſie uns zum Andenken ihr wohlgetroffenes, von Lemercier in Paris angefertigtes Bild mit der Unterſchrift: „Erinnerung an Weimar meinen lieben Freunden Genaſt. Henriette Roſſi.“ Wie lieb und werthvoll dieſe freundliche Gabe mir und den Meinigen iſt und ſtets ſein wird, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen.

Herr von Ziegesar war genesen und trat wieder in sein Amt als Intendant ein. Zu dieser Zeit hatten wir wie das Publikum einen großen Verlust bei der Bühne zu beklagen: unser trefflicher Durand ging zu seinen Vätern ein. Obgleich er über ein Jahr gekränkelt hatte, so glaubten wir seine Auflösung doch nicht so nahe. Durch seinen Tod verlor unser Personal einen höchst achtungswerthen Collegen und das Publikum eine Zierde unserer Bühne. Denn Durand war ein so bedeutender Schauspieler, daß er in der ersten Reihe der deutschen Bühnenkünstler stand. An einen Ersatz für den Schauspieler wie für den Regisseur mußte gedacht werden. Herr von Ziegesar fragte mich zunächst, ob ich die Regie des Schauspiels nicht mit übernehmen wolle, da ich dieselbe über ein Jahr für meinen kranken Collegen neben meiner Opernregie geführt hatte, was ich aber entschieden ablehnte. Mein erster Gedanke war an Heinrich Marr, der im Jahre 1848 mit großem Beifall bei uns gastirt hatte. Er nur allein konnte ein würdiger Vertreter Durand's besonders im Fach der Regie werden, was ich auch unverhohlen gegen Herrn von Ziegesar aussprach. Mit großer Umsicht, von der ich selbst Zeuge war, hatte Marr mehrere Jahre das leipziger Theater unter Schmidt's Direction geleitet, und zwar, was das Schauspiel anbetraf, vortrefflich. Es war also das Beste zu

erwarten. Aber Herr von Ziegesar ging weiter und machte ihn zum Director des Schauspiels und in der Oper zum Oberregisseur, um Liszt Marr gegenüber nicht in eine subordinirte Stellung zu bringen. Beinahe zwanzig Jahre hatte ich die Regie der Oper zur Zufriedenheit des Hofs und Publikums geführt, ich hatte alle meine Kräfte in jeder Beziehung der Anstalt zugewendet, und nun sollte ich den Anordnungen eines Mannes gehorchen, der nicht die geringste musikalische Kenntniß besaß. Das vertrug sich weder mit meiner bisherigen Stellung, noch mit meiner Ehre. Darum legte ich die Regie nieder. Herr von Ziegesar versicherte mir freilich in einem Schreiben, daß Marr sich um die Oper gar nicht bekümmern würde, aber ich wußte, was zu erwarten stand, und blieb bei meinem Entschlusse. Manche Kränkung mußte ich wegen dieses Schrittes ertragen, aber ich nahm sie ruhig hin. Unter anderm nahm weder der Herr Intendant noch der Herr Director die geringste Notiz von unserer fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit an dem weimarischen Theater, wie es doch sonst Sitte und Gebrauch war. Man gab sogar an dem Tage ein Stück, worin wir nicht beschäftigt waren, und doch hatten unsere Freunde erwartet, mich und meine Frau in den „Jägern" oder „Hermann und Dorothea" an diesem Ehrentage zu sehen. Uns genügte aber vollkommen die Theilnahme unserer lieben Collegen und

Freunde, die uns mit Glückwünschen, Blumen und werthvollen Andenken erfreuten.

Marr leistete als Darsteller und Regisseur Vortreffliches, und die Sache hätte gewiß einen erwünschten Fortgang gehabt, wenn sein Ehrgeiz ihn nicht verleitet hätte, Alleinherscher und nicht blos Director, sondern womöglich auch Intendant sein zu wollen. Nur die Gutmüthigkeit und Friedensliebe des kränkelnden Herrn von Ziegesar, schließlich sein bald erfolgendes Hinscheiden verhinderten, daß nicht schon jetzt ernste Conflicte in unerfreulichster Weise ausbrachen. An seine Stelle trat nun definitiv der Hofmarschall Herr von Beaulieu-Marconnay, ein wissenschaftlich und literarisch hochgebildeter und energischer Mann, der die Zügel straff in die Hand nahm und überall auf seinem guten Rechte zu bestehen verstand. Dadurch entstanden nun freilich Mißhelligkeiten mancher Art, und das Ende war, daß Marr, der lebenslänglich engagirt worden war, am 1. April 1855 mit einer Pansion von fünfhundert Thalern entlassen wurde. Der Grund war eine offenbare Beleidigung, die Marr sich gegen den Intendanten zu Schulden kommen ließ.

Siebentes Kapitel.

Jubel- und Leichenfeier.

Der Tag war herangekommen, an welchem vor fünfundzwanzig Jahren der Großherzog Karl Friedrich den Thron seiner Väter bestiegen hatte; das ganze Land sah freudig dem 15. Juni des Jahres 1853 entgegen, dankbar eingedenk der Liebe und Güte, mit der der edle Fürst zu allen Zeiten seinem Volke entgegengekommen und, wo er nur konnte, ohne selbst Opfer zu scheuen, geholfen hatte, eingedenk der wahrhaft fürstlichen Worte, die er einst zu seinem Seckelmeister gesprochen: „Ich will nicht der Vater meiner Unterthanen heißen, ich will es in der That und Wahrheit auch sein.“ Und wahrlich, dieser Ausspruch war keine leere Phrase gewesen, sondern die Worte wurden bei jeder Gelegenheit durch lebendige Thaten bestätigt.

Die Wälder hatten ihren schönsten Schmuck herge-

den müſſen, um die Straßen der Reſidenz in duftende Laubgänge zu verwandeln. Von allen Häuſern, aus allen Fenſtern flatterten die Landes- und die deutſchen Farben, und beſonders der Weg, der vom Schloſſe nach der Stadtkirche führte, war reich mit Blumen, Kränzen, in denen mancher Zuruf der Liebe prangte, Guirlanden und Feſtons, an denen Roſenkronen hingen, geſchmückt. Schon am frühen Morgen des Freudentags durchſtrömten Landleute aus der Nachbarſchaft in ihren Feierkleidern und mit Blumen beladen, die ſie auf den Weg ihres geliebten Landesvaters ſtreuen wollten, die Straßen der Stadt. Auch die Sonne hatte ihr ſtrahlendes Gewand angezogen, um dem Jubilar den Kuß der Liebe auf die greiſe Stirn zu drücken.

Zu früher Stunde verließ ich meine Wohnung, um mich unter das Freudengewühl zu miſchen und mir die geſchmückte Stadt anzuſehen. Da ſtand der Obriſt von M. aus Meiningen, der Vater meines Hausgenoſſen, in gleicher Abſicht auf der Straße, aber ſein Antlitz war ernſt und trübe. „Ei, ei, Herr Obriſt!“ redete ich ihn an, „das iſt kein Feſttagsgeſicht.“ — „Mag ſein“, erwiderte er. „Nachdem ich geſtern den gnädigſten Herrn geſehen und geſprochen, zieht eine trübe Ahnung durch mein Gemüth und, Gott verzeih' mir! das Ganze kommt mir vor wie eine Leichenfeier, ſo fahl erſcheinen mir Blätter

und Blumen.“ Dieſe trüben Gedanken ergriffen auch mich, denn allerdings war in der letzten Zeit in dem Ausſehen des geliebten Fürſten eine ſichtbare Veränderung vorgegangen, und nicht ſo freudigen Herzens, wie ich aus dem Hauſe getreten, durchwanderte ich die Straßen. Da riefen die Glocken zur Kirche und ich eilte auf den Platz, von wo aus ich meinen gütigen Herrn in nächſter Nähe ſehen und ihm ebenfalls zujauchzen konnte. Endlich kam er im offenen Wagen dahergefahren und die Roſenkronen der Feſtons ſchwebten über ſeinem Haupte. An ſeiner Seite ſaß Friedrich Wilhelm IV., der von Berlin gekommen war, um dem Jubilar die Bruſt mit der Kette des ſchwarzen Adlerordens zu ſchmücken. Tauſendſtimmiger Jubelruf erſchütterte die Luft, und gern hätte das Volk die Pferde ausgeſpannt, um ſeinen allverehrten Landesherrn nach dem Tempel Gottes zu bringen, wo er ſeinen Dank dem Allerhöchſten darbringen wollte.

Von allen ſeinen geliebten Kindern und Verwandten umgeben, nahm er Theil an den Feſten, die ihm zu Ehren gegeben wurden, und die mehrere Tage in Anſpruch nahmen. Die Liebe und Dankbarkeit, die ſich an allen Orten kund thaten, waren für ein mitfühlendes Herz wahrhaft erhebend. Wohl war das Jahr 1848 der Zeitpunkt geweſen, wo das Volk erſt ganz das Herz ſeines gütigen Fürſten hatte kennen lernen, und die Wohlthaten, die er

ihm damals erwies, steigerten Ehrfurcht und Anhänglichkeit in dem Maße, wie es eben bei den Festtagen zum Ausdruck kam.

Ein Referent der Weimarischen Zeitung sprach sich an dem Tage vor dem Feste über die Wirksamkeit Karl Friedrich's und seiner hohen Gemahlin Maria Paulowna aus. Unter anderm sagte er:

„Das Blatt unserer Landesgeschichte, welches von der Regierung des Großherzogs Karl Friedrich erzählen wird, wird späte Enkel noch anmuthen, als habe der Segen der Vorsehung zu dieser Zeit ganz besonders auf dem Lande gelegen. Durch eine lange Reihe vom Friedensglück beschirmter Jahre entwickelte sich das Volk zu heiterem, lebensvollem Gedeihen. An seiner Spitze steht, von strengem Gerechtigkeitssinn, von lauterstem Wohlwollen, von unerschütterlicher Pflichttreue beseelt, der hochherzige Fürst. Zur Gefährtin hat ihm Gott eine hohe Frau gegeben, die, durch alle Vorzüge des Geistes und Herzens ausgezeichnet, die Beschützerin der Künste, die Trösterin der Unglücklichen, die Helferin der Bedrängten, im vollsten Sinne des Landes Mutter ward. Ein reines Musterbild leuchtet der fürstliche Hausstand den Unterthanen vor. Da führen die Zeitverhältnisse eine schwere Krisis über Deutschland herauf. In Weimar vermögen sie nur vorübergehend die Ruhe zu stören Das

Volk kennt seinen Fürsten und vertraut ihm. Bereitwillig erklärt sich dieser zu Opfern bereit, um die größere politische Einheit der deutschen Staaten, nach welchen die Zeit verlangt, herstellen zu helfen; bereitwillig geht er auf eine Umgestaltung der Staatsverfassung und Verwaltung nach den Bedürfnissen der veränderten Verhältnisse ein. Und als die Aufregung sich mehr und mehr legt, der Strom der Zeit wieder in sein altes Bett zurückkehrt, kommt ihm doch niemals der Gedanke, an dem gegebenen Worte zu drehen oder zu deuten. Fest hält er zu jeder Stunde den Weg der gesetzlichen Ordnung ein und bewahrt seinem Volke das unschätzbare Gut ununterbrochener Rechtsentwicklung. So rettet er, indem er durch das eigene Beispiel die Achtung vor der ewigen Macht des Rechts befestigt, den Schutzbefohlenen seines Scepters als Frucht der neuen Zeit die freiern Formen öffentlichen Lebens."

Diese wahrheitstreuen Worte unterschreibt noch heutigen Tages jeder Unterthan des kleinen, aber glücklichen Landes.

Karl Friedrich's Dank für alle empfangene Liebe und Hingebung an seinem Jubelfeste lautete:

„Die vielen Beweise von Liebe und treuer Ergebenheit, die mir namentlich auch von seiten meiner getreuen Unterthanen am 15. Juni und an den folgenden Tagen

gegeben worden, haben meinem landesväterlichen Herzen wahrhaft wohlgethan. Ich sage für alle meinen Dank. Sie sind mir ein werthvolles Zeichen gewesen, daß die Art, wie ich den von Gott mir übertragenen fürstlichen Beruf fünfundzwanzig Jahre hindurch in guten und schlimmen Tagen zu erfüllen gestrebt habe, auch in den Herzen meiner getreuen Unterthanen Wurzel geschlagen und Früchte getragen hat. Möge das Band, welches Jahrhunderte geknüpft und befestigt haben, auch durch das neuliche Erinnerungsfest an Stärke zunehmen und auf späte Enkel sich vererben. Möge Gottes Segen und Gottes Frieden immer auf diesem Lande ruhen."

Das war Karl Friedrich's letzter Gruß an sein Volk.

Am 12. Juli ertönten die Glocken abermals, aber ihre ehernen Zungen riefen Weimars Bevölkerung nicht zur Freude, sondern zur tiefsten Trauer. Der treffliche Fürst, dem wir vor wenigen Wochen an seinem Ehrentage zugejauchzt hatten, ward nach Gottes Rathschluß in der Nacht vom 7. zum 8. Juli an die Seite seines unsterblichen Vaters Karl August in die Fürstengruft gerufen.

In früherer Zeit wurden die fürstlichen Leichen in der Stadtkirche begraben. Dort ruht unter Andern auch der berühmte Heerführer im dreißigjährigen Kriege, Herzog Bernhard von Weimar. Später wurden die Dahin-

geſchiedenen in einem Gewölbe im Schloſſe beigeſetzt. Nur Anna Amalia hatte die Beſtimmung getroffen, unter den Stufen des Altars der genannten Kirche beſtattet zu werden. Im Jahre 1818 machte ſich ein neuer Friedhof nöthig. Der Platz, den man dazu gewählt, liegt vor der Stadt, der Südſeite zu, und ſteigt allmälig an. Karl Auguſt gab im Jahre 1823 den Befehl, auf der Höhe deſſelben eine Kapelle zu errichten, die zugleich als Fürſtengruft dienen ſollte, und die Worte, die er hinzufügte: „Ich will unter den Bürgern, mit denen ich zuſammen gelebt, künftighin auch ruhen", geben wahrlich das beſte Zeugniß, wie er zu ſeinen Unterthanen geſtanden. In ſchlichter Einfachheit, wie der Unvergeßliche es ausdrücklich verlangt hatte, erhob ſich bald dieſe Kapelle. Nach ihrer Vollendung wurden die irdiſchen Ueberreſte der Fürſten und Fürſtinnen, die bisher in dem Schloßgewölbe geruht hatten, hier beigeſetzt und zu ihnen im Jahre 1826 Schiller's Gebeine.

Es würde zu weit führen, wollte ich die Leichenfeier Karl Friedrich's beſchreiben, nur das will ich erwähnen, daß die Trauer über dieſen ſchmerzlichen Verluſt im ganzen Lande eine allgemeine war. Im Schloß zu Belvedere, das ſo lange Jahre der Sommerſitz des fürſtlichen Paares geweſen, war er verſchieden. Tauſende von nah und fern ſtrömten herbei, um das theure Antlitz des allverehrten

Landesvaters noch einmal zu ſehen und ihm Thränen der Liebe zu weihen. Bei der Beſtattung waren die Straßen, durch die der Zug ſeinen Weg nahm, wie mit Trauerflören überzogen. Tief gebeugt, mit thränenden Augen geleiteten den hohen Todten ſein Nachfolger Karl Alexander, ſeine Schwiegerſöhne, die Prinzen Wilhelm (jetzt König Wilhelm I.) und Karl von Preußen, ſein Bruder Herzog Bernhard und deſſen Söhne Hermann und Guſtav in die Fürſtengruft. Am reichlichſten floſſen die Thränen über die Wangen des Prinzen von Preußen; nur der greiſe Kriegsheld Herzog Bernhard, der ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre ſich mit dem Tode vertraut gemacht und unzählige Male in heißen Schlachten ihm in das hohle Auge geblickt hatte, wußte ſeine tiefe Empfindung zu bemeiſtern, und doch hatten ſich dieſe Brüder von Jugend auf innig geliebt!

Der Act der Pietät war vorüber; Karl Friedrich ruhte bei ſeinen Vätern, in vorgeſchriebener Ordnung bewegte ſich der Zug nach der Stadt zurück. Ich aber blieb und ging zu den Gräbern meiner Aeltern, um ihnen ein ſtilles Gebet zu weihen und meinen dahingeſchiedenen Freunden einen Gruß in ihre Gruft zuzurufen. Weimars Friedhof iſt wie ein Garten anzuſchauen, die ſchönſten Blumen vom beſcheidenen Veilchen bis zur ſtolzen Roſe und der keuſchen Lilie ſchmücken ihn, herrliche Bäume ver-

breiten einen wohlthuenden Schatten. Eine feierliche Sabbathſtille umgab mich, die nur durch die gefiederten Sänger im Gebüſche theilweiſe unterbrochen wurde; ich konnte ungeſtört meine Gedanken der Zukunft, die uns nach dieſem Erdenleben erwartet, zuwenden. Iſt doch der Kirchhof der Ort, wo dem Menſchen die Frage am eheſten ſich aufdrängt: Gibt es nach dieſem Erdenleben ein Wiederſehen und Erkennen in dem Jenſeits, wie unſere Religion verheißt? und nirgendwo fühlen wir die Bejahung dieſer ernſten Frage zuverſichtlicher als hier. Sie iſt erſt recht lebendig in mir geworden, als Gott mein geliebtes Weib von meiner Seite zu ſich genommen hatte. Der Glaube an ein Wiederfinden iſt ja der einzige Balſam für die Wunde, die uns der Allmächtige geſchlagen, der einzige Troſt, der uns das Leben noch ertragen läßt! Ein Zurückkehren meiner Seele zu dem Urquell des Lichts ohne Erinnerung an dieſes Erdenleben, ohne Fortdauer meiner Individualität und meiner perſönlichen Beziehungen zu Andern kann mich nicht befriedigen, weil mir daraus kein wahrer Troſt erwächſt. Troſt und Beruhigung quillt mir nur aus dem feſten Glauben an die uns gegebenen Verheißungen; das Wiſſen hat hier ſeine unüberſteigliche Schranke.

Aus dieſen Gedanken und Träumen weckte mich das entfernte Rollen eines Wagens; ich verließ die Todten-

ſtadt. Da kam die hohe Wittwe, ſie, die von ihrem Volke wie eine Heilige verehrt und geliebt wurde, mit ihren beiden Töchtern dahergefahren, um an dem Sarge des geliebten Gatten und Vaters zu beten und ihn mit heißen Thränen zu netzen. Hier war durch den Tod ein Ehebund getrennt worden, wie er, an gegenſeitiger aufrichtiger Liebe und Achtung reich, an ſittlicher Würde und Reinheit ausgezeichnet, ſelten auf fürſtlichen Thronen vorkommt und eben darum als Muſterbild weithin leuchtet. Gott gab der hohen Frau die moraliſche Kraft, ihren Schmerz, wenn auch nicht zu verleugnen, doch zu beherrſchen, um ſich ihren Kindern und den Armen, die ja auch ihre Kinder waren, zu erhalten. Im Verein mit ihrer erhabenen Schwiegertochter, der nunmehr regierenden Großherzogin Sophie, wirkte ſie nach wie vor für die leidende Menſchheit und förderte Kunſt, Wiſſenſchaft und Induſtrie durch reiche Unterſtützung. Doch zum Jammer des ganzen Landes ſchlug auch ihre Erdenſtunde. Am 23. Juni 1859 hauchte ſie im Schloß zu Belvedere ihre große, edle Seele aus. Sie konnte befriedigten, ruhigen Herzens in das Jenſeits eingehen, denn Gerechtigkeitsliebe, Wohlthätigkeit, den Sinn für alles Schöne hatte ſie auf ihre erhabenen Kinder vererbt, und ich wiederhole, was ich ſchon früher einmal in dieſen Blättern ausgeſprochen habe, daß das weimariſche Land ſich glücklich preiſt, ſeit mehr als hun-

dert Jahren Herrſcher zu beſitzen, die nur das Beſte und Edelſte wollen und ausführen.

Maria Paulowna's erhabener Sohn, der jetzt regierende Großherzog, ließ der Unvergeßlichen ein Denkmal dicht an der Fürſtengruft erbauen, das in einer griechiſchen Kapelle beſteht, die nach dem Plane der wiesbadener von unſerm Oberbaudirector Streichhan entworfen und vom Maurermeiſter Hirſch trefflich ausgeführt iſt. Die Gewölbe der Fürſtengruft und der neuen ruſſiſchen Kapelle ſind durch eine offene Niſche durchbrochen; in derſelben ruhen Karl Friedrich und Maria Paulowna neben einander. Zwei ruſſiſche Geiſtliche, ein Propſt und ein Diakonus, nebſt einer Anzahl von Kirchenſängern beſorgen den Gottesdienſt, welcher auch viele reiſende Ruſſen zur Abhaltung ihrer Andacht nach Weimar zieht.

Achtes Kapitel.

Gaſtſpiele berühmter Künſtler auf der weimariſchen Hofbühne.

Im Juni 1854 ſollte mir ein muſikaliſch-dramatiſcher Genuß werden, wie ich ihn nur ſelten empfangen habe. Der mit Recht berühmte Roger aus Paris gaſtirte auf unſerer Bühne als George Brown in der „Weißen Dame", Edgar in „Lucia di Lammermoor" und Fernando in der „Favoritin".

Es hieße Tropfen in das Meer des Beifalls, der ihm in ganz Deutſchland zu Theil wurde, tragen, wollte ich den Jubel beſchreiben, mit dem ſeine Meiſterleiſtungen in Weimar aufgenommen wurden. Ich will hier nur die Gefühle ausſprechen, die dieſer ſeltene Künſtler in mir erweckte. Außer der Schröder-Devrient und der Jagemann hatte ich, namentlich in dieſem Fache, niemals den Sänger mit dem Schauſpieler ſo eng verbunden geſehen. Die Hauptmomente ſeiner Leiſtungen ſtehen jetzt

noch lebendig vor meiner Seele. Unvergeßlich iſt mir die Charakteriſtik des George Brown. Das war der junge fröhliche Soldat, der voller Naivetät und mit Humor in dem Genießen der Gegenwart ſich wiegt und heiter und wohlgemuth der Zukunft entgegenſchreitet. Mit ernſthafter Miene, hinter der der Schalk hervorblickte, lauſchte er Jenny's Erzählung von der weißen Dame. Vortrefflich von ihm war in mimiſcher Hinſicht die Auctionsſcene im zweiten Acte, wo ſich in ſeinem Geſichte zunächſt Neugierde ausprägte, und als ihn Anna zum Mitbieten auffordert, mit welcher ängſtlichen, ſchüchternen Miene, die ſich durch ferneres Zureden Anna's endlich in den keckſten Uebermuth verwandelte, that er das erſte Gebot! Durch ihn wurde das Bild ſo lebendig und ausdrucksvoll, daß man es mit einem Hogarth'ſchen vergleichen konnte. Wahrhaft rührend war die Scene im dritten Acte, wo George zum erſten Mal den Ahnenſaal betritt und durch ihn und das gehörte Lied Erinnerungen aus früher Kindheit in ihm wach werden. Hier war ſein Mienenſpiel und der Vortrag des Liedes vollendet ſchön. Alles war der Natur abgelauſcht. Nur die allzu runden Bewegungen ſeiner Arme und der etwas geſchraubte Gang, die von einem Tänzer abzuſtammen ſchienen, beeinträchtigten hier und da ſeine ſonſt vortreffliche Plaſtik. Es berührt mich immer unangenehm, wenn

ein Schauſpieler erſt durch eine cirkelartige Bewegung die Arme emporzubringen weiß, oder mit zu auswärts gedrehten Füßen gleich einem Hahne dahergeſchritten kommt; das war nun allerdings bei Roger nicht der Fall. Obgleich er der deutſchen Sprache nicht ganz mächtig war, ſo war doch der fremde Accent keineswegs ſtörend, im Gegentheil trug er gerade in dieſer Rolle zu größerem Reiz, namentlich für die Damen bei. Ein ebenſo pſychologiſch richtig entwickeltes Bild war ſein Fernando, wo ſein Spiel und ſein herrlicher Vortrag alles zur Begeiſterung hinriß. Da war nichts von franzöſiſcher Gefühlsübertreibung, alles war Wahrheit, die erſchütternd mir in die Bruſt drang. Hatte ich mich in ſeiner erſten Darſtellung an dem jugendfriſchen, naiven Menſchen, dem Hans Ohneſorgen, ergötzt, ſo mußte ich hier den großen Tragöden bewundern. Ich konnte dem Verlangen, dieſem ſeltenen Künſtler perſönlich meinen Dank auszuſprechen, nicht widerſtehen, ging auf die Bühne, und mein Chef, Herr von Beaulieu-Marconnay, war ſo freundlich, mich ihm vorzuſtellen. Mein Name war ihm nicht unbekannt, da ihm mein Gönner Berlioz, wie er mir ſagte, manches Gute über meine Darſtellung des Vamphr mitgetheilt hatte. Er fragte mich, da ich doch Baritoniſt geweſen ſei, wie ich mit der Partie des Maſaniello fertig geworden wäre, da dieſelbe doch enorm

hoch läge. Ich erwiderte ihm, daß Hummel für mich meisterhaft punktirt und die Partie in die Grenzen meiner Stimme gelegt habe. Trotzdem hätte ich mich nur nach langem Zureden der Intendanz und Hummel's entschlossen, die Partie zu übernehmen, die ich wohl nach meiner Ansicht als Schauspieler ausführen konnte, ohne den Anforderungen des Componisten an den Sänger überall gerecht zu werden.

Ich fand Roger im gewöhnlichen Leben ebenso liebenswürdig, heiter und fröhlich, wie ich ihn auf der Bühne als George Brown gefunden hatte. Ein längeres Zusammenleben mit diesem herrlichen Menschen hätte gewiß aus der flüchtigen Bekanntschaft ein Freundschaftsbündniß entstehen lassen, da unsere Ansichten über dramatische Kunst übereinstimmten, und gern hätte ich meinerseits die Worte des Tempelherrn im „Nathan" ihm zugerufen: „Wir müssen Freunde sein!" Er hatte als Künstler und Mensch mein ganzes Herz gewonnen.

Seine Darstellung des Edgar in „Lucia" war nicht minder vollendet. Hier gab er im dritten Acte ein Meisterstück künstlerischer Kraft und naturtreuer Wahrheit, das mich an den Romeo der Schröder-Devrient erinnerte und auch in gleich hohem Grade erschütterte. Die Scene, wo Edgar sich den Dolch in die Brust stößt und, nachdem dies geschehen, sterbend die allbekannte

Schlußarie ſingt, hat früher bei allen den Sängern, die ich in dieſer Rolle geſehen habe, einen komiſchen Eindruck auf mich hervorgebracht. Es iſt auch wahrlich eine vertrackte Idee von Herrn Donizetti! Er hat allerdings in Verdi einen glücklichen Nachahmer gefunden, der noch weiter geht und in ſeiner Oper „Rigoletto" die durchſtochene Primadonna aus einem Sacke heraus wohl noch eine Viertelſtunde lang, ehe ſie dem Todeskampfe erliegt, ſich in den ſchönſten muſikaliſchen Phraſen ergehen läßt. Man ſollte es nicht glauben, daß der größere Theil des deutſchen Publikums, namentlich der gebildetere, ſich ſolchen Unſinn gefallen laſſen kann und alle Vernunft beiſeite wirft, wenn ſeine Ohren durch die ſüßen ſüdlichen Melodien gekitzelt werden. Wahrlich, ich ſchätze und liebe ebenfalls italieniſche Muſik, nur muß ſie ſich einigermaßen in den Grenzen der Wahrheit und Möglichkeit halten, wie Roſſini und Bellini dies ja verſtanden haben.

Roger's meiſterhaftes Spiel brachte mich über die angeführte Lächerlichkeit einer unnatürlichen und unmöglichen Situation hinweg. Mit hauchender Stimme ſang er den zweiten Theil der Arie in abgeriſſenen Phraſen, ohne die Schönheit und den Rhythmus zu verletzen, nur hier und da den Werth der Note etwas fallen laſſend. Sein Auge war halb gebrochen; ſeine Sehnen erſchlafften mehr und mehr und der Athem wurde immer

ſtockender; ſein letzter Seufzer war faſt tonlos. So gab er uns das naturtreue Bild eines Sterbenden. Solche Experimente laſſen ſich in der Oper nur ſchwer ausführen, und ſelten wird es einem Sänger, der durch den Rhythmus gebunden iſt, möglich, ſie in ſolcher Vollkommenheit, wie hier geſchah, zur Anſchauung zu bringen.

Noch jetzt ſchwärmt meine Seele in der Erinnerung an die genußreichen Stunden, die ich durch Roger's Meiſterleiſtungen gewann. Es iſt für einen Schauſpieler, der ſein Leben lang danach geſtrebt hat, Natur und Kunſt zu vereinigen, die erſtere durch die letztere zu idealiſiren, wahrhaft erbauend und erhebend, einen Gleichgeſinnten kennen zu lernen, der ſein Ziel nur auf dem Wege der Wahrheit zu erringen ſucht und alle Unnatur vermeidet, der egoiſtiſche Zwecke und Effecthaſcherei zu verleugnen weiß und nur die hohe fleckenloſe Kunſt vor allem im Auge behält. Zu dieſen ſeltenen Künſtlern gehörte zu jener Zeit Roger, und ich bin feſt überzeugt, daß er auch jetzt, wo Unnatur, wie im vorigen Jahrhundert, ſich auf der Bühne wieder breit macht, wo ſelbſt Künſtler, die als Muſter der Jugend vorleuchten könnten und ſollten, zu Virtuoſenſtückchen greifen, um den Beifall der urtheilsloſen Menge zu erzwingen, auf dem richtigen Wege der Wahrheit und des Maßhaltens geblieben iſt. Dieſe Generaltugend eines mimiſchen Künſt-

lers hat ihm hauptsächlich meine Liebe und vollkommenste Hochachtung erworben. Die Ansicht so Mancher, die da meinen, daß die dramatische Darstellungskunst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts untergehen werde, theile ich nicht. Solange solche Talente und solches Streben noch vorhanden sind, wie wir sie an Roger bewundern, wird sie fortbestehen und gedeihlich sich entwickeln.

Wenn ich mich nicht irre, war es in dem eben angeführten Jahre, als Bogumil Dawison das Bad Kösen bei Naumburg durch seine Anwesenheit erfreute. So nahe war mir der Künstler, der bereits in der deutschen Bühnenwelt sich einen so ehrenvollen Namen erworben hatte. Ganz natürlich entstand in mir das Verlangen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich rüstete mich schon, ihn an den Ufern der Saale aufzusuchen, als er meinem Wunsche zuvorkam und mich durch einen Besuch in Weimar überraschte, der gar nicht zu erwarten stand, da unser Theater zu den Sommerferien geschlossen war. Hatte schon des Künstlers großer Ruf mein Interesse an ihm erweckt, so that es nicht minder seine markige Persönlichkeit. Die hohe Stirn, die lebhaften Augen wie seine Unterhaltung bekundeten den geistreichen, scharfdenkenden Mann; letztere bewegte sich hauptsächlich im Gebiete der dramatischen Kunst, über

deren Aufgabe und Ziel er seine Ansichten klar und umfassend aussprach. Auch Dawison hält fest an dem Wege der ideellen Natur und Wahrheit, die nach Goethe's Ansicht allein zum schönen Ziele führen kann. Wir kamen unter anderm auch auf Seydelmann zu sprechen, dessen Carlos in „Clavigo" ich sehr rühmte, ohne die Schwäche, die er sich darin zu Schulden kommen ließ, zu verschweigen. (Vgl. Bd. II, S. 289 fg.) Er lächelte über dieses Manöver und verwarf alle Effecthascherei. Es war eine genußreiche Stunde, die ich mit ihm verlebte; alle seine Ideen und Ansichten, die er über dramatische Kunst entwickelte, waren mir aus der Seele gesprochen und ich konnte nur bedauern, daß unsere Bühne geschlossen war und darum ein Gastspiel sich unmöglich machte. Unser Intendant hätte gewiß keinen Augenblick gezögert, ihm ein solches anzutragen. Erst im Jahre 1856 gelang es der Intendanz, Dawison für ein Gastspiel an der weimarischen Hofbühne zu gewinnen. Er trat am 9. Januar als Hamlet auf. Der außerordentliche Ruf, der ihm vorangegangen, hatte alle Räume des Theaters gefüllt, und der Beifall des Publikums war enorm. Obgleich ich neben ihm den Polonius zu spielen hatte, verfolgte ich doch, soweit es mir möglich war, sein Spiel. Allerdings traten neue Seiten dieses unerschöpflichen Charakters mir in Dawison's Darstellung

entgegen, mit denen ich mich nicht ganz befreunden konnte. Zunächst, als Horatio ihm die Kunde bringt, daß seines Vaters Geist ihm erschienen sei, war seine Erschütterung so furchtbar mächtig, daß eine Steigerung, als dieses Mirakel Hamlet selbst entgegentritt, nicht mehr möglich war. Ein Gleiches nahm ich in der Scene mit der Mutter wahr. Dagegen war die Scene im zweiten Acte mit Rosenkranz und Güldenstern vollendet schön zu nennen, und so brachte er vieles Vortreffliche zur Anschauung, was gewiß noch tiefern Eingang bei mir gefunden hätte, wären nicht die großartigen Zeichnungen eines Wolf und Emil Devrient meinem Gedächtniß eingeprägt gewesen und hätte ich in den Reihen der Zuschauer sitzen dürfen, anstatt auf der Bühne selbst mit zu agiren.

Die zweite Darstellung Dawison's war der Carlos in „Clavigo". Hier wurde mir nun ein vollkommener Totaleindruck des großen Künstlers. Ich war unbeschäftigt, und da an diesem Abende wegen Andrang des Publikums das Orchester geräumt werden mußte, nahm ich dort meinen Platz, damit mir weder Mienenspiel noch feinere Nüancen entgingen. Seydelmann gab diesen Charakter, wie ihn Goethe sich gedacht hatte; nicht minder that das Dawison, nur daß ersterer nach Effecten haschte, während letzterer sich davon fern hielt. Darum gab ich ihm den Vorrang. Sonst waren sie beide in

ihrer Auffassung geistige Zwillingsbrüder. Der genußreiche Abend wird mir unvergeßlich bleiben. Nach dieser Meisterleistung gab Dawison uns noch ein kleines Genrebild: „Die Wiener in Paris", worin er den Bonjour spielte, zum großen Ergötzen des Publikums. Es war ein komisches Charakterbild, aus dem Leben gegriffen; dazu kam noch sein herrlicher Liedervortrag, der mit Jubel aufgenommen wurde. Das war Natur, wie die Kunst sie erlaubt, das war idealisirte Wirklichkeit, aus der eine Charakterfigur geschaffen war, so leibhaft und individuell, daß jeder Zuschauer glauben mußte, ihr schon im Leben begegnet zu sein. Ein bezeichnendes Urtheil hörte ich von einem Landmanne, als ich aus dem Theater ging: „Na, das ist ein Mordkerl! Erst möchte man den Racker vor Wuth zerreißen und dann möchte man ihn vor Liebe auffressen."

Dawison's dritte Gastrolle war der Mephistopheles im „Faust", mit dem er ebenfalls vielen Beifall beim Publikum fand. Ich für meinen Theil konnte mich mit seiner Auffassung nicht einverstanden erklären; ich hatte ein anderes Bild dieses Charakters empfangen, als sich Goethe einst seinen Schülern gegenüber über diesen Charakter aussprach. Laroche, der Goethe's Intentionen von Riemer sich berichten ließ, hat sie, meiner Ansicht nach, am besten auf der Bühne verkörpert. Dawison kehrte

mehr den luſtigen, humoriſtiſchen Teufel heraus, der unſere Lachmuskeln in Bewegung ſetzt, ſtatt uns das böſe Princip vorzuführen, bei deſſen Humor uns zugleich ein unheimlicher Schauder durchdringt. Davon abgeſehen, bleibt dieſe Rolle immer eine ſchätzenswerthe Leiſtung Dawiſon's.

Seine letzte Darſtellung war der Shylock im „Kaufmann von Venedig". Die Frage, ob der Darſteller des Shylock ſich des jüdiſchen Dialekts bedienen dürfe, da Shakſpeare es nicht vorſchreibt, iſt unter den Aeſthetikern ſchon vor langer Zeit debattirt worden. Tieck war durchaus dagegen und hat deshalb Ludwig Devrient, der es that, hart angegriffen. Aber Iffland und alle andern Darſteller, die ich in dieſer Rolle geſehen habe, thaten es auch. Wollte ein Schauſpieler ſich bei Leſſing's „Nathan" des jüdiſchen Accents bedienen, und wenn er auch nur einen leichten Anklang gebrauchte, ſo würde er ein Verbrechen begehen, aber in einem Luſtſpiele, wenn es auch einen tragiſchen Schluß in Ausſicht ſtellt, iſt es der Aeſthetik nicht zuwider und erhöht nur den Reiz. Wie viel würde das Charakterbild des Shylock in der Darſtellung verlieren, unterließe ein Schauſpieler den Beigeſchmack des Jüdelns. Im Shylock iſt nicht etwa blos eine von der Leidenſchaft ſchmuziger Hab- und Rachluſt erfüllte Perſönlichkeit hingeſtellt, er iſt nicht

blos zufällig und nebenbei ein Jude, sondern es ist gerade der Jude als solcher, der in seinem Gebahren den Christen gegenüber gezeichnet wird, und er kann und darf daher seinen Dialekt nicht verleugnen. Darum bin ich nicht Tieck's Ansicht und schließe mich der Devrient'schen an. Sie ist die gebräuchliche und gewiß auch die richtige. In gleicher Weise führte uns Dawison den Shylock vor und fand mit Recht allgemeinen Beifall. Unverantwortlich aber war es von der Direction, daß sie seinem Wunsche bereitwilligst nachkam und das Stück mit dem vierten Acte schloß und damit heillos verstümmelte, gewiß ein Fall, der in den Theaterannalen noch nicht vorgekommen sein mag. Es war eine Beleidigung gegen das Publikum und die andern mitwirkenden Schauspieler und vor allem ein nicht zu entschuldigendes Attentat auf den großen Dichter.

Dawison hatte so allgemein gefallen, daß er nach Jahr und Tag der abermaligen Einladung der Intendanz nachkam und ein zweites Gastspiel eröffnete, in welchem er auch als König Richard III. auftrat. Leider hielt mich Krankheit ab, diesen Vorstellungen beizuwohnen, aber aus sicherer Quelle wurde mir berichtet, daß die Darstellung seines Richard ein vollendetes Meisterbild gewesen sei.

Von jeher ließ ich mir es angelegen sein, das Seelen-

leben der Charaktere, die ich in classischen Werken, Oper oder Schauspiel, darzustellen hatte, zu studiren, um durch richtige klare Auffassung die Reproducirung zu ermöglichen. In spätern Jahren, wo mein Urtheil reifer wurde, genügte mir es nicht, mit meiner Aufgabe allein vertraut zu sein, ich wollte auch die meiner Mitspieler genauer kennen lernen. So kam es, daß sich meine Forschungen und Studien selbst auf weibliche Charaktere erstreckten. Die interessantesten davon waren mir in der Oper Donna Anna, Julie in der „Vestalin", Armida, Medea, Eglantine in „Euryanthe" u. a.; im Schauspiel fast alle Goethe'schen, Schiller'schen und Shakspeare'schen auf der deutschen Bühne heimischen Dramen. Die Bilder, die ich mir davon entworfen hatte, wurden von einer Schröder-Devrient, ihrer Mutter, der Wolf, Stich-Crelinger und einigen Andern größtentheils übertroffen, aber immer nur wenige Priesterinnen der dramatischen Kunst erreichten meine Ideale. Um so erfreulicher, ich möchte sagen erhebender, war es für mich, noch in meinem vorgerückten Alter zwei hochbegabte Künstlerinnen kennen zu lernen, welche die in meiner Seele ruhenden Charakterbilder lebend verkörperten.

Johanna Wagner trat in dem obengenannten Jahre im Mai als Orpheus, Romeo in „Montecchi und Capu-

leti", Lucrezia Borgia und Klytemnäſtra in „Iphigenia auf Aulis" auf unſerer Bühne als Gaſt auf. Dieſe ausgezeichnete Künſtlerin war zu dieſer Zeit unbedingt die würdigſte Nachfolgerin der Schröder-Devrient, denn ſie ſtand in plaſtiſcher und mimiſcher Hinſicht mit jener Unvergeßlichen auf einer Stufe, wovon ſie mich namentlich in ihrer Darſtellung des Orpheus und der Klytemnäſtra überzeugte. Dieſe Eigenſchaften im Verein mit einem trefflichen, ſeelenvollen Vortrag und einer herrlichen, wohltönenden Altſtimme erzielten ein ſo vollendetes Kunſtgebilde, wie ich es in meinem Leben nur ſelten empfangen habe. Wohl konnte man zu dem Glauben gelangen, daß dieſer Orpheus mit der Macht ſeines Geſangs ſelbſt den allgewaltigen Tod beſiegen würde.

Den Glanzpunkt ihres Mienenſpiels entwickelte die Künſtlerin in dem Moment, wo der Orkus ſeine Beute entläßt und die Götter Eurydice dem Orpheus zurückgeben mit dem Gebot, ſie nicht anzuſehen. Mit abgewandtem Geſichte lauſchte Orpheus nach der Seite hin, woher er die Heißerſehnte erwarten durfte. Seine Züge nahmen eine freudig-ängſtliche Erwartung an; mit bebendem Körper, den Arm ausſtreckend, ſtand er da. Plötzlich, als er die Hand der Geliebten fühlte, zeigte ſein Antlitz das ſeligſte Entzücken; wer aber kann das mit Worten beſchreiben, was ſeine Augen in dieſem Moment

aussprachen! Diese mimisch-plastische Handlung war von so ergreifender Wirkung, daß mir die Thränen in die Augen traten; sie allein schon bewährte ihren hohen Künstlerberuf. Wie viel Vortreffliches wäre von ihrer Darstellung noch anzuführen, wenn der Raum dieser Blätter, die sich nur auf Andeutungen beschränken müssen, es gestattete.

Nicht minder meisterhaft war ihre Darstellung der Klytemnästra. Ihre Erscheinung war wahrhaft königlich. Würde und Hoheit lagerten auf ihrer edlen Stirn; ihre junonische Gestalt war in ein weißes, faltenreiches Gewand gekleidet, ohne die schönen Formen zu verhüllen. Ihre ganze Haltung, ihr Gang und alle ihre Bewegungen gehörten der classischen Zeit der Antike an, und es ist nur zu bedauern, daß diese herrlichen Bilder, die sie uns zur Anschauung brachte, so flüchtig vorübergingen, daß nicht Maler oder Bildner im Flug dieses Ebenmaß der Schönheit aufnehmen konnten, um es der Nachwelt zu überliefern. Der Nachwuchs in der dramatischen Darstellungskunst würde aus solchen Vorbildern mehr Vortheil ziehen, als alle Theaterschulen der Welt ihm bieten können.

In den beiden Rollen des Romeo und der Lucrezia Borgia leistete sie ebenfalls Vortreffliches. Alle ihre Darstellungen wurden von seiten des Publikums mit

außerordentlichem Beifall aufgenommen und man bedauerte allgemein, daß sie ihr Gastspiel auf nur vier Rollen beschränkt hatte.

Marie Seebach, dieses urwüchsige Talent der deutschen Bühne, trat am 2. Januar 1857 als Gretchen im „Faust" auf. Ihre Darstellung war einfach und natürlich, und doch strahlte daraus das mächtige Licht der Poesie, aber so gemildert und wohlthuend und bezaubernd wie der Glanz des Mondes. Eine Analyse ihrer größtentheils vollendeten Darstellung mit all den überraschenden Nüancirungen zu geben, würde fast ins Reich der Unmöglichkeit gehören. Darum beschränke ich mich nur auf die Momente, wo sich der Charakter Gretchen's ganz entfaltet, und dazu gehören vor allen die Gartenscenen, in denen sie das Erwachen der Liebe in Ton und Miene mit solcher Natur, solch herzlich-schüchterner Innigkeit zur Anschauung brachte, wie ich es bisher bei keiner Darstellerin gefunden. Neu und überraschend war für mich, wie sie die Worte sprach: „Er liebt mich!" Gewöhnlich begleiten die Darstellerinen diesen Orakelspruch mit einem lauten Jubelruf. Die Seebach hingegen flüsterte diese Worte, wobei ein freudiges Beben ihren Körper erfaßte, schüchtern, als wolle sie die innere Seligkeit sich selbst nicht verrathen. Solche Stellen, dem Leben und der Natur solch unschuldigen Wesens entnom-

men, die das Herz so mächtig ergreifen, wären noch viele anzuführen. Sie war und wird es bleiben für mich, das Urbild von Goethe's Schöpfung, die verkörperte Poesie in das schlichte bürgerliche Gewand gekleidet. Nur mit ihrer Auffassung der letzten Scene konnte ich mich nicht befreunden. Da trat sie aus dem Seelenleben heraus und wurde fast zur Heroine, ihrem mächtigen Organ freien Lauf lassend. Dadurch wurde für mich das sonst so harmonische Ganze beinahe zerstört. Mögen Schmerz und Verzweiflung auch in dem Busen der Gefallenen, der Kindesmörderin wühlen, kein Zeitabschnitt kann im Stande sein, den ursprünglichen Charakter Gretchen's so zu verwandeln, daß ihr Thun und Handeln nicht mit dem frühern in Einklang zu bringen wäre.

Die von mir so hoch verehrte Künstlerin mag mir verzeihen, daß ich hier so unverhohlen einen Tadel ausgesprochen; sie mag daraus entnehmen, daß das Vorhergesagte ebenfalls meine Ueberzeugung und nicht blos Phrase ist.

Ich nahm Gelegenheit, ihr gegenüber mich über den dramatisirten Faust auszusprechen, der meiner Ansicht nach nun und nimmer in ein folgerechtes Theaterstück verwandelt werden könnte, da so Vieles darin der Bühnenform widerstrebte, und führte als Beispiel zunächst die Stimme des bösen Geistes an. „Was kann die ganze

Scene", ſagte ich, „anders ſein als ein Zwiegeſpräch Gretchen's zwiſchen ihrem ſonſt ſo reinen Herzen und dem nun erwachten böſen Gewiſſen? Iſt es nicht höchſt ſtörend, wenn eine fremde Stimme uns Gretchen's Gedanken kund gibt, oder gar, wie es anfänglich in Weimar der Fall war, die Anklagen des böſen Geiſtes von Mephiſtopheles geſprochen werden? Wie kommt der Teufel in die Kirche? Es iſt nur eine Möglichkeit, den Uebelſtand zu vermeiden und Goethe's Intentionen bei einer dramatiſchen Anführung nachzukommen, wenn der böſe Geiſt von Gretchen ſelbſt geſprochen würde." Sie war erfreut, von mir das ausſprechen zu hören, was ſie ſelbſt längſt bei ſich bedacht hatte; wie aber ausführen, das ſei die Frage. Ich erlaubte mir, ihr meine Anſicht darüber mitzutheilen. „Das Betpult", ſagte ich, „woran Gretchen kniet, muß nicht an der Seite, ſondern dem Publikum gerade gegenüber ſtehen, damit das Mienenſpiel der Darſtellerin, das eine Hauptſache bei dieſem Vorgange iſt, nicht verloren geht. Der Ton, worin das böſe Gewiſſen ſpricht, muß geiſterhaft flüſternd wie aus Grabestiefe hervortönen, das Auge glanzlos nach innen gekehrt, das Antlitz ſtarr und von Grauen und Schrecken paralyſirt ſein, und nur ſo oft Gretchen ſelbſt ſpricht, muß Leben in ihre Geſtalt kommen. Ich fühle wohl, daß Manchem der Gedanke barock erſcheinen mag, und

daß es eine riesige Aufgabe ist, die sich eine Schauspielerin stellen würde, doch solch eine Künstlerin wie Sie, die ihr Auge wie ihr Organ in so seltener Vollendung zu beherrschen weiß, kann den Versuch schon wagen, und wenn er glückt, woran ich nicht zweifle, muß die Wirkung eine außerordentliche sein." Später sah ich sie zu Wiesbaden in dieser Rolle wieder, wo sie die Scene in der besprochenen Weise vortrefflich ausführte; nur die Färbung des Geistertons war etwas zu kräftig.

Ihre zweite Rolle war die Julia in „Romeo und Julia", und obgleich ich selbst in dieser Vorstellung den Lorenzo darzustellen hatte, so war ich doch so viel wie möglich bemüht, ihrem Spiel zu folgen, denn dieses große Talent interessirte mich mächtig. Auch hier leistete sie Vortreffliches. Der Monolog im dritten Act: „Hinab, du flammenhufiges Gespann" und die Balkonscene erinnerten mich lebhaft an die mir unvergeßliche Darstellung der Stich-Crelinger. Um so mehr bedauerte ich, bei einigen Stellen sie den Weg der Wahrheit verlassen zu sehen. Zunächst gehören dahin die Worte Julia's Act I, Scene 5:

> O Wunderwerk! Ich fühle mich getrieben,
> Den ärgsten Feind aufs zärtlichste zu lieben.

Sie sprach dieselben mit dem höchsten Pathos und setzte dann auf die Frage der Amme in schüchtern-naivem

Conversationstone hinzu: „Es ist ein Reim, den ich von einem Tänzer so eben lernte.“ Mit solchen Sprüngen der Rhetorik, wenn sie nicht durch die Situation bedingt werden, habe ich mich nie befreunden können; sie kommen mir vor wie zwei widerstrebende Farben, die man ohne alle Vermittelung neben einander stellt. So sprach sie auch das Amen, nachdem die Amme ihr gerathen, den Grafen Paris zu heirathen, mit einer wahren Donnerstimme, während hier ein hoffnungsloser, gebrochener Laut gewiß besser am Platze wäre. Es sind nur Kleinigkeiten, die ich hier anführe, aber sie thun bei einer solchen Künstlerin dem, der stets nur die Wahrheit vor Augen hat, weh.

Dagegen war ihre Marie Stuart eine fleckenlose Darstellung ohne allen Beigeschmack von theatralischer Effecthascherei, wie sie jetzt so üblich auf der Bühne wird. Der rhetorische wie der plastisch-mimische Theil waren ausgezeichnet und die charakteristische Auffassung schloß sich würdig an. Ich gestehe, daß ich in der Neuzeit keine bessere Repräsentantin in dieser Rolle gesehen habe.

Ihrer letzten Rolle, Adrienne Lecouvreur, konnte ich, durch Unwohlsein verhindert, nicht beiwohnen, doch hörte ich von Freunden, daß sie auch hier ihre Meisterschaft bewährt und besonders die letzte Scene mit erschütternder Wahrheit gegeben habe. Alle ihre Darstellungen waren

von dem außerordentlichſten Beifall begleitet, und alle Freunde der wahren Kunſt ſahen ſie mit Bedauern ſcheiden.

Dieſe beiden Künſtlerinnen gaben mir gleich Roger ein Zeugniß, daß, ſolange ſolche Kräfte der Bühne zuwachſen, die deutſche dramatiſche Kunſt nicht untergehen wird, wie Ludwig Tieck in ſeinen „Dramaturgiſchen Blättern" im Jahre 1826 prophezeite. Noch hat mich mein Rücktritt von der Bühne gegen meine Kunſt, an der ich von Jugend auf hänge, nicht gleichgültig gemacht und jedes aufkeimende wahre Talent begrüße ich mit Freude und betrachte es als neue Anpflanzung, um die alten abgeſtorbenen Bäume zu erſetzen.

Neuntes Kapitel.

Die Festtage Weimars.
Karl August, Goethe, Schiller, Wieland.

Das Jahr 1857 bildete abermals eine Epoche in Weimars Kunstannalen. Die Statue Wieland's und die Goethe- und Schillergruppe, zu deren Ausführung die ganze deutsche Nation beigetragen hatte, wurden am 4. September enthüllt und der Oeffentlichkeit übergeben.

Schon am 2. September durchwogte eine große Zahl Fremder die Straßen der Stadt, und man hätte mit Schiller sagen dürfen: „Es war, als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre." Professor Biedermann begrüßte die Gekommenen in der Weimarischen Zeitung an demselben Tage mit folgenden Worten:

„Kommt zu den Festen, die keiner von Euch gesehen hat und keiner wieder sehen wird.

Diesen Spruch, womit im alten Rom zu den hundertjährigen Festen der Stadt eingeladen ward, könnten

wir mit noch beſſerem Rechte den Theilnehmern unſerer Septemberfeier zurufen. Denn nicht blos ein Jubelfeſt gilt es, deſſen Wiederkehr keiner der Jetztlebenden ſchauen wird, und eine Verherrlichung der Kunſt durch die Kunſt, wie ſie nicht ſo leicht anderwärts und zu anderer Zeit ſich erneuern dürfte, noch in viel höherem Sinne ſteht dieſes Feſt ſeiner Veranlaſſung und ſeiner Bedeutung nach einzig da und wird ſeinesgleichen ſchwerlich ſobald finden. Schon das iſt eine der ſeltenſten Segnungen für eine Nation, zwei Dichter erſten Ranges zu beſitzen zur gleichen Zeit, vereint wirkend, einer den andern ergänzend, anfeuernd und fördernd, und neben ihnen noch andere von einer Begabung, daß ſie, wären jene nicht, ſelbſt des erſten Ranges werth ſein würden. Ein noch ſelteneres Glück iſt es für eine Stadt, ein ſolches Viergeſtirn glänzender Geiſter von ſich aus die Welt erleuchten und erwärmen zu ſehen. Aber wo in der ganzen Geſchichte hat es eine Zeit und einen Ort gegeben, da ſich ein ſolcher Kreis fürſtlicher Geiſter um einen ſolchen ſo geiſtbegabten Fürſten ſchaarte? Wo hat je ein Freundſchaftsbund beſtanden, wie hier, zwiſchen der weltlichen Hoheit und der geiſtigen Größe, gegründet auf das gleich feurige Streben nach dem Höchſten und Edelſten? Wo iſt je mit ſo aufrichtigem und zugleich ſo anſpruchsloſem Eifer die befruchtende Macht des Genius gehegt, geehrt und gefördert worden,

wie von Karl August, und wo hat je solche Förderung reichere Frucht getragen für das enge wie für das weitere Vaterland, ja für die ganze Menschheit? Darum wohl uns, daß wir ein Gedächtnißfest begehen können, wie es ein zweites wohl kaum gegeben hat und nicht leicht wieder geben wird! Heil dem Vaterlande, das ein solches Fest in seinen Geschichtsannalen verzeichnen darf; ein Volk, das auf eine solche Vergangenheit zurückblicken kann, wird auch in der scheinbar verarmten und trüben Gegenwart die Hoffnung nicht aufgeben dürfen auf eine große und reiche Zukunft! Dank aber auch, aufrichtigen Dank dem edlen Fürsten, der, ein Erbe der Gesinnungen eines großen Ahnherrn, dessen erhabenes Angedenken nicht blos durch dieses Fest verherrlicht, das er ihm und den ihm wahlverwandten großen Geistern veranstaltet, nicht blos durch die Denkmäler in Erz, die seinem fördernden Willen und seiner freigebigen Hand vor allem ihr Entstehen verdanken, sondern in der würdigsten Weise dadurch, daß er gleich jenen den Geist ehrt, das Schöne sucht und fördert, das Recht schützt und mit festem Willen das Glück und die Größe wie des eigenen Landes, so des ganzen deutschen Vaterlandes erstrebt!"

Als Vorfeier wurde Abends im Theater Goethe's „Iphigenia auf Tauris" gegeben.

Der Tag des 3. September, an dem Karl August vor

hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, brach an; die Glocken verkündeten die Stunde seiner Geburt.

Ein Zug alter Männer, Zeitgenossen des Verewigten, nebst einer Anzahl Jungfrauen bewegte sich nach der Fürstengruft und bekränzte, nach einer erhebenden Weihrede des Oberhofpredigers Dittenberger den Sarkophag, der die sterblichen Reste des unsterblichen Fürsten birgt, mit einer Lorbeerkrone. Auch die Särge der Großherzogin Louise, die in der schlimmsten Zeit Weimars (1806) ihre Bürger in böser Noth nicht verlassen und standhaft alle Trübsal mit ihnen getheilt hatte, sowie derjenige Karl Friedrich's wurden mit Blumenkränzen geschmückt. Viele Fremde hatten sich dem Zuge angeschlossen und wohnten dieser erhebenden Feier bei. Nachdem dieser Act der Ehrfurcht und Liebe beendet war, verließ in andächtiger Stille die Versammlung die Gruft. Eine Dame in tiefer Trauer, die ich schon früher am Eingange stehend bemerkt hatte, weil sie keinen Platz mehr hatte gewinnen können, trat nun herein. Ihr Aeußeres wie ihr ganzes Benehmen bekundeten, daß sie den höhern Ständen angehörte. Die edlen bleichen Züge mochten einer Dreißigerin angehören. Sie fragte mich nach den Särgen von Goethe und Schiller, die bisher die Menschenmasse ihrem Auge entzogen hatte. Nachdem ich sie ihr bezeichnet hatte, sagte sie mit einem freundlichen Kopfneigen: „Ich danke!"

in einem Tone, der mir anzudeuten ſchien, daß ſie gern allein zu ſein wünſche. Die wachthabenden Diener ſchienen ſie nicht zu ſtören. Ich verließ ebenfalls die Gruft, Neugierde aber drängte mich an das Gitter, durch welches die fürſtlichen Leichen verſenkt werden, von wo aus ich, da die Gruft erleuchtet war, das Thun der Dame beobachten konnte. Als ich hinabblickte, kam ſie aus dem Fonds des Gewölbes, wo der Sarkophag Karl Auguſt's ſteht, und trat zwiſchen die Särge Schiller's und Goethe's, jeden mit einem Lorbeerkranze ſchmückend. Dann kniete ſie mit geſenktem Haupte nieder, faltete die Hände und blieb einige Minuten in dieſer Stellung. Daß ſie gebetet hatte, bezeugte mir das Kreuz, das ſie am Schluſſe nach katholiſchem Gebrauche über Stirn und Bruſt ſchlug. Um nicht als Lauſcher von ihr bemerkt zu werden, verließ ich, noch ehe ſie ſich erhoben, raſch die Kapelle. Die geheimnißvolle Dame intereſſirte mich in dem Maße, daß ich mich in den erſten Gaſthöfen nach ihr erkundigte, aber keine Dame in Trauer war dort eingekehrt. Erſt ſpäter erfuhr ich von einem Bahnhofsbeamten, daß die Dame mit dem Frühzuge um fünf Uhr angekommen und mit dem nächſten Zuge wieder abgefahren ſei. Genug, meine Neugierde blieb unbefriedigt.

Um elf Uhr riefen die Glocken abermals zu einer Feier, zur Feier der Grundſteinlegung zum Denkmal Karl Au-

guſt's. Der Platz iſt gut gewählt; man erblickt von hier aus den alten Thurm, deſſen Unterbau aus dem elften Jahrhundert ſtammt, das Schloß und einen Theil des Parks. Er iſt von den ſtattlichen Gebäuden der Bibliothek, des Fürſtenhauſes und der Kaufhalle umgeben. Die Ceremonie wurde nach üblicher Weiſe im Beiſein des Großherzogs, der den erſten Hammerſchlag that, der Fürſten des Hauſes und ſämmtlicher Behörden vollzogen. Die Weiherede ſprach der Superintendent Stier und feierte darin in warmer, eingehender Schilderung das Ehrengedächtniß des unvergeßlichen Fürſten, dem heute das Land eine lange verfallene Schuld abtrage. Der allgemein verehrte und geliebte Miniſter von Watzdorf erwiderte hierauf nachſtehende Worte:

„Das Gefühl innigſter Verehrung und Dankbarkeit, welches inmitten des Volks das allgemeine Bedürfniß erzeugt hat, dem erhabenen Fürſten, deſſen Feier uns heute hier vereinigt, ein Denkmal zu errichten, hat ſeit Jahren ſchon in dem Herzen unſeres durchlauchtigſten Fürſten und Herrn und der Angehörigen ſeines hohen Hauſes den gleichen Gedanken hervorgerufen. Aber es iſt nicht dieſes Gefühl allein, es iſt noch eine weitere, höhere Rückſicht, welche unſer hohes Fürſtenhaus dazu drängte, das Andenken des großen Ahnherrn auch durch ein äußeres Zeichen der Nachwelt zu überliefern.

Was Karl August als der Centralpunkt des Lichtmeers, welches von Weimar aus über die ganze gebildete Welt geleuchtet hat, bedeutet, was er, sich selbst immer treu, in schweren und den schwersten Zeiten für Deutschland gethan und erstrebt, das danken ihm heute und werden ihm immer danken Millionen weit über die engen Grenzen dieses Platzes hinaus. Was er im Laufe einer mehr als fünfzigjährigen, schwer geprüften, aber auch reich gesegneten Regierung im Innern seines Landes gewirkt, was er in der leicht verständlichen und leicht zugänglichen Liebenswürdigkeit seines Wesens dem Einzelnen war, das wird bestehen, solange menschliches Wirken besteht, das mag im Volksmunde den Nachkommen überliefert werden. Schon dies alles wäre des schönsten Denkmals werth, aber ein Denkmal Karl August's soll in seinem Lande noch eine ernstere, höhere Bedeutung haben.

Unvergänglichen Ruhm und ein für alle Zeiten gesegnetes Andenken sichert ihm, dem großen Manne, die klare, unbefangene Erkenntniß dessen, was unsere irdische Aufgabe ist, die reine, ungetrübte Anschauung der Dinge, die ausdauernde Verfolgung des Ziels, welches er als das rechte erkannte, der wohlwollende, landesväterliche Sinn, der zwischen ihm und seinem Volke bis auf den geringsten seiner Unterthanen herab ein unauflösliches Band knüpfte.

Das war der Geist, der sein ganzes Wirken durchdrang, der ihn, den einsichtsvollen, vielerfahrenen Fürsten, zum Regieren berufen wie Wenige, doch den rechten Zeitpunkt finden ließ, wo er sich selbst Grenzen setzen, seinem Volke eine Verfassung verleihen sollte; das ist der Geist, den er als ein großes, unschätzbares Vermächtniß seinem hohen Hause und seinem Volke hinterlassen hat.

Und wie der vortreffliche Fürst, der heute aus lichten Räumen auf unser Fest herabsieht, dieses Vermächtniß getreulich bewahrt, wie im Sinne desselben der hohe Fürst, dem es beschieden, den Ehrentag seines großen Vaters durch seine Gegenwart auszuzeichnen, den Ruhm seines Hauses in weite Fernen getragen hat, so sieht heute unser gnädigst regierender Fürst und Herr, in lebendiger Erinnerung an dieses Vermächtniß, durchdrungen von den großen Eigenschaften seines erhabenen Ahnherrn, uns mit freudigem Gefühl an den Stufen seines Throns erscheinen und nimmt freudig an, was ihm aus vollem Herzen dargebracht wird. Er wird das Denkmal gemeinschaftlich mit seinem Volke fördern, als ein neues Band zwischen ihm und dem Volke, als ein Symbol, welches seinem Hause die Unterthanentreue verbürgt, als ein Wahrzeichen, welches noch den spätesten Geschlechtern leuchten soll und seinem hohen Hause und seinem Volke den Geist Karl August's für alle Zeiten bewahren möge."

Abends wurde im Theater der „Erntekranz", Feſtſpiel in einem Act von Franz Dingelſtedt, gegeben; dieſem folgte „Paläophron und Neoterpe" und den Schluß der Vorſtellung bildete der dritte Act von „Don Carlos", worin Emil Devrient den Poſa und Dawiſon den König Philipp ſpielte.

Nicht leicht wird man ein zweites Feſtſpiel außer Schiller's „Huldigung der Künſte" finden, das, ſo ſinnig erfunden und ſo poetiſch ausgeführt, dem Zwecke des Tages ſo vollkommen entſpräche, wie dieſe geiſtige Schöpfung Dingelſtedt's.

Die Handlung beginnt im Kyffhäuſer mit dem ſchlafenden Kaiſer Rothbart. Zu dem ihn bewachenden Zwerg tritt Frau Holle (Venus) aus dem Hörſelberge, die ihm verkündet, daß heute der Tag ſei, an dem Karl Auguſt vor hundert Jahren geboren worden, und daß man ein Freudenfeſt in der güldenen Au bereite, bei dem der Rothbart nicht fehlen dürfe. Jubelnd ruft der Zwerg:

Mein Kaiſer und mein Herr, erwacht!
Geruht die Augen aufzuſchlagen!
In Eures Schlummers langer Nacht
Will eine Freudenfeier tagen.

Frau Holle: Thüringer Land, ſteh' auf auch du!
Der Morgen graut, es ſchlägt die Stunde!
Laut jauchze deinem Helden zu
Und deiner Sänger feſt'nem Bunde!

Biſt du des alten Reiches Herz,
So klopfe in bewegtem Schlage
Und klinge wie des Memnon Erz
Entgegen Deinem Ehrentage!“

Darauf erhebt ſich der Kaiſer und die Scene verwandelt ſich in einen Dorfplatz, in deſſen Mitte eine mächtige Linde ſteht, die vor hundert Jahren gepflanzt worden iſt. Viele Hände ſind beſchäftigt, den Platz und die Häuſer mit Blumengewinden zu ſchmücken. Ein verhülltes Bild wird an den Stamm der Linde befeſtigt. Das Geſpräch der Anweſenden dreht ſich hauptſächlich um den Unvergeßlichen. Ein alter Invalide erzählt, wie er 1813 todmüde in einem Chauſſeegraben gelegen. Da wäre Karl Auguſt daher geſprengt, vom Pferde geſtiegen und hätte ihm eigenhändig ſeine Feldflaſche gereicht mit den Worten: „Biſt marode, armer Junge? Da, trink' einmal. Biſt noch zu jung zum Felddienſt. Setz' Dich auf meinen Bagagewagen und mach, daß Du nach Hauſe kommſt. Kannſt Deine Mutter und mein Weimar grüßen.“

Ein ländlicher Marſch kündigte den Zug an, in welchem alle Zweige landwirthſchaftlicher Cultur, die unter Karl Auguſt eine ſo hohe Stufe der Entwickelung erreicht hatte, vertreten waren, Schnitter, Gärtner, Holzhauer, Köhler, Eiſenarbeiter, Jäger, Fiſcher, Hirten ꝛc., worauf jeder, nachdem ſich ein Halbkreis um die Linde gebildet, unter paſſenden Worten die Attribute ſeines Standes am

Altar niederlegte oder damit den Stamm der Linde schmückte, in dessen Mitte nun das entschleierte Bild Karl August's zu sehen war. Alles, was sich auf sein Wirken und Schaffen wie auf das seiner Nachkommen bezog, wurde mit ungeheurem Jubel aufgenommen, der insbesondere bei folgenden Reden nicht enden wollte.

Vater Märten

(mit der weimarischen Fahne):

Du warst in kampfbewegter Zeit
Von Deutschlands Fürsten weit und breit
Der erste, der vom Thron herab
Sein Recht dem Volk freiwillig gab.
Du schlossest nicht blos mit dem Mund,
Nein, auch mit Hand und Herz den Bund,
Auf dessen feuerfestem Grund
Dein Staat, Dein Haus gesichert stund.
Drum wehet, als um ihren Schild,
Die Fahne Weimars um Dein Bild.

Student (die deutsche Fahne hoch schwingend):

Auch dieser heilige Akkord,
Der Ost und West und Süd und Nord
Des alten Reichs allein noch eint,
Wie tief er auch verschollen scheint,
Er fand in Deiner deutschen Brust
Ein Echo, edler Karl August!
Hätt' Jedermann gethan gleich Dir,
So wehte dieses Siegspanier
Vor einem ein'gen Volk und Heer
Vom Apennin zum dän'schen Meer."

Ehre dem deutſchen Fürſten, der dieſen Ausſpruch gerecht fand, aber auch Ehre dem Dichter, der ihn rückhaltlos ausſprach!

Nachdem das ländliche Feſt ſein Ende erreicht hatte und das Freudenmahl beginnen ſollte, trat Frau Holle in den Kreis. Ihr folgte der Zwerg als Mercur und dann Geſtalten aus den Werken von Goethe, Schiller, Wieland, Herder: die drei Horen mit Roſengewinden verbunden, die Muſe Wieland's mit einem goldenen Spiegel, Götz von Berlichingen, Karl Moor, Werther, Hand in Hand, Iphigenie und Iſabelle ſich umſchlingend, Egmont zwiſchen Tell und Poſa, Fauſt, Wallenſtein und Mephiſtopheles, dann Prometheus. Den meiſten dieſer Figuren hatte der Dichter entſprechende Worte in den Mund gelegt. Als Prometheus die Flamme auf dem Altar entzündet hatte, erſchien Friedrich der Rothbart im kaiſerlichen Ornat mit dem Reichsſchwert. Zum Altar tretend ſprach er:

Meine kaiſerliche Rechte breit' ich ob der Flamme aus,
Daß ſie nähre, nicht verzehre Stadt und Land und Hof und Haus.
Heil dir, Pantheon der Deutſchen! Heil dir, Weimar, Ilm-Athen!
Ewig möge deiner Fürſten, deiner Dichter Ruhm beſtehn!
Mag der deutſche Geiſt als Phönix mit gewalt'gem Flügelſchwung
Steigen aus der Aſche deiner heiligen Erinnerung,
Jener Geiſt, vor dem in Demuth ſich Europa beugt und neigt,
Wo er einig und entfeſſelt ſich in voller Größe zeigt!

Und wenn nach des alten Schickſals unerbittlichem Beſchluß
Deine Stimm' im Rath der Völker, deutſches Volk, auch ſchweigen muß,
Wenn die Macht, die du beſeſſen, als mein Scepter dich geführt,
Dir verſagt bleibt, zwar dein Erbe, das mit Recht dir nur gebührt
So erob're, ſo bewahre dir in Kunſt und Wiſſenſchaft
Deines Geiſtes inn're Einheit, deine freie Wiſſenſchaft.
Kommen wird im Lauf der Tage der Tag auch nach langer Nacht,
Welcher dich und deine Fürſten einſetzt in die alte Macht;
Und zu dieſem Erntetage, dieſem Jubelfeſt voll Luſt
Kehrt dein Kaiſer Friedrich wieder, mit ihm auch dein Karl Auguſt!

Das Ganze war ſceniſch vortrefflich geordnet, und Franz Dingelſtedt, der kurze Zeit darauf unter dem Titel eines Generalintendanten die Leitung des großherzoglichen Hoftheaters und der Hofkapelle übernahm, hätte wahrlich kein beſſeres Debüt wählen können, um ſich dem Publikum als ſinnigen Dichter und tüchtigen Regiſſeur vorzuſtellen. So war der erſte Feſttag durch die Kunſt auf würdige Weiſe geſchloſſen. Aber auch für diejenigen, die keinen Platz im Theater hatten gewinnen können, war geſorgt, denn während noch die Lampen in dieſem brannten, hatte ſich die Stadt in ein Lichtmeer verwandelt und die Statuen der vier Dichter wurden mit bengaliſchem Feuer beleuchtet. Aber dabei hatten es die Feſtordner nicht bewenden laſſen. Auch der breite Weg des Parks mit ſeinen nächſten Umgebungen, der nach dem römiſchen Haus, dem gewöhnlichen Sommerſitz Karl Auguſt's,

führt, war mit unzähligen Flammen erleuchtet. Das Haus selbst prangte in solcher Sternenpracht, als ob das Firmament seinen ganzen Reichthum hergegeben; aber der schönste Stern, zu dem jeder Unterthan mit Liebe emporgeblickt und sein Herz an dem milden Glanze erwärmt hatte, war erloschen. An dieses Haus knüpfen sich die liebsten Erinnerungen der alten Weimaraner. Wer den geliebten Herrn sehen wollte oder ein Anliegen an ihn hatte, brauchte nur mit Tagesanbruch in den Park zu gehen, da wandelte der Fürst gewiß schon in den Gängen herum und revidirte selbst die neuen Anpflanzungen. Für jeden Vorübergehenden hatte er einen freundlichen „Guten Morgen!" Seine Bürger wußte er alle bei Namen zu nennen und kannte ihr Gewerbe. Kam nun ein solcher und blieb stehen, dann fragte er: „Hast Du etwas anzubringen?" oder er stellte ihn und sagte: „Hast Du von der neuen Erfindung in Deinem Geschäfte gelesen? Was hältst Du davon? Ist sie praktisch?" Entweder der Gefragte war nicht damit einverstanden, oder er erwiderte: „Gewiß ist sie praktisch, gnädigster Herr! Ich machte gleich den Versuch, wenn meine Mittel es mir erlaubten." — „Na, dann komm morgen früh zu mir und setze mir die Sache auseinander. Leuchtet sie mir ein, dann will ich die Summe, die Du brauchst, vorstrecken. Glückt es, dann ist's ja gut, wenn nicht, dann wollen wir

ſchon mit einander fertig werden.“ So war der Fürſt, der jede neue Erfindung förderte, wenn ſie einigermaßen ſtichhaltig war und ſeinen Unterthanen Vortheil bringen konnte. Er war es auch, der die veredelte Schafzucht mit ſchweren Koſten in Thüringen einführte und, als der erſte Wollmarkt in Weimar abgehalten wurde, wobei ſich nur fünf Wagen einfanden, zu ſeinen Oekonomen ſagte: „Na, Kinder, tröſten wir uns, es iſt doch wenigſtens ein Anfang! Gott wird weiter helfen!“ Wenn er noch lebte, welche Freude würde er empfinden, ſein Werk in ſolcher großartigen Weiſe fortgeſchritten zu ſehen! Denn Weimars Wollmarkt zählt wohl jetzt zu den erſten des Thüringerlandes. Wie glücklich iſt ein Land zu preiſen, wo ein würdiger Enkel den Bahnen folgt, die ſein großer Ahn ihm eröffnet hat!

Doch kehren wir wieder zu dem einfachen römiſchen Haus zurück. Hier war es auch, wo am 3. September 1825 ſich Tauſende von Bürgern und Landleuten früh um fünf Uhr verſammelt hatten, um die erſten zu ſein, dem geliebten Landesvater zum Feſte ſeiner fünfzigjährigen Regierung entgegen zu jubeln. Das war ein Freudentag für das ganze Land. Lautloſe Stille herrſchte unter der unüberſehbaren Menge und aller Augen waren voll Erwartung auf die Thür gerichtet, vor welcher ein achtzigjähriger Greis im Silber-

haar in der Uniform eines weimarischen Soldaten aus dem Jahre 1757 Schildwache stand; den gleichen Dienst hatte er im Schloß bei der Geburt Karl August's versehen. Endlich erschien der Allgeliebte; der Soldat machte nach damaliger Weise die militärischen Honneurs, die von endlosen Freudenrufen des Volks begleitet wurden. Mit sichtlicher Rührung betrachtete Karl August den greisen Kriegsmann, legte dann die Hände auf die Schultern des Alten und nöthigte ihn, auf der nebenstehenden Bank Platz zu nehmen, was aber der alte Soldat durchaus nicht thun wollte, bis ihn der liebevolle Fürst mit freundlicher Gewalt dazu zwang. Dann trat er bis an die vorderste Stufe vor und dankte, sich nach allen Seiten wendend, seinem Volke für seine Liebe und Treue. Hier schalte ich eine Episode ein, die zu der Charakteristik des unvergeßlichen Fürsten beiträgt und die mir der Major von Germar, Karl August's Flügeladjutant, ein tüchtiger Soldat und ein offener, biederer Mann, mitgetheilt hat, da ich zu jener Zeit in Leipzig engagirt war und diesem vaterländischen Feste nicht beiwohnen konnte. Wie Karl August so im Kreise herumblickt, sagt er: „Germar! Da drüben steht ein Mann mit einer grünen Mütze und Pikesche, der meinem alten Freunde Bloß in Leipzig (Compagnon von Frege) ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Gehen Sie doch hin und fragen Sie

nach seinem Namen.“ Er war es wirklich! Der Fürst eilt die Stufen hinab, und in wenig Augenblicken liegen sie sich wie Brüder in den Armen. Der siebzigjährige Greis war in der Nacht von Leipzig herübergefahren, um am frühen Morgen seinem fürstlichen Freund unter dem versammelten Volke mit entgegen zu jauchzen. Dieser Act der Humanität gab dem Volke das beste Zeugniß, daß Karl August den verdienstvollen, wackern Mann zu schätzen wußte, gleichviel, welchem Stande er angehörte.

Noch eine treffende Aeußerung von ihm füge ich hier bei.

Zufällig hatte Karl August erfahren, daß ein alter Lieblingsdiener von ihm, der nachherige Wildmeister S., ein echt deutscher Mann, aus einer der ältesten Adelsfamilien der Schweiz stamme. Der Großherzog fragte ihn, ob es ihm Freude machen würde, in seiner jetzigen Stellung seine Rechte geltend zu machen und den Adel wieder anzunehmen. „Nein, Königliche Hoheit! Ich danke unterthänigst für die hohe Gnade. Meine Kinder haben was Tüchtiges gelernt, aber ich kann ihnen kein großes Vermögen hinterlassen, und Königliche Hoheit wissen wohl, ein pauverer Adliger —“ — „Hast Recht, Alter! Die Sorte ist am schlimmsten dran, die gern etwas gelten möchte und doch öfters nicht weiß, was sie vor Hunger anfangen soll.“

Der Tag des 4. September war angebrochen und sollte zugleich für mich ein Tag der Auszeichnung werden. Schon am frühen Morgen sandte mir der Großherzog huldvoll die goldene Civil-Verdienst-Medaille zu. Nicht minder erfreute mich die große silberne Denkmünze, die der geniale Loos in Berlin auf Goethe's Tod entworfen hat. Die Vorderseite zeigt Goethe's wohlgetroffenes Bildniß; auf der Rückseite befindet sich ein nach den Sternen emporschwebender Schwan, worauf Goethe in ganzer Gestalt, die Lyra im Arme, ruht, mit der Umschrift: Ad astra rediit. Dieses mir so theure Andenken empfing ich von der Familie Goethe nebst einem meinen seligen Vater und mich ehrenden Handschreiben.

Nach zehn Uhr ordnete sich auf dem großen Markte ein unabsehbarer Festzug, der aus den Vertretern der Wissenschaft und Kunst, aus den Deputationen deutscher Städte und aus den bürgerlichen Gewerken bestand. Er bewegte sich unter dem Geläute der Glocken über den Fürstenplatz, die Ackerwand dem Frauenplatz zu, wo früher Wieland's Haus stand und nicht weit davon nun sein Denkmal enthüllt werden sollte. Hofrath Schöll, der uns schon bei der Enthüllung der Herder-Statue durch seinen geistreichen Vortrag erhoben hatte, hielt die Weihrede. Er begann:

„Hier stehen wir neben dem Hause, in dem Wieland

im erſten Jahrzehnt ſeiner Anſiedelung in Weimar gewohnt hat; unfern hier drüben lag der Garten, in dem er damals ſeinen »Oberon« gedichtet hat. Da der Park; wie oft hat der Freund harmloſen Naturgenuſſes ihn bewandelt, die Frau am Arm, die Kinder umher! Da der Weg nach Belvedere; wie unzählige Male hat er ihn gemacht, ſei es, um in den Waldſchatten des dortigen Parks ein einfaches Familienfeſt zu feiern, ſei es, um der Fürſtin, die ſeinen Umgang ſo hoch ſchätzte, ein neues Erzeugniß ſeines immer thätigen Geiſtes darzubringen! Ueberall hier ſtehen wir recht auf dem Boden der Erinnerung an ſein Leben. Denn vierzig Jahre war Wieland hier heimiſch: Amalia hat regierend ihn gerufen, Karl Auguſt war ſein Schüler, ehe er ſein wohlwollender Herr durch die langen Jahre war, drei Generationen unſeres Fürſtenhauſes haben ihn als Freund geliebt und die Huldigung ſeiner Muße und ſeines Herzens empfangen. Er gehört Weimar an. Denn er hat mit den Bewohnern bei all ſeinem häuslich-emſigen Schriftſtellerfleiße theilnehmend geſellig gelebt, hat hier eine zahlreiche Familie aufgezogen, und durch ihre Kinder und Enkel wallt ſein Blut unter uns fort. Er gehört uns hier an, wo man ſeiner beweglichen Geſtalt und redenden Züge, ſeiner Geiſteslebhaftigkeit und Herzensgüte noch wohl gedenkt. Er gehört Weimar an, aber nicht

Weimar allein, ſondern dem deutſchen Namen, ſoweit er reicht.

Schon als er in Weimar eintrat, war er ein gekannter und geehrter Mann in allen Landen rings umher. Wieland war unter Wenigen ein Vortreter unſerer claſſiſchen Bildungsepoche. In ſeiner Jugend blickten die deutſchen Schriftſteller mit zaghafter Bewunderung hinauf zu den franzöſiſchen und die franzöſiſchen mit erlaubtem Mitleid herunter auf die deutſchen. Damals war es eine Kühnheit Klopſtock's, als künftige Hoffnung einen Wettlauf der deutſchen Muſe mit der britiſchen vorzuſtellen. Wieland, in jungen Jahren philologiſch durchgebildet und unglaublich beleſen, eignete Vortheile dieſer Nachbarliteraturen ſich mit Leichtigkeit an, und indem er ſie mit ſeiner deutſchen Schulgründlichkeit, deutſchen Ehrlichkeit und Gemüthsweichheit verband, entwickelte er eine Darſtellungslebendigkeit, eine Mannichfaltigkeit von Reizen des dichteriſchen und redneriſchen Ausdrucks, die der deutſchen Sprache Niemand zugetraut hatte. Er war einer der Erſten, deſſen Dichtungen die Nachbarn überſetzten und bewunderten und durch welchen unſere Sprache wieder eingeführt wurde in den Rang der europäiſchen Literatur. Zugleich gab ſein Vorbild den jungen ſchöpferiſchen Geiſtern der Heimat Mittel und Wege, Luſt und Muth. Der Jüngling Goethe hat ihn

ausdrücklich seinen Lehrer genannt, Schiller in der Zeit, als er überging aus der Gährung seiner Kräfte zur Klarheit harmonischen Stils, Wieland's Umgang gesucht und geistigen Austausch genossen, und allen denen, die in derselben Geisterbewegung die Cultur erweiterten und reinigten durch neue Belebung der altclassischen Literaturschätze, war Wieland, der Uebersetzer griechischer und römischer Dichter und Redner, ein lehrreicher Meister. Als nun der große Frühling deutscher Humanität und Poesie hier in Weimar emporblühte, da freute sich Wieland der Genossen, die ihm, wie er sich ausdrückte, so schön über den Kopf wuchsen. Wieland sah Goethe's Werke für ihre erste Sammlung mit durch, wie Goethe hinwieder ihm bei den neuen Ausgaben seiner Dichtungen beistand. Mit Herder ward Wieland's Freundschaft von Jahr zu Jahr wärmer, verehrend inniger. Und während von Goethe und Schiller das Höchste geleistet wurde, was Dichtkunst der Modernen erreicht hat, fuhr Vater Wieland, der auf eine lange Reihe gerühmter Werke zurückblicken konnte, unermüdet fort, das Feld der Literatur zu bauen. Wie er diesem Blütentage ewigschöner Wirkungen ein vorangehender Morgenbote gewesen war, so stand er noch mitten drin in seinem treibenden Sommer, und wie sein Leben, so ist sein Name, sein Gedächtniß, sein Bild untrennbar von jenen herr-

lichen Gestalten, die Karl August's gepriesene Paladine waren und sind und sein werden.

Darum, als König Ludwig von Baiern zu weimarischen Ehrenbildsäulen das Erz anbot, geschah es mit der Bedingung, daß der Plan das ganze Viergestirn unseres Ruhms, Wieland wie Herder, Goethe und Schiller, umfassen müsse, um mit ihres Beschützers, des preiswürdigen Karl August Gestalt sich zu krönen. Und als das beginnende Hundertjahr des gesegneten fürstlichen Geburtstags das Volk zur Begründung eines Karl-August-Denkmals begeisterte, beschloß sein Enkel, unser jetzt regierender Großherzog, daß an die Grundsteinlegung zu solchem Denkmale die festliche Enthüllung vom Ehrenbilde Wieland's wie der zwei andern großen Dichter und Freunde sich anreihen müsse; und Badens hochsinniger Großherzog bot die granitnen Fußgestelle für Wieland's Bildnißgestalt und für die Gruppe. Dankbare Erinnerung, in tausend Seelen lebend, hat zusammengewirkt, uns diesen erhebenden Augenblick zu bereiten. Der Künstler Begeisterung, des Gußmeisters unausgesetzte Anstrengung, das Aufgebot aller Kräfte unserer kleinen Bevölkerung und des großen Vaterlandes Darbringungen von Fürsten, von edlen Privatleuten aus allen Grenzen Deutschlands und über sie hinaus haben sich vereinigt zu einem Pulsschlag des Herzens der Nation. Dieser Puls des edelsten

Blutes hat uns hier gesammelt, auf daß erhöht in gediegener, bleibender Gestalt er uns erscheine, dessen Leben hingeflossen ist wie eine Quelle zur Befruchtung und Erheiterung des Geistes der Nation, daß die Verehrung der spätesten Enkel ihn grüße, wie die unserige jetzt — den unsterblichen Wieland!"

Wie wurde ich enttäuscht, als das Erzbild nun vor meinen Augen stand. Das war nicht der Wieland, wie er so unauslöschlich in meiner Erinnerung lebt! Weder Gestalt noch Haupt rief eine Aehnlichkeit in mir wach, und so erging es allen alten Weimaranern. Wie oft hatte ich ihn gesehen, als ich in den Jahren 1811 und 1812 noch wohlbestallter Lehrbursche in der Hofconditorei war und an den sonntäglichen Courtagen als Ganymed die hohen Herrschaften mit Punsch, Bischof, Limonade u. s. w. erquickte. Zu diesen Soiréen wurde, außer Wieland und der hohen Geistlichkeit, nur Adel eingeladen, da unsere allverehrte und geliebte Großherzogin Louise, eine so treffliche Mutter sie auch für ihr Land war, die althergebrachte Etikette, in der sie erzogen worden war, gewahrt wissen wollte.*) Selten versäumte Wieland diese Abende, ver-

*) Ein Ereigniß machte dieser strengen Etikette ein Ende. Im Anfang der zwanziger Jahre besuchte König Maximilian von Baiern seinen langjährigen Freund Karl August. Bei der sonntäglichen Mittagstafel lernt der König den Justizminister Schweitzer kennen.

weilte aber nur so lange, bis er die fürstlichen Personen begrüßt und gesprochen hatte; dann verließ er die Gesellschaft und trat zuweilen im Vorzimmer an meinen Schenktisch, um ein Glas Punsch oder Bischof zu trinken. Da stand er nun, wie er jetzt noch mir vor Augen steht, in seinem schwarzen Hofkleide, mit dem schwarzen seidenen Mäntelchen und dem Sammtkäppchen auf seinem ehrwürdigen Haupte, das er auch in Gegenwart der höchsten Herrschaften und selbst vor Napoleon nicht ablegte. Hatte er sein Gläschen langsam ausgetrunken, so sah er sich nach seinem Diener um. Einstmals war dieser nicht da; sogleich bot ich ihm meinen Arm und lächelnd sagte er: „Komm, mein Söhnchen! Du hast junge Beine und wirst

Die freisinnige Majestät findet an der geistreichen bürgerlichen Excellenz großes Gefallen. Nach Tische eröffnen beide ein Gespräch, das den König sehr interessirt, aber durch den Aufbruch der Großherzogin nach kurzer Zeit unterbrochen wird. „Heute Abend ein Weiteres", sagt der König. Abends bei der Cour bleibt der Minister aus; vergebens fragt der König den Hofmarschall und die diensthuenden Kammerherrn nach dem Grunde; sie haben nur ausweichende Antworten. Endlich kommt Karl August und klärt ihn auf. „Thu mir die Liebe und laß Deinen trefflichen Schweitzer holen; ich will diesen Schritt bei Deiner Gemahlin schon vertreten", sagt die Majestät. Schweitzer kommt. Der König führt ihn zur Großherzogin und sagt: „Liebe Muhme, Schweitzer bittet um die Gnade, Ihnen guten Abend sagen zu dürfen." Diese erwidert: „Sie sind mir stets willkommen, Herr Minister!" Von da ab wurden auch die bürgerlichen Präsidenten und die, welche im gleichen Range standen, zur Cour gezogen.

mich ſicher hinabführen.“ Vorſichtig geleitete ich ihn und wich nicht eher von ſeiner Seite, als bis er in ſeiner Portechaiſe Platz genommen, aus der er mir noch zurief: „Ich danke Dir! Grüße mir Deinen Vater, den ich lange nicht geſehen habe.“ Ueberglücklich ſprang ich mit Rieſenſchritten wieder die Treppe hinauf an meinen Platz.

War nun dieſes Standbild der Mann, der ſo lebensfriſch vor meinem Gedächtniß ſtand? O nein! Ein Fremder war er mir. Doch mache ich dem Schöpfer dieſes Denkmals keinen Vorwurf, ſondern denen, die Meiſter Gaßner dazu beſtimmten, ſein Modell nach einem Bilde zu nehmen, das ſich unmittelbar über ſeiner wohlgetroffenen Büſte auf der großherzoglichen Bibliothek befindet und auf welchem Wieland in ganzer Figur im Kreiſe ſeiner Familie den Mittelpunkt bildet.

Von dem Denkmal aus nahm der Zug ſeinen Weg über den Goetheplatz, durch die Schillerſtraße nach dem Theater, vor welchem die Doppelſtatue von Goethe und Schiller aufgeſtellt war und ihrer Enthüllung harrte. Dem Standbilde gegenüber war eine mächtige Tribüne, mit Teppichen und Blumen geſchmückt, errichtet, zu der acht Stufen führten und auf welcher die verwittwete Großherzogin Maria Paulowna, der regierende Großherzog und ſeine Gemahlin, Herzog Bernhard mit ſeinen Söhnen, die Prinzeß Heinrich der Niederlande und die Nach-

kommen Goethe's, Schiller's und Wieland's Platz nahmen. Gymnasialdirector Heyland bestieg die Rednerbühne und begann, wie folgt:

„Gestern standen wir an dem Grundsteine zu dem Ehrengedächtniß unseres großen und volksthümlichen Fürsten. Heute steht die deutsche Nation an den Stufen eines Denkmals, das unsere Festtage in einem Glanze leuchten läßt, der seine Strahlen über das gesammte Vaterland, ja über die ganze gebildete Menschheit ausströmt. Weimars Großherzog, der würdige Haushalter einer ruhmreichen Erbschaft, wußte es wohl, daß dem Gedenktage Karl August's nur der Genius die Weihe geben könnte, den dieser Fürst und dieser Hof einst so gastlich bewirthet hatte. Und was er gedacht und gewünscht, fand einen Widerhall im ganzen großen Vaterlande, und tausend Herzen wurden warm, und tausend fleißige Hände regten sich, um dem Ehrentage Karl August's die Erzgestalten seiner Dichter zu weihen. Heil uns, daß wir in dem Einen so einig sind und durch das Eine so stark, daß der Gottesodem der Begeisterung alle Bäche zu einem großen Strome zusammenführt, wenn es gilt, das Palladium, welches unsere Denker und unsere Dichter uns als das Heilspfand unserer Größe überliefert haben, zu pflegen und zu erhalten. In der Huldigung der Geisteshcroen, die uns mit unvergänglichen Gütern gesegnet haben, wirkte

der Hochſinn deutſcher Fürſten, die Verehrung deutſcher Männer und Frauen in allen Gauen des Vaterlandes wie jenſeits ſeiner Grenzen, der Wetteifer deutſcher Künſtler und die Begeiſterung der deutſchen Jugend zuſammen, und die dankbare Liebe der ganzen Nation ſchmückt heute mit Standbildern von Männern, die der ganzen Menſchheit angehören, neidlos dieſe Stadt, die einſt der Welt das ſeltene Schauſpiel zeigte, daß Fürſt und Dichter mit einander gingen und beide auf den Höhen der Menſchheit wandelten. Karl Auguſt verſtand das Wehen des Geiſtes, der ſich im Sturme aufmachte und an den Pforten des Jahrhunderts rüttelte. Wenn er auch brauſte und tobte wie ein Feſtzug des Dionyſos, er wußte es, daß der Gott nicht kommt, ohne die Spuren der Bildung und Sittigung zurückzulaſſen. Der zukunftsvollen Jugend verwandt, die in Sturm und Drang von einer Verjüngung des deutſchen Geiſteslebens ſchwärmte, fürchtete er nicht die Kraft des Feuerweins, der die alten Schläuche ſprengen mußte, und leitete kühn den Strom der neuen Bildung in dieſe Stadt und in dieſes Land. Lege, Deutſcher, heute zuvor einen Kranz auf das Haupt deines Herder, der in einem erſtarrten Geſchlechte wieder die Flamme der Begeiſterung entzündete, der die Blicke wieder weit machte, der in der Poeſie eine Weltgabe und die Mutterſprache der Völker erkannte, der mit dem Spruche eines Offenbarers die Stätte be-

zeichnete, wo der seit Jahrhunderten abhanden gekommene Geisteshort zu heben sei; bring' ihm den Kranz und kehre hierher zurück und huldige dem Genius, der, den Stab in der Hand, aus dem Felsen Ströme hervorzauberte, die in die verknöcherten Herzen neues Leben gossen. Aber du kannst gerade an dieser Stätte Goethe's Bild nicht schauen wollen ohne das Bild dessen, der seine Seele in dieselben Sturmfluten tauchte und mit ihm dieselben Sonnenhöhen erreichte, von denen aus es wieder Licht wurde auf allen Bergen und in allen Thälern und ein Strahl der Wärme ausging, die einen neuen Frühling verkündete und mit ihm eine Wiedergeburt des deutschen Volkes in Kunst und Wissenschaft, in Sitte und Leben. Frankfurt hat sich seinen Goethe errichtet, Schwabenland seinen Schiller sich aufgestellt. Deutschland wollte seine Dichter verbunden sehen in der Stadt, wo sie ihr Vaterland fanden und den Kreis, in dem ihre Seele gern verweilte.

Hier sprach, wie an jenem Dichterhofe von Ferrara, Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack. Eine liebenswürdige, hochbegabte Fürstin hatte hier den deutschen Musen schon die Stätte bereitet, als der geniale Karl August, ein Fürstenjüngling von seltenem Geiste, mit dem Dichterjünglinge den Bund des poetischen Lebens schloß, der bald alles Geistesverwandte in seinen Kreis zog und durch

sinnige Lebensverschönerung und durch Pflege der edelsten geistigen Interessen die Blicke der Welt auf den kleinen Hof von Weimar richtete. Als das Vaterland immer mehr die befruchtende Kraft erfuhr, die der Musenquell ausströmte, mit dem wetteifernd die Priester ernster Wissenschaft an der nachbarlichen Hochschule das Licht des Geistes hell entzündeten, da war es nicht zweifelhaft, daß, wie einst das Perikleische Athen sich die Bildungsstätte von Hellas nannte, so auch hier die geistige Hauptstadt Deutschlands war. Doch Karl August hat bereits seine Lobredner gefunden, auch das Bild des Musenhofs vollende ich nicht; Wieland hat heute seine Ehre empfangen, Herder's hochpriesterliche Gestalt vor unserer Stadtkirche bekundet seit Jahren die dankbare Anerkennung der Nachwelt. Der gegenwärtige Augenblick sammelt uns um das Gedächtniß der beiden Großen, die, wie sie die ersten Zierden des weimarischen Musenhofs waren, die Ehre und der Stolz des deutschen Namens sind. Fragen wir nicht, was beide so lange von einander fern hielt. Freuen wir uns dankbar dessen, was sie Großes schufen, als sie sich suchend getrennt. Mag es Scheu des Jüngern vor dem Ueberlegenen gewesen sein, der durch unvergleichliche Schöpfungen bereits die Meisterschaft errungen hatte, wahrer noch ist es, daß die Werkzeuge, mit denen sie die Welt anfaßten, von Grund aus verschieden waren. Aber

in demſelbigen Ziele traf doch endlich die echte Dichternatur zuſammen und ſtiftete jenen einzigen Seelenbund, in dem ihnen die Wahrheit und die Schönheit in vollem Lichte aufging.

Der Tempel der Horen war es, an deſſen Eingang der Bund geſchloſſen wurde, und der Gott, der ſie dort zuſammenführte, gemeinſam zu wachſen in allem Schönen war kein anderer als jener platoniſche Eros, der als Zeugungstrieb des Guten und Schönen nach einem tiefſinnigen Mythus ſeinen Urſprung in dem Streben nach Ergänzung ſeines mangelhaften Einzelweſens hat. Wenn der eine ein Königthum regierte, dem der andere nur eine Familie von Begriffen entgegenzubringen verſprach, ſo erkannten ſich doch beide bald an gegenſeitigen königlichen Gaben, und die Gaſtgeſchenke, die ſie austauſchten, wie jene Homeriſchen Helden, denen der Streit, welcher der größere ſei, unentſchieden blieb, zeigten allem Volke, daß ein neuer Frühling anbrach, in dem Alles froh neben einander keimte. Da war, begleitet von dem liebevollen Antheil des ebenbürtigen Fürſten, ein Geben und Nehmen von Anſchauungen und Gedanken, das den einen zu neuem Schaffen anregte und in zweiter Jugend verjüngte, den andern durch immer tiefere Klärung und Läuterung zum wahren Dichter machte. Und wenn der eine es ſelbſt geſtand, daß er ſeitdem den neuen Menſchen angezogen

habe, so klagte der andere beim frühen Hinscheiden des großen Freundes, daß er die Hälfte seines Daseins verloren habe.

Frei von Mißgunst und Neid, ebnete der ältere Freund dem jüngern, der früh das ganze Herz seines Volkes gewonnen hatte, neue Bahnen des Ruhms, ja, den Kranz dieses Ruhms flocht er ihm selbst, und seine Leonore mußte ihn auf derselben Bühne, auf der er erstritten war, um sein Haupt winden. Wer noch zweifelt an der freien Liebe dieses Bundes, der einzig dasteht in dem Geistesleben unseres Volkes, der lausche noch einmal den Klängen, mit denen der Ueberlebende die Glocke des Heimgegangenen begleitete, in die er den ganzen Schmerz und den ganzen Trost seiner Liebe einschloß.

Fort mit der müßigen Frage, welcher von beiden der Größere war! Der Seelenbund beider vollendet das Bild der menschlich schönen Persönlichkeit, nach der das Jahrhundert rang, ein Bild, aufgestellt zur Ehre und Freude des deutschen Volkes, noch heute ernst mahnend zu der Liebe, die, nimmer sich selber genug, den Zug der Sehnsucht nach Vollkommenheit wach hält.

Es war Ehrfurcht vor dem Vortrefflichen, dem gegenüber es keine andere Freiheit gibt als die Liebe, die unsern Schiller so mächtig hinzog zu jener wunderbaren Persönlichkeit, die er immer mehr kennen lernen und

immer tiefer verſtehen wollte. Und er verſtand ſie. Genährt an dem Mark der Geſchichte und der Philoſophie, warf er um die Ideen, durch die er die Menſchheit erhob, den zarteſten Schleier der Dichtung. Die ſittlichen Mächte, die das Menſchenleben regieren und heiligen, nahmen Geſtalt an und ſchritten ſittigend und erhebend durch ſein Volk. Erfüllt von dem Gedanken, daß durch die Schaubühne das Erhabene und Schöne in die Menſchheit geleitet werden müſſe, zeigte er auf dem breternen Gerüſte in nie geſehener Pracht der Sprache die Geſtalten der Liebe und des Haſſes, der Falſchheit und der Treue, die unterdrückte Unſchuld und die gläubige Begeiſterung, den Heldenmuth der Vaterlandsliebe und der Freiheit und offenbarte an glücklichſt gewählten Stoffen das Weltgericht der Geſchichte. Die Auserwählte, die zuerſt mit dieſer Schnur von Perlen ſich ſchmücken durfte, war Weimars Bühne, durch talentvolle Künſtler, die der Meiſter in die Schule nahm, einzig befähigt, dem Genius eine würdige Stätte zu bereiten. Der Ruhm Schiller's flog durch ganz Deutſchland. Tauſende wurden durch ihn mit Begeiſterung für die edelſten Güter der Menſchheit erfüllt. Noch heute iſt hauptſächlich die Bühne die Stätte, wo er der deutſchen Jugend und den deutſchen Frauen das Herz raubt, wo er die Bruſt der Männer hebt und die Thatkraft entflammt. War es ja

dieſes Bild des Lebens, an das er das Leben ſelber wendete, ein Leben, das, früh der Sorge und der Noth vertraut, gerade dadurch, im Druck der einengendſten Verhältniſſe, die ſittliche Kraft feſtigte und jene Hoheit des Charakters in ihm erzeugte, bei der er im keuſchen Dienſte ſeiner Muſe von keinem niedern Triebe verſucht ward und nichts Gemeines berührte, ohne es zu veredeln. Er war ein herrlicher, prächtiger Menſch, wie ihn ſein großer Freund nannte. Jedes Alter und jedes Geſchlecht hat ſich an ihm erhoben. Durch ſeine fleckenloſe Lauterkeit und Wahrheit, durch die Größe ſeiner Geſinnung, durch den Ernſt, den keine Mühe bleicht, iſt er noch heute ein Führer und Erzieher des Menſchengeſchlechts zu den höchſten ſittlichen Zielen. Wer ſo wie dieſer Geiſt ringt, das ſtarre Geſetz in den freien Willen aufzunehmen und zur ſittlichen Neigung zu machen, der iſt vorgedrungen bis zu der Liebe, die des Geſetzes Erfüllung iſt. Wahrlich, als der Mann ſich nach den Göttern Griechenlands ſehnte, war es ihm unbewußt, daß er ſelber ein Prieſter des Unſichtbaren war.

Und wer wollte dieſes Prieſterthum dem andern Unvergleichlichen beſtreiten, in dem die deutſche Nation ihren größten Genius verehrt, den man ſchon an der Fülle der Gaben als einen himmliſchen Segen erkennen mußte? Schöpferiſch anhauchend, machte er hier das Ir-

diſche und Vergängliche in Natur und Leben zu einem Gleichniſſe des Unvergänglichen und Ewigen, dort ſang er den Abglanz des Göttlichen im Menſchlichen, als ob er jenes ſelber geſchaut. Die gewaltige Kraft des Menſchengeiſtes und die Nichtigkeit der Erdgeſchlechter, wie ſie Aeſchylos und Sophokles beſungen hatten, rauſchten noch einmal vorüber in Liedern im höhern Chor, und die Sonne Homer's ſchien von neuem auch uns. Hier griff er hinein in das mittelalterliche Volksleben, dort verſtand er es, als ob die Geiſter alle ihm unterthänig wären, noch als Greis auch den Orient uns nahe zu bringen. Altes und Neues, Nahes und Fernes verbanden ſich ſeinem weit umfaſſenden Geiſte. Und das Alles war ein ſo inneres Herzenseigenthum, daß es mit der ganzen Macht unmittelbarer Eingebung wirkte. Hier offenbarte er den ſchöpferiſchen Genius in Geſtalten, die leicht und ſchlank, wie aus dem Nichts entſprungen, vor die entzückten Blicke traten, dort bekundete er durch die verſöhnende Kraft, mit der ſeine Poeſie, die ihm ſelber am heißen Tage die Stirn gekühlt, wie ein weltlich Evangelium ſittlich läuternd und reinigend noch heute durch die Menſchheit geht, daß ſie der Ausfluß eines höhern Geiſtes iſt. Haben nicht die geheimnißvollen Seelenbewegungen, die er vorführt in Bildern der Liebe und Entſagung, der Duldung und der Beſchränkung, ihren

Urſprung in dem tiefſten Innern der Religion? Da ſäuſelt Friedensluft der heiligen Schrift, die ihn in früher Jugend angeweht, und wirkt verſöhnend ſelbſt da, wo er das innerſte Weh des Menſchenherzens aufdeckt, wenn er, der immer Glückliche, das Nahen der himmliſchen Mächte in kummervollen Nächten feiert und in der Pein der Schuld die ewig waltende Gerechtigkeit ſingt. Die ſelige Ruhe des Dichters, ſein tief innerer Seelenfrieden, die majeſtätiſche Hoheit, mit der er die empörten Gewäſſer bändigt und den Sturm der Leidenſchaft beſchwört, die in ſich abgerundete Selbſtſtändigkeit, bei der er unter den wechſelnden Fahnen der Zeitbildung immer ſich ſelber gleich blieb, bekunden ſie nicht lauter als Alles, daß er gewurzelt war auf ewigem Grunde?

Frage nicht, wer von beiden deutſcher war. Deutſch von ganzer Seele, war der eine ſchon früh der Liebling der Nation, an deren Herz er ſeine Jugend geworfen hatte, und ward immer höher erhoben auf dem Schilde des Volkes, deſſen Sänger er ward. Die begeiſterte Jugend rief ihn als den Dichter Deutſchlands aus, Väter zeigten ihn ihren Kindern. Noch leben die Zeugen, die es ſelbſt erfahren haben, wie der Odem der Freiheit und der Vaterlandsliebe, mit deren begeiſtertſtem Hymnus er in ſeinem »Tell« das Leben aushauchte, nachhaltig mitwirkte, jene Flamme der Begeiſterung anzufachen,

mit der Deutschland in seinem heiligen Kriege das Joch der Fremdherrschaft abwarf. Aber wie sehr er auch im Vaterlande die starken Wurzeln seiner Kraft trieb, so war doch auch ihm das Vaterland des dichterischen Schaffens das ewige des Wahren, Guten, Schönen, das der ganzen Menschheit angehört und durch ihn immermehr ihr Gemeingut ward. Weit entfernt, seine Muse zur Freiheitsamazone zu machen, war es auch da, wo er die in Staat und Leben erniedrigte Menschheit erheben wollte, nur ein Ruf nach dem ewigen Rechte, das er vom Himmel herabholte. Aber ist das nicht deutsch, wenn beide das Streben ihres Volkes auf die höchsten geistigen und sittlichen Ziele lenkten, wenn sie das Fremde über die Grenzen wiesen und das Vaterland geistig befreiten? Denn das wird uns nicht Wunder nehmen, daß die weltgeschichtliche Bestimmung des deutschen Volkes, die Urbilder in Kunst und Wissenschaft im classischen Alterthume zu suchen, sich auch an unsern großen Dichtern erfüllte. Mußte nicht die wahre Dichternatur ihre Blicke nach jenem Volke richten, das auf der Stirn seines Uraniden den vermählten Strahl von Sinnenglück und Seelenfrieden anschaute und das einst die Weisheit und Schönheit im Bunde wie eine Frucht seines Bodens gepflückt hatte? War es ein Zufall, daß Winckelmann jenes Wunderland dem Jahrhundert neu entdeckte? In Italien betrat

Goethe das Land seiner Sehnsucht, aus seinem mütterlichen Boden sog er täglich neues Leben, den antiken Kunstschöpfungen lauschte er Gestalt und Maß, Klang und Rhythmus ab und brachte uns die goldenen Aepfel in silbernen Schalen heim. Von dort führte er jene Herrin heran, die, mit welchem Namen er sie auch nennt — Iphigenie, Eleonore, Dorothea — immer nur die eine Schönheit ist, in der er das Ideal der Weiblichkeit zum Ideal der Menschlichkeit erhob. Aber war es nicht sein und unser Fühlen und Empfinden, das er den classischen Gestalten anhauchte mit aller Wärme und Tiefe deutscher Innigkeit? War es nicht unserm Volke zugedacht, als Schiller bei gleicher Verwandtschaft mit der griechischen Welt, der er in jugendlicher Begeisterung wiederzukehren gebot, ganz der sittlichen Richtung seines Geistes gemäß durch Erweckung des Sinnes für das Schöne, an dem einst jenes herrliche Volk erzogen war, die Menschheit zur Sittigung rief? War der nicht deutsch, der in jenem ewigen Weltgedicht, das die Tragödie des ganzen Menschenlebens aufrollt und das nur aus den Tiefen des deutschen Geistes geboren werden konnte, einen ewig frischen Quell der Begeisterung erschloß, der die ganze deutsche Wissenschaft verjüngte? War der nicht deutsch, der ein Menschenalter hindurch als der Großmeister des deutschen Geisterordens angesehen wurde, auf dessen

Sprüche man wie auf Orakel lauſchte, deſſen Anſchauungen und Gedanken in unzähligen Kreiſen des Bildungslebens der Nation maßgebend und beſtimmend wurden? Mag er immerhin mehr als der gleichſtrebende Freund den großen Bewegungen der Zeit, an die er die Harmonie und das Gleichgewicht ſeines Lebens nicht preisgab, fern geſtanden haben, in entſcheidenden Augenblicken wußte auch er, ſeinem Vaterlande und ſeinem Herzoge treu, zu ſprechen: Das iſt unſer; ſo laßt uns ſagen und ſo es behaupten! Und als er aus den Stürmen des Vaterlandes in das Jugendalter der Menſchheit flüchtete und die altteſtamentariſchen Jugenderinnerungen wieder wach wurden, da erfüllte ihn ſein Glaube an die dereinſtige Wiedergeburt des deutſchen Volkes mit Vertrauen auf den, der uns zerriſſen hat und wieder heilen wird, der uns geſchlagen hat und wieder verbinden wird, wenn er hervorbricht wie die ſchöne Morgenröthe und zu uns kommt wie ein Regen, wie ein Spätregen, der das Land feuchtet.

So gehören beide mit ihrem ganzen Herzblute, mit ihrem Glauben, Lieben und Hoffen dem deutſchen Volke an. Das deutſche Volk rühmt ſich heute ſeiner Ehre und bringt ſeinen Dichtern von neuem ſein ganzes volles Herz entgegen. Und wenn auch der idealſte aller Dichter der volksthümlichere iſt — ein Beweis mehr für jenen tief

innerlichen Zug unſeres Volkes zum Idealen, der es an allen Wendepunkten ſeiner Geſchichte befähigt hat, ein lauteres Gefäß höchſter göttlicher Offenbarung zu ſein — Deutſchland will den einen nicht ohne den andern. Die Zukunft wird es dankbarer noch als die Gegenwart anerkennen, daß das deutſche Geiſtesleben durch beide Männer Anregungen auf Jahrhunderte empfangen hat. Wenn längſt kein Bild aus Erz mehr von ihnen zeugen wird, dann wird man ſie noch nennen neben Homer, Sophokles und Shakſpeare und eine Welt ewiger Bildungen auf ihre Namen zurückführen.

Alle wahre Poeſie iſt prophetiſch und weiſt weit über die Gegenwart hinaus. Hier iſt das innere Heiligthum auch unſerer Dichter. Nachdem ſie einmal das Morgenthor des Schönen geöffnet hatten, drangen ſie ein in das Land der Erkenntniß mit einem Adlerfluge, der ſie auf Höhen führte, die nur Gottbegnadigten zu ſchauen vergönnt iſt. Wie das, was nach Jahrtauſenden die Vernunft geboren, im Symbol des Schönen voraus geoffenbart war, ſo wird Vieles, was wir an ihren Dichtungen jetzt nur als Schönheit empfinden, dereinſt der Welt als Wahrheit entgegentreten, geboren aus den Tiefen des Geiſtes, der ſie zu Trägern von Geheimniſſen der Ewigkeit machte und ihrer Poeſie den Stempel der Gottesoffenbarung aufdrückte.

Mehr Licht! rief der eine, einen Blick in die Sonne begehrte der andere, als sie heimkehrten zu dem Urquelle des ewigen Lichts. Von dort leuchten sie, ein heilbringend Dioskurenpaar, neben den Sternen, mit denen Deutschlands Himmel so reich besäet ist.

Ihre irdische Erscheinung festzuhalten und sie in unvergleichlichen Gestalten, verbunden durch den Kranz des Ruhms, auf die Nachwelt zu bringen, das ward dem geistvollen Künstler beschieden, dem Deutschland bereits seinen Lessing verdankt. Ihm gelang es, dort jenes majestätische Haupt zu bilden,

> Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset
> Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt,

bei dessen Anblick die Seele des Beschauers voll ward, wie der Thautropfen von der Morgensonne, hier dieses edle, im Abglanz einer idealen Welt verklärte Antlitz, voll von jenem Muthe, der den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

> Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
> Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
> Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
> Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Der Kranz aber, der sie verbunden hält, ist zugleich dein Kranz, mein deutsches Volk, der Kranz, mit dem sie dich königlich geschmückt haben vor allen Völkern der

Erde. Schau es ſelbſt und kränze deine Dichter mit neuer Verehrung und neuer Liebe!“

Ich habe dieſe in ihrer Art einzige Rede, die oft von dem enthuſiaſtiſchſten Beifall der Tauſende von Zuhörern unterbrochen wurde, unverkürzt beigefügt, weil ſie ein bedeutendes Blatt in die Annalen der Kunſtgeſchichte Weimars bringt und gleichſam den Schlußſtein dieſer erhebenden Feſttage bildet.

Bei den Worten: „Schau es ſelbſt und kränze deine Dichter mit neuer Verehrung und neuer Liebe“ enthüllte ſich das Meiſterwerk von Rietſchel und Miller. Die Todtenſtille wurde zunächſt durch ein ſtaunendes, leiſes „Ah!“ unterbrochen, dann aber brach ein endloſer Jubel aus, womit man den Redner und die Meiſter ehrte. Gleich darauf rief der Großherzog von der Tribüne herab: „Rietſchel! Rietſchel! Kommen Sie zu mir!“ Rietſchel, der bisher ziemlich verborgen in ſeiner angeborenen Beſcheidenheit unter den Künſtlern, Dichtern und Literaten geſtanden hatte, beſtieg die Stufen der Tribüne, auf denen ihm Karl Alexander mit ausgebreiteten Armen entgegenkam und ihn begeiſtert an das Herz drückte. Dieſe wahrhaft rührende Scene wurde von unbeſchreiblichem Jubel begleitet, der ſowohl dem hochherzigen Fürſten wie dem großen Künſtler galt. Sofort wandte der Großherzog Rietſchel, der mit der Kehrſeite dem

Publikum gegenüber ſtand, demſelben zu, und ſein freudiges Antlitz ſchien die Worte: „Da! Seht ihn Euch recht an! Das iſt der Mann, der mich und meine gute Stadt Weimar mit dieſem Meiſterwerke beglückt hat!“ auszuſprechen. Aehnliche Ehre wurde dem Director der münchener Erzgießerei, von Miller, der den Guß geleitet hatte, zu Theil.

Sämmtliche Künſtler, welche die Stadt Weimar auf ewige Zeiten mit dieſen Dichterdenkmalen geſchmückt hatten, wurden bei dieſer Gelegenheit vom weimariſchen Magiſtrat zu Ehrenbürgern ernannt und von dem Großherzog mit dem Orden des weißen Falken decorirt. Rietſchel erhielt das Commandeurkreuz, auch außerdem das Doctordiplom von der Univerſität Jena. Den würdigen Schluß dieſes Tages bildete eine wohlgelungene Vorſtellung im Theater, die aus folgenden Werken Goethe's und Schiller's zuſammengeſetzt war:

„Taſſo“, Act II (Leonore von Eſte — Fräulein Fuhr; Taſſo — Emil Devrient; Antonio — Dawiſon);

„Götz von Berlichingen“, Act I (weimariſches Perſonal);

„Egmont“, Act III (Egmont — Emil Devrient; Klärchen — Marie Seebach);

„Wallenſtein“, Schlußſcene des vierten Actes (Thekla — Frl. Fuhr);

„Faust", Act IV (Gretchen — Marie Seebach;
Mephistopheles — Dawison);
„Die Glocke" und „Epilog" (weimarisches Personal).

Es wäre wohl wünschenswerth gewesen, wenn man an diesem Tage die Goethe'sche Einrichtung der „Glocke" gewählt hätte, wie sie der Altmeister im Jahre 1806 zu Schiller's Todtenfeier selbst in Scene gesetzt hatte. Dieser Tand von Musik und lebenden Bildern, die man in der Neuzeit diesem unsterblichen Liede Schiller's hinzugefügt hat, ist mehr störend als erhebend und bewies an diesem Tage, der dem Dichterpaar gewidmet war, wenig Pietät.

Diese Feier wird gewiß jedem Theilnehmer unvergeßlich sein. Nicht nur aus allen deutschen Gauen waren Fremde herbeigeströmt, auch England, Frankreich, ja selbst Amerika war vertreten.

Zehntes Kapitel.

Mein fünfzigjähriges Jubiläum.

Das Jahr 1860 brachte einen unheilbaren Riß in mein Leben und meine Häuslichkeit; mein geliebtes Weib, das vierzig Jahre das Glück meines Lebens gefördert hatte, ſtarb am 15. April. In ihr verlor ich eine ſorgſame, treue Gattin, meine Kinder eine zärtlich liebende Mutter, die Stadt eine hochgeachtete edle Mitbürgerin. Die Theilnahme an meinem Verluſte war allgemein; die Armen weinten viele Thränen auf das Grab der Entſchlafenen. Wie Bedeutendes ſie im Bereiche ihrer Kunſt erſtrebt und erreicht hat, werden diejenigen bezeugen, die ihre Leiſtungen kennen lernten. Ihr Dahinſcheiden raubte mir alle Kraft und allen Muth. Leidend an Körper und Seele, fühlte ich mich unfähig, meinem Berufe ferner anzugehören; mit einem wahren Schauder dachte ich daran, die Bühne wieder zu betreten, auf der ich über dreißig Jahre mit ihr zuſammen gewirkt hatte. Darum kam ich

um meine Penſionirung ein, die mir auch unter der Bedingung, mit dem Titel eines Ehrenmitglieds des weimariſchen Hoftheaters zuweilen noch aufzutreten, huldvoll bewilligt wurde.

Meine Nerven waren ſo zerrüttet und mein Körper ſo geſchwächt, daß ich auf Anordnung des Arztes Weimar, wo mich Alles an meinen unerſetzlichen Verluſt erinnerte, auf einige Zeit verlaſſen mußte. Er beſtimmte zu meinem Aufenthalte den Chryſopras, ein einſam gelegenes Wirthshaus am Eingang des Schwarzathals, nahe bei Blankenburg im Fürſtenthum Rudolſtadt. Das Haus wie das Thal war mir von früherher bekannt, aber die nahegelegenen Nebenthäler und die bewaldeten Höhen, ſowie der bergige Park, worin Schwarz- und Rothwild gehegt wird und in großer Zahl ſich vorfindet, waren mir noch unbekannt. In dieſe reizende Gegend mit ihrer balſamiſchen Fichtennadelluft wandte ich mich mit drei meiner Töchter, die ihrer trefflichen Mutter bis zum letzten Athemzuge mit kindlicher Liebe treu beigeſtanden hatten und wie ich Stärkung des Gemüths und des Körpers bedurften. Wohl iſt es ein Ort, den Gott geſchaffen hat, kranke Herzen wieder aufzurichten. So machte auch bei mir der wilde Schmerz, der mein Inneres durchwühlte, einer mildern Schwermuth Platz. Anfänglich erlaubten meine Kräfte mir freilich nur, mich im Thale zu bewegen,

das eine trefflich erbaute Chauſſee in Schlangenwindungen an dem linken Ufer der ſchäumenden, forellenreichen Schwarza durchſchneidet. Faſt jede halbe Stunde gewinnt man eine andere Anſicht und beſonders von maleriſcher Schönheit iſt die vom Fürſten neu erbaute Ruine, der Eberſtein, und das Jägerhaus. Als meine Kräfte ſo weit zunahmen, daß ich auch die Höhen des enggeſchloſſenen Thals beſteigen konnte, da entwickelte ſich erſt der ganze Reichthum dieſes reizenden Fleckchens deutſcher Erde. Welche Panoramen vom fernen Hochgebirge des Thüringer Waldes und in nächſter Nähe entfalten ſich hier vor unſern entzückten Blicken! Die ſchönſten Punkte ſind die Dittersdorfer Höhe, das Birkenhaus und der Trippſtein.

Die herrliche Natur bringt die Badegäſte über die ſonſtige mangelhafte Einrichtung hinweg. Die Räume des Chryſopras beſtehen aus ſiebzehn Stuben, einer Schenkſtube für Fuhrleute und einem großen Saale, der im Winter von der tanzluſtigen Jugend der Umgegend, in der Badeſaiſon aber von dem Wirth, der zugleich Bierbrauer iſt, zur Aufſpeicherung von Malz und Getreide benutzt wird. Bei ſchönem Wetter nahm man Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen auf der Terraſſe ein, die theilweiſe mit Lauben und Bäumen bepflanzt iſt. Außerdem fand ſich noch eine Art Heuſchuppen, der mit Tiſchen und Bänken verſehen war und den der Wirth mit ſtolzem Bewußtſein

ſeinen Sommerſalon nannte. Da kroch man bei ſchlimmem Wetter unter, um ſeine Leibesnahrung nicht in den dumpfen Stuben einzunehmen. Wer das Unglück hatte, während der Mahlzeit unter eine ſchadhafte Stelle des alten Dachs zu kommen, mußte freilich von ſeinem Regenſchirme Gebrauch machen. Das Eſſen war gut und billig. Die Wirthin war die Seele des Ganzen, aber das arme Weib mußte ſich faſt todt arbeiten. Jedem einzelnen Badegaſt, deren Zahl in ihrem Hauſe aus achtzehn beſtand, ſchnitt ſie ſeine Portion auf, woher es kam, daß das Diner ſich auf Stunden ausdehnte. Dieſe Wirthſchaft, mit der beſonders die Damen ſehr unzufrieden waren, konnte nicht länger geduldet werden, noch dazu, da ſich in dieſem Sommer die Schleußen des Himmels ſehr häufig öffneten. Darum machte ich dem Wirthe im Namen aller den Vorſchlag, den Saal räumen zu laſſen, damit man bei ſchlechtem Wetter einen Vereinigungspunkt hätte, und ſtatt des Portionseſſens eine Table d'hôte einzurichten; er würde dadurch ſeiner armen Frau viel Arbeit erſparen und beſſer dabei wegkommen. Die Frau war hoch erfreut darüber, aber der gelehrte Thebaner wollte nicht darauf eingehen, ſein Dünnbier lag ihm am Herzen. Ich aber machte kurzen Proceß und benutzte einen Tag ſeiner Abweſenheit, den Saal durch das Dienſtperſonal räumen und in Ordnung

bringen zu lassen, was mir Wirthin und Gäste Dank wußten; auch der Wirth mußte bei seiner Rückkunft gute Miene zum bösen Spiele machen, da alle damit einverstanden waren. Dieses Haus mit seiner reizenden Umgebung würde für Jeden, der seinen Vortheil richtig versteht, zu einer Goldgrube werden. In der Neuzeit sollen, wie ich höre, Verbesserungen eingetreten sein.

Liszt überraschte mich in meiner Einsamkeit durch einen Besuch und verweilte einige Tage. Seine Gegenwart brachte Leben und Bewegung unter die stillen Bewohner des Chrysopras. Da das Wetter günstig war, so wurde eine gemeinschaftliche Partie nach Schwarzburg, dem Juwel des Thals, gemacht, wo man in Hübner's Hotel vortrefflich bewirthet und aufgehoben ist. Nachdem wir den Trippstein und alle Schönheiten der Natur in Augenschein genommen, begab sich unsere Gesellschaft in den eleganten Speisesal, wo noch einige Fremde anwesend waren; der größere Theil befand sich auf der Terrasse, von wo aus man den herrlichen Wiesengrund überblickt, auf dem das Wild in großer Zahl des Morgens und Abends aus den prachtvollen Buchenwäldern erscheint, um hier zu äsen. Im Speisesaal befand sich auch ein leidliches Piano. Als Liszt es sah, rief er: „Da ist ja auch ein Klavier! — Kommen Sie,

Fräulein Emilie!" sagte er zu meiner Tochter; „nachdem wir die Natur bewundert, wollen wir auch der Kunst huldigen. Ich accompagnire Ihnen einige Schubert'sche Lieder und will mich dann revangiren." Kaum hatte die Musik begonnen, so füllten sich die geöffneten Fenster und Thüren, die nach der Straße und Terrasse gingen, mit Zuhörern. Liszt bemerkte, als er die aufmerksam zuhörenden Menschen gewahrte: „Was wollen Sie mehr! Wir haben ja auch ein Publikum. Wie wär's, wenn wir nachher als Bänkelsänger mit dem Teller herumgingen? Wir können dann eine Forelle mehr essen." Er war an diesem Tage in der liebenswürdigsten Laune und Fröhlichkeit, und nicht nur der große Künstler, auch der heitere, geistreiche Mann entzückte alle Anwesenden.

Der Wirth des Chrysopras hatte uns Badegästen versprochen, fürs nächste Jahr, wenn wir wiederkommen würden, bessere Einrichtungen zu treffen. Auf dies Versprechen bauend, kam ich auch wieder, fand aber Alles beim Alten, und so mächtig mich auch diese Gegend mit ihren reizenden Thälern und Höhen, mit ihren Denkmalen der Vorzeit — denn wo gibt es eine Klosterruine in ganz Deutschland, die mit Paulinzelle zu vergleichen wäre? — anzog, so unterließ ich doch einen dritten Besuch. Statt dessen wählte ich im Jahre 1862 das Bad Ilmenau, das ich in frühern Jahren nur flüch-

tig hatte kennen lernen. Ueber die zweckmäßigen Einrichtungen, welche die dortige Behörde zur Annehmlichkeit der Gäste getroffen hat, habe ich mich schon im dritten Bande meines Tagebuchs ausgesprochen. So pittoresk wie das Schwarzathal ist die Gegend nicht, aber reicher an schönen Punkten, zu denen bequeme Wege bis auf die Spitzen des Gebirgs führen. In diesem idyllischen Thal der Quellen und Fichten verweilte ich mit meinen Töchtern über einen Monat. Unter den Badegästen befanden sich mehrere, die meine Sympathien erweckten. Besonders anziehend für mich waren die Familien F. aus Potsdam und R. aus Halle. Die älteste Tochter der erstern besaß eine schöne Mezzosopranstimme, die trefflich geschult war. Ihr seelenvoller künstlerischer Vortrag gehörte nicht dem Dilettantismus an. Die Tochter der Familie R. war ebenfalls mit einer klangvollen Stimme begabt, und da sich noch einige Gesangs- und Klaviertalente in der Badegesellschaft vorfanden, so entstanden sehr bald musikalische Abende, die uns allen genußreich wurden. Gern hätte ich meinen Aufenthalt daselbst noch weiter ausgedehnt, aber die Sehnsucht zog mich zu meinen Töchtern, Dorothea Raff und Emilie, die ich zwei Jahre nicht gesehen hatte, nach Wiesbaden und Karlsruhe. Die letztere war in der Zeit von der Concert- zur dramatischen Sängerin übergetreten und hatte unter Eduard Devrient's

Leitung den ersten theatralischen Versuch in Karlsruhe gemacht.

Wie hatte sich die Stadt Wiesbaden mit ihren reizenden Umgebungen in den fünf Jahren, seit ich sie nicht gesehen, zu ihrem Vortheil verändert! Paläste bildeten nach allen Richtungen neue Vorstädte. Der faule Graben neben der Wilhelmsallee und die Gemüsegärten waren in herrliche Anlagen verwandelt.

Auch beim Theater waren vortheilhafte Veränderungen eingetreten. Durch die Engagements von Fritz Devrient, der seinem berühmten Namen alle Ehre macht und zu den besten Schauspielern der Jetztzeit gehört, Rathmann und Andern hat das Schauspiel viel gewonnen und bildet ein höchst schätzenswerthes Ensemble. Wenn es auch nicht die Kunsthöhe erreicht, die ich beim karlsruher Hoftheater vorfand, so erfreute ich mich doch an mehreren höchst gelungenen Darstellungen. Obgleich mein kurzer Aufenthalt mir auch hier nur der Aufführung der „Lustigen Weiber von Windsor" und des „Goldbauers" von Frau Birch-Pfeiffer beizuwohnen gestattete, so gab mir doch das harmonische Ganze ein Zeugniß, mit welcher künstlerischen Umsicht Eduard Devrient das Institut leitet und welche praktische Einrichtung er in der Aufbewahrung der Garderobe und der Decorationen getroffen, wodurch viel Geld erspart wird. In Frau Lange

lernte ich eine Künſtlerin kennen, ebenbürtig den großen Talenten, die in den zwanziger Jahren auf der deutſchen Bühne glänzten. Ich ſah ſie leider nur als Veronika in dem genannten Schauſpiele, hörte aber von Kennern, daß ſie die Iphigenie von Goethe in gleicher Vollendung geben ſoll. Ihr Gatte, den ich nur in geſelliger Hinſicht kennen lernte, ſoll gleichen künſtleriſchen Werth beſitzen. Ich hatte auch Gelegenheit, in der genannten Oper meine Emilie auf den für jeden Anfänger ſo heißen Bretern zu ſehen. Sie löſte ihre Aufgabe zur Zufriedenheit des Publikums. Durch ſie lernte ich die Künſtlerfamilien Leſſing und Schrötter kennen, was mir höchſt ſchätzenswerth war; in ihrem Kreiſe fühlte ich mich behaglich und erhoben. Leider war Meiſter Leſſing abweſend, aber ich hatte das Glück, ſeine großartige Schöpfung „Der Kreuzzug" bewundern zu dürfen, die noch auf der Staffelei ſtand. Gleichzeitig ſah ich eine zweite Schöpfung von ihm, das Portrait ſeiner durch Schönheit und Anmuth ausgezeichneten Tochter.

Da das Hoftheaterperſonal in den Sommermonaten wöchentlich eine Vorſtellung in Baden-Baden gibt, ſo wohnte ich dieſer ebenfalls bei. Der Zuſchauerraum des dortigen Theaters iſt mit einer widerlichen Gold- und Lichtpracht überladen und bewirkt nur, die Aufmerkſamkeit des Publikums von den künſtleriſchen Beſtrebun-

gen abzulenken. Da die regierende Königin von Preußen, wie jedes Jahr, in Baden anwesend war, so nahm ich, da ich mich seit langen Jahren ihrer hohen Protection zu erfreuen hatte, den Zeitpunkt wahr, mich der königlichen Frau melden zu lassen, um ihr mein Tagebuch, das kürzlich im Druck erschienen war, ehrfurchtsvoll zu überreichen. Die gütige Fürstin empfing mich, wie immer, mit hoher Huld, und da ihr der Zweck meines Kommens bereits gemeldet worden, begrüßte sie mich mit den mir unvergeßlichen Worten: „Ich habe zwar die Ankündigung Ihres Werkes gelesen, wußte aber nicht, daß es schon im Druck erschienen sei; um so mehr erfreut es mich, daß Sie mir es selbst bringen, was ich, nebenbei gesagt, auch erwartet habe.“ Sie fragte mich über den Inhalt; unter anderm, ob ich der großen Zeit Weimars und welcher Persönlichkeiten ich gedacht. Mein Herz drängte mich zu sagen, daß ich mich auch über die Segnungen, die Maria Paulowna über ihr Land verbreitet, ausgesprochen hätte. Mit Thränen im Auge erwiderte die zärtliche Tochter: „Ja! Sie war eine treffliche Mutter ihrer Kinder und ihrer Unterthanen!“ — „Mehr, Ew. Majestät!“ fügte ich hinzu; „die Unvergeßliche war der Schutzengel des ganzen Landes!“ Ferner nannte ich die Dichter, mit denen ich in Berührung gekommen. „Nun“, rief sie plötzlich, „und meines und Ihres Freundes Raupach haben

Sie nicht gedacht?“ In aller Unterthänigkeit bemerkte ich, daß ich erst nach Goethe's Tod mit Raupach in engern Verkehr getreten sei und mein Zweck nur gewesen wäre, die Erinnerungen meines Vaters und meine eigene Stellung zu Goethe der Oeffentlichkeit zu übergeben. „Unsern trefflichen Raupach dürfen Sie nicht unerwähnt lassen, darum müssen Sie Ihr Tagebuch weiter fortführen!“ So wurde die hohe Frau die Veranlasserin der folgenden Bände meiner Erlebnisse. Nach einigen Monaten empfing ich von ihr folgendes gnädiges Handschreiben:

„Ich wünsche Ihnen durch das beifolgende Andenken einen Beweis meiner vollen Anerkennung für Ihre Bestrebungen und Ihre Thätigkeit zu geben, der wir ein Werk verdanken, welches den Erinnerungen einer großen Vergangenheit gewidmet ist und dem Verfasser einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur sichern wird.

Coblenz, den 21. October 1862.

Augusta.“

Dieses mir so theure Andenken besteht aus der goldenen Krönungsmedaille. Auch das Vaterherz wußte die gütige Königin bei jener Unterredung zu beglücken, indem sie sich sehr günstig über das Talent meiner Tochter Emilie aussprach, deren theatralische Laufbahn indeß

nur von kurzer Dauer ſein ſollte, denn ſchon das nächſte Jahr begrüßte ich ſie als junge Frau in Baſel.

Ich komme nun auf das Jahr meiner Penſionirung zurück.

Nach einer halbjährigen Pauſe betrat ich 1860 als engagirtes Mitglied noch einmal die Bühne; von da ab erſchien mein Name als Gaſt unter dem Titel eines Ehrenmitglieds auf dem Theaterzettel. Im Jahre 1861 forderte mich das Comité des leipziger Theaterpenſionsfonds, zu dem ich ſelbſt gehöre, auf, in einer Benefizvorſtellung für denſelben mitzuwirken. Ich kam mit Freuden dieſer Einladung nach, wozu ich mich ſogar verpflichtet fühlte, da die geehrten Herren mir gütigſt erlaubt hatten, auch nach meiner Penſionirung zeitweilig in Weimar aufzutreten. So kam das Jahr 1864 und der Tag heran, an welchem ich vor fünfzig Jahren in Weimar meine Theaterlaufbahn begonnen hatte. Da aber an dieſem Tage (23. April) die Feier von Shakſpeare's dreihundertjährigem Geburtstage ſtattfand, ſo verlegte mein freundlicher Chef die Feier meines Ehrentags auf den 17. April.

Er wurde für mich ein Tag der Freude, aber er rief auch meinen Schmerz wieder wach, denn mein geliebtes dahingeſchiedenes Weib hätte ja alle die Ehren getheilt, die ſich auf mich häuften, da auch ſie im Jahre 1814 am

2. Mai in Frankfurt a. M. zum ersten Mal die Bühne betreten hatte.

Die Auszeichnungen, die mir von so vielen Seiten wurden, selbst niederzuschreiben, widerstrebt meinem Gefühle, und da sie doch zu meinen Erlebnissen gehören, füge ich den Aufsatz bei, der in dem „Theater-Almanach" von A. Entsch über mein Jubiläum erschienen ist.

Am 17. April feierte in Weimar Eduard Genast, letzter Schüler Goethe's, sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" berichtet darüber Folgendes: „Gestern wurde das fünfzigjährige Künstlerjubiläum Eduard Genast's, derzeitigen Ehrenmitglieds der Hofbühne in Weimar, gefeiert, dessen dramatische Laufbahn vom 23. April 1814 datirt, wo der angehende Sänger und Schauspieler zum ersten Male hier, noch unter Goethe's Direction, die Bühne betrat. Dann in mehrfach wechselnden Engagements an größern Bühnen, namentlich in Hannover, Leipzig, Dresden, begründete er seinen Ruf als ausgezeichneter Künstler und kehrte als solcher später hierher zurück, um uns nicht wieder zu verlassen. In seinem vor zwei Jahren erschienenen Buche »Aus dem Tagebuche eines alten Schau-

ſpielers« hat Herr Genaſt neben den ſo intereſſanten Mittheilungen aus dem Leben ſeines Vaters, des Regiſſeurs der Schiller- und Goethe-Periode, auch die wichtigſten Momente ſeiner eigenen Künlerlaufbahn aufgezeichnet.

Um einer Concurrenz dieſer Jubiläumsfeier mit dem ebenfalls auf den 23. April fallenden Shakſpeare-Jubiläum zu begegnen, war dieſelbe ſehr zweckmäßig auf den letzten Spieltag vor Beginn des Shakſpeare-Cyklus verlegt worden. Demnach empfing der Jubilar im Laufe des Vormittags durch den Generalintendanten des großherzoglichen Hoftheaters, Dr. Dingelſtedt, den Glückwunſch des hohen großherzoglichen Paares und als ein ehrendes Zeichen fürſtlicher Huld und Gewogenheit einen prachtvollen ſilbernen Tafelaufſatz, da ſein gnädiger Fürſt ihn ſchon früher mit der goldenen Verdienſtmedaille und dem Falkenorden decorirt hatte. Der perſönliche Glückwunſch des Generalintendanten war von zwei ſilbernen Fruchtſchalen begleitet. Demnächſt überbrachte eine aus den drei Regiſſeuren des Hoftheaters gebildete Deputation die Glückwünſche der Collegen und als Erinnerungsgabe einen geſchmackvollen ſilbernen Pokal. Fernere Beglückwünſchungen erfolgten von ſeiten des großherzoglichen Staatsminiſters von Watzdorf nebſt Gemahlin, des großherzoglichen Hausmarſchalls von Zedlitz, des ruſſiſchen wirklichen Staatsraths Freiherrn

von Maltitz, des frühern Hoftheaterintendanten Herrn von Beaulieu-Marconnay, von Deputirten der hiesigen Freimaurerloge und Andern. Ganz besonders ehrend durfte dem Jubilar die Abordnung einer Deputation seitens der städtischen Behörden erscheinen, welche aus dem Oberbürgermeister Bock und den beiden Vorsitzenden des Gemeinderaths, Dr. Fries und Landtagssyndikus Gabler, bestand.

Abends, in der Festvorstellung »Emilia Galotti«, empfing den Gefeierten, als er in der Rolle des alten Odoardo Galotti auftrat, von seiten des in allen Räumen überfüllten und durch die Gegenwart des großherzoglichen Paares geschmückten Hauses ein minutenlanger stürmischer Applaus, der sich in und nach allen Scenen des trefflichen Künstlers wiederholte, namentlich aber bei dem Zusammenspiel mit seiner Tochter, Frau Doris Raff-Genast, Mitglied des herzoglichen Hoftheaters zu Wiesbaden, welche, von der zartsinnigen Aufmerksamkeit unserer Bühnenleitung eigens zu des Vaters Jubiläum als Gast berufen, die Gräfin Orsina spielte und in einer ungemein scharfen Auffassung dieses schwierigen Charakters, sowie in einem stark pointirten und reich nüancirten Spiel durch und durch die Schule des Vaters bekundete. Nachdem der Vorhang zum letzten Male gefallen war, wurde der Jubilar stürmisch hervorgerufen

und bei seinem Erscheinen, während der ganze Kreis seiner Kunstcollegen, Herren und Damen, unvermerkt sich um ihn reihte, mit prächtigen Blumenbouquets und einem grünen Lorbeerkranze empfangen. Von sichtlicher Rührung bewegt, sprach der greise Künstler warme und sinnige Worte des Dankes, die, an die alte goldene Zeit Weimars anknüpfend, mit dem Wunsche schlossen, daß Weimars Ruhm noch lange erhalten bleibe."

Seine nächsten Freunde feierten den 23. April, an welchem Tage er vor fünfzig Jahren seinen ersten theatralischen Versuch gemacht. Auch von ihnen empfing er werthvolle Andenken.

Unter anderm überreichte ihm sein langjähriger Freund Gutzkow seine dramatischen Werke mit folgendem Gedicht:

An Eduard Genast

zu seinem fünfzigjährigen Jubelfeste.

Du sagst in Deinem Tagebuch,
Daß einst Dein Vater den Namen trug
Kynast statt Genast. So will es mich mahnen,
Zu denken heut' an Deine Ahnen,
An jene stolze Kynastbraut,
Die nur dem Ritter sich angetraut,
Dem nur gegeben die weiße Hand,
Der auf der Mauer schmalem Rand
Umritten ihres Vaters Schloß,
Turniergerüstet, hoch zu Roß.

Wohl mancher Freier sank hinab
Und fand in der Tiefe ein grausiges Grab,
Doch einem gelang es! Auf Schritt und Tritt
Hat er vollendet den schwindelnden Ritt.
Nicht schreckt ihn der Abgrund, der Felsen Gestein,
Nicht starrt er in Rübezahl's Wälder hinein,
Nicht blickt er, statt auf der Mauer Rand,
Nur dorthin, wo die Jungfrau stand;
Im Sattel leicht und vorbedacht
Hat er den Ritt zu Ende gebracht.

Nach fünfzig Jahren hältst Du jetzt,
Wo Du Dich einst in den Sattel gesetzt.
Das übermüth'ge, das trotzige Ding,
Das Dich gelockt auf den Mauerring,
Jetzt steht sie, der Blick nicht mehr der Meduse,
Nein, lieblich und hold — die Bühnenmuse,
Die böse und so zaubrische Range,
Sie reicht Dir den Kranz und reicht Dir die Wange.

Und wie sie Dir gibt den bräutlichen Kuß,
Da schmettern die Hörner Willkommen und Gruß,
Die Mannen, sie jubeln dem Ritter und Helden,
Von dem noch künftige Zeiten melden.

Der aber, erschöpft nach so muthigem Wagen,
Hat zärtlich um sie den Arm geschlagen
Und haucht jetzt versöhnend und liebend und traut:
„Es lebe die Kynast-, die Genastbraut!"

Von der regierenden Königin von Preußen erhielt er eine Tuchnadel, bestehend aus einem kostbaren Opal, in Brillanten gefaßt, mit nachstehendem gnädigen Handschreiben:

„An das Ehrenmitglied der großherzoglich sächsischen Hofbühne, Herrn Genast zu Weimar.

Ich drücke Ihnen meine besten Glückwünsche zu Ihrem fünfzigjährigen Künstlerjubiläum aus, welches Sie, wie ich zu meinem Bedauern erst nachträglich erfahren, bereits in diesen Tagen gefeiert haben, und bitte Sie, als ein Zeichen meiner Anerkennung für Ihre Verdienste und meiner Theilnahme an diesem Ehrentage eines würdigen Repräsentanten der classischen Zeit das beifolgende Andenken anzusehen.

Berlin, den 20. April 1864.

Augusta."

Die Erholung, eine aus Adel und Beamten bestehende Gesellschaft, ließ ihm durch ihren Vorstand, Herrn Geheimrath Schomburg, folgendes Glückwunschschreiben überreichen.

„Hochverehrtester Herr!

Wie auch die einzelnen Glieder unserer Erholungsgesellschaft, jedes für sich und mit seinem eigensten Selbst, eintreten mögen in die heutige Jubelfeier, um dem Mitbürger verdiente Huldigung, dem Freunde innigen Gruß in der Sprache des Herzens, dem Genossen künstlerischen Strebens und Wirkens den Zoll begeisterter Verehrung und dem hochgefeierten Veteranen im Reich edelster Kunst

auf heimiſch claſſiſchem Boden den reichgeflochtenen Lorbeer darzubringen, ſie alle fühlen ſich doch in dem ſchönen gemeinſamen Bande, welches den verehrten Jubilar ſeit einer langen Reihe von Jahren unſerer Geſellſchaft verknüpft, ihm doppelt zugethan und verbunden. Sie fühlen ſich eins in der Geſinnung wärmſter Theilnahme und aufrichtigſter Hochachtung, erhoben zugleich in dem Mitgenuſſe der Freude, der Ehre und des Ruhms, deren Glanz an dieſem Feſte der Ihrigen einen hell umſtrahlt; ſie fühlen ſich eins in den Segenswünſchen für das Wohl und Glück des Mannes, der jetzt im Triumphzuge zwiſchen Ehrenpforten den Zielen einer Laufbahn entgegenſchreitet, welche vor fünfzig Jahren zu glücklicher Stunde der Genius der Kunſt ihm eröffnete.

Jener Empfindung und dieſen Wünſchen namens unſerer Geſellſchaft Ausdruck zu geben, iſt deren unterzeichnetem Organe der ehrenvolle Auftrag geworden. Mögen Sie, hochverehrteſter Herr, unter den glänzenden Ehrenbezeigungen des Tages dieſes einfache Zeichen treuer Anhänglichkeit und hoher Verehrung nach der Innigkeit der Geſinnung würdigen, der es entſpringt; möchte es unſerer Geſellſchaft vergönnt ſein, den wackern Jubilar bis zu fernen Tagen, die ihm der Höchſte in reicher Fülle des Glücks, in rüſtiger, friſcher Kraft und in ungetrübter Freude verleihe, in den Reihen der Ihri-

gen zu zählen und Stunden ungemeſſener Zahl, aus dem unerſchöpflichen Reichthum ſeines Geiſtes beſchenkt und von Frohſinn gewürzt, im traulichen Zuſammenſein mit ihm zu feiern.

In ausgezeichneter Hochachtung

das Vorſteheramt der Erholungsgeſellſchaft.

Dr. Schomburg.

Die Armbruſt-Schützen-Geſellſchaft richtete folgendes Beglückwünſchungsſchreiben an den Jubilar:

„Hochgeehrter Herr!

Der ſeltene Ehrentag, welcher Ihnen, hochverehrter Herr Jubilar, heute durch Gottes Gnade beſchert worden iſt und der Sie auf ein fünfzigjähriges reiches und großes Künſtlerleben zurückblicken läßt, iſt auch von der Armbruſt-Schützen-Geſellſchaft mit um ſo größerer Freude begrüßt worden, als dieſelbe ſtolz darauf iſt, ſeit vielen Jahren in Ihnen zugleich ein durch vortreffliche Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens ausgezeichnetes Mitglied zu beſitzen.

Die gedachte Geſellſchaft hat daher im Hinblick auf den heutigen Tag beſchloſſen, Sie, hochgeehrter Herr Jubilar, in dankbarer Anerkennung Ihrer vielfachen Verdienſte zum Ehrenmitglied zu ernennen, und iſt dem ergebenſt unterzeichneten Vorſtande der ehrenvolle Auf-

trag ertheilt worden, Ihnen diesen Gesellschaftsbeschluß als ein kleines Zeichen besonderer Hochachtung Ihrer Person und herzlicher Theilnahme an Ihrem heutigen Ehrentage zu überreichen.

Wollen Sie, hochverehrter Herr Jubilar, diese kleine Huldigung mit derselben Liebe aufnehmen, mit der sie Ihnen von uns im Namen der Armbrust-Schützen-Gesellschaft dargebracht wird.

Der Himmel aber möge Ihnen seinen Segen verleihen und Sie noch lange Jahre dem Kreise Ihrer Kinder und Enkel erhalten.

Das Vorsteheramt
der Stahl- und Armbrust-Schützen-Gesellschaft.
G. Lämmerhirt.
R. Reinhart. Karl Koch.

Ferner brachte der Sängerkranz, zur Zeit der beste Gesangverein, aus sechzig Männern bestehend, ein Ständchen und überreichte dem Jubilar das Ehrendiplom als Mitglied.

Schließlich möge das Gedicht hier folgen, welches dem Jubilar im Namen seiner Kinder von Wilhelm Genast (mit der Zeichnung von Hermann Wislicenus: Götz von Berlichingen, sein Leben schreibend) gewidmet wurde.

In ſeiner Väter grauem Haus,
Das mauertrutzig, thurmbewacht,
Mit Erkern, Giebeln hochbedacht,
Keck in die freie Luft hinaus
Auf ſteilem Neckarberge liegt,
Um deſſen Fuß der Strom ſich ſchmiegt:
Da raſtet nun bei hohen Jahren
Von Luſt und Leid, ihm widerfahren
Im bunten, wechſelvollen Leben,
Abenteuernd kecklichem Streben,
Jähem Umſchlag nach hohem Gelingen,
Der biedere Götz von Berlichingen.

Die Fehden, ſo er einſt geſchlagen,
Sind längſt verglichen und vertragen,
Die ſeiner Streiche Wucht erprobt,
Ihr heißes Blut hat ausgetobt,
Der furchtbaren Empörung Wogen,
In deren Wirrſal er gezogen,
Der Feinde arge Tück' und Macht,
Die ihn verſtrickt in Thurm und Acht,
Des Volkes ungerechter Wahn,
Der Läſt'rung gift'ger Schlangenzahn —
Ob ſie anſtürmten mit Gewalt,
Er war geſtählt mit beſter Wehre,
Ihr ganzer Sturm iſt abgeprallt
An ſeiner makelloſen Ehre.
Wieder lebt auf im Volksmunde
Von ſeinem Heldenruhm die Kunde,
Sie heben wieder an zu ſingen:
Um Recht und Freiheit hat geſtritten,
Um Recht und Freiheit hat gelitten
Der edle Götz von Berlichingen!
Er hört's, wenn von dem grünen Plan
Zu ſeinem Söller hell hinan

Des Maienfeſtes Reigen ſchallen,
Wenn die Bergwände widerhallen
Von Heerdenglocken, Schalmei und Lied,
Damit der Hirt zur Alme zieht;
Von jauchzenden jubelfriſchen Klängen
Aus herbſtbelaſteten Rebengängen,
Vom Sang, in deſſen Takt geleitet
Der Kahn den Fluß hinuntergleitet.
Und ob er öfter mit dem Stab
Gemach den ſteilen Berg hinab
Durch's Dörflein nach dem Vorwerk geht,
Zu ſchaun, wie's auf den Aeckern ſteht,
Da Jeder traulich grüßt und gern
Zwieſprach gewinnt vom alten Herrn;
Und ob er gar ſein Roß beſchreitet
Als noch einmal zum Waidwerk reitet,
Daß ſeiner Wälder Buchenhallen
Von luſt'gen Hörnerklängen ſchallen;
Und ob manch bunter, froher Troß
Aufreitet zu dem Neckarſchloß,
Stattliche Ritter, holde Frau'n,
Sippen aus Schwabens und Frankens Gau'n,
Manch' Gaſt von hochberühmter Art
Vorſpricht auf ſeiner Reiſe Fahrt,
Zu grüßen den, der weltbekannt,
Den Helden mit der Eiſenhand;
Und dann der Alte beim wackeren Zechen
Aushält wie ſonſt beim Lanzenſtechen
Und wohlgelaunet würzt den Trank
Durch Abenteuer und Jugendſchwank,
Die er, zu ſeiner Gäſte Behagen,
Gar meiſterlich weiß vorzutragen:
An Allem kann er noch Freude haben,
Das Haar erblich, das Herz blieb friſch.

Doch mehr noch thät' es ihn erlaben,
Im Erkerſtüblein am Eichentiſch
Vor einem Blatt Papier zu ſitzen,
Zu ſinnen, etwas drauf zu kritzen,
Wobei den leichten Gänſekiel
Nach Schnur und Regel zu regieren
Der Eiſenfauſt wohl ſchwerer fiel,
Als in der Schlacht das Schwert zu führen.
Da duldet er kein müßig Stören,
Mag ſelbſt der Enkel Gelärm nicht hören;
Wenn Alles ſtill um das Gemach
Und nur die Sonne ſcheint herein,
Dann bleibt er bald nicht mehr allein,
Vergangenheit wird in ihm wach.
Da ſteigt lebendig vor ihm auf
Der Jugend Spiel, der Mannheit Streben,
So launiſch wechſelvoll ſein Leben
Als wie des Stroms verſchlung'ner Lauf.
Und wie das klar und ſprudelnd quillt,
So ſchreibt er treulich Bild um Bild,
Mit wem, um was er ſich geſtritten,
Was er vollbracht, verfehlt, gelitten,
Der Abenteuer bunte Menge
Offen und ehrlich, ohn' Gepränge,
Ohn' Haß und Groll, männlich beſcheiden,
Auf ſeines ſchlichten Büchleins Seiten.
Es wird ihm über der Schilderei
Sein redlich Herz noch eins ſo frei,
Als wüßt' er die noch hinter ſich,
Die alle Zeit ſtill emſiglich
Nicht ruhen ließ die fleiß'ge Hand,
Nach der wie oft den Kopf er wandt',
Und die ihm liebreich zugenickt,
So oft er nach ihr hingeblickt,

Die auch verklärt noch um ihn webt,
Nach der ſein Herze ſehnlich ſtrebt,
Zu deren Lob und höchſtem Preis
Er dankbar nur zu ſagen weiß,
Daß dem, den unſer Herrgott liebt,
Er ſolch ein Weib zur Seite gibt.
Wie nun die Blätter nach und nach
Unter des Schreibers Hand ſich häufen,
Läßt öfter er vom Thurmgemach
Den Blick in weite Ferne ſchweifen,
Wo, von der Klamm nicht mehr beengt,
Der Strom hinaus ins Freie drängt,
Sich friedlich dann gen Abend windet,
Bis er, ein Spiegel der Himmelsglut,
Mild glänzend zwiſchen den Fluren ruht
Und allgemach dem Blick entſchwindet.
Da ſchweben aus des Himmels Pforten
Und an des Stromes grünen Borden
Von Licht umwobene Geſtalten
Und winken lächelnd nach dem Alten.
Es ſtrahlt ein freudiges Genügen
Aus unſers greiſen Helden Zügen,
Und eine Stimme hört er ſagen:
„Sie werden noch in ſpäten Tagen
Dein echtes Weſen treu erkennen,
Mit Ehren Deinen Namen nennen.
Der Jüngling dorten, hehr und ſchön,
Wird ein Gedächtniß Dir bereiten,
In Jugendglanz Dein Bild erhöhn
Vor allem Volk, für alle Zeiten.
Und jene werden regſam ſtreben
Durch edle Kunſt es zu beleben,
Und Manchem wird es ſo gelingen,
Daß allen auferſteht aufs neue,

An dem ſie hangen mit Lieb' und Treue,
Der Volksheld Götz von Berlichingen!"

Dem Wort geſchah nun zur Genüge.
Geliebter Vater, ſchaue hin,
Wo edlen Künſtlers Hand und Sinn
Dem Helden lieh die theuren Züge.
Fürwahr, es durfte wohl geſchehn,
Du ließeſt ja ihn auferſtehn;
Dir lohnt gerecht ſo reiche Gunſt
Für die Gebilde hoher Kunſt.
Da haſt ſo wacker Du geſtritten,
Redlichen Herzens auch gelitten,
Doch ſtets geſtrebt nach höchſtem Gelingen,
Wie einſtens Götz von Berlichingen.
Gleich ihm nach buntem Lebenslauf
Hingſt Du die alten Waffen auf,
Geſchmückt mit manchem Siegeszeichen.
Und darin thätſt Du auch ihm gleichen,
Daß nimmer träge Ruhe liebſt,
Und als Dein Leben Du beſchriebſt,
Auch der nur dachteſt, der zum Preis
Ich Beſſ'res nicht zu ſagen weiß,
Als einſt der Ritter fromm und werth,
Dem gleiche Gnade ward beſchert.
So hat der Künſtler es gedacht,
So Deine Kinder es dargebracht;
Sie bitten Gott, daß aller Wegen
Er Dir verleihe Frieb' und Segen!

Elftes Kapitel.

Das jetzige weimarische Hoftheater.

Unter den deutschen Theatern nahm im Anfang dieses Jahrhunderts das weimarische unter Goethe's und Schiller's Leitung einen ehrenvollen Platz ein, ja Männer wie Schlegel, Tieck, Mahlmann u. A. erhoben das Ensemble zu den ersten der deutschen Bühnen, obgleich man über solche Kräfte, wie sie damals Hamburg, Berlin und Wien besaßen, nicht gebieten konnte. Goethe war schon Mitte der neunziger Jahre bemüht, junge Talente heranzubilden, um sie dann den ältern würdigen Mitgliedern beizugesellen. Nach welchen Principien er sein Ziel, ein vollkommenes Ganzes in der dramatischen Kunst aufzustellen, erreichte, darüber habe ich mich im ersten Bande dieses Tagebuchs verbreitet.

Weimar kann sich nicht rühmen, die ersten Größen

der deutschen Bühnenwelt besessen zu haben, aber aus der Goethe'schen Schule sind Künstler hervorgegangen, die später die ersten Zierden anderer Bühnen wurden; ich nenne hier nur das Wolff'sche Ehepaar und Karl Unzelmann. Und das Verdienst eines vortrefflichen Ensemble hat es sich stets zu erhalten gewußt. Wohl die schwerste Probe darin hat es bei der vorjährigen Shakspeare-Feier bestanden, als Dingelstedt sein kühnes Unternehmen ins Werk setzte und an sieben Abenden hintereinander, nur mit einem Ruhetage dazwischen, die historischen Stücke von „Richard II." bis zu „Richard III." zur Aufführung brachte. Wie rühmlich diese Probe bestanden worden ist, haben die berufensten Stimmen einstimmig anerkannt.

Ich gehe nun zu dem Personal über, welches jetzt das Ensemble des weimarischen Hoftheaters bildet.

Zunächst nenne ich den Veteranen Heinrich Franke, den ich schon im zweiten Bande meines Tagebuchs erwähnte und der unserer Bühne seit dem Jahre 1819 angehört. Vor seiner definitiven Anstellung wirkte er schon — fast noch Knabe — als gewandter Tänzer unter der trefflichen Leitung seines Vaters im Ballet mit. Franke gehört zu den Schauspielern, welche schon durch ihre ausgezeichneten Masken, die stets dem Charakter angemessen sind, das Publikum zu fesseln wissen. Seine

Darstellungen sind naturgetreu im besten künstlerischen Sinne. Nebenbei besitzt er das seltene Verdienst eines Komikers, sich niemals, selbst nicht durch den lautesten Beifall, zur Uebertreibung hinreißen zu lassen; wie er ursprünglich den Charakter angelegt, so führt er ihn aus. Wie ehemals Laroche, so danke ich noch heute Franke manche genußreiche Stunde.

Ein ebenfalls höchst schätzenswerthes langjähriges Mitglied unserer Bühne ist Frau Stör, die seit mehreren Jahren von dem Fach der ersten Liebhaberinnen mit Glück in das der edlen Mütter übergetreten ist.

Die Verdienste jedes einzelnen Mitglieds hervorzuheben, würde zu weit führen, ich muß mich deshalb auf die hervorragenden Talente beschränken, die seit einer Reihe von Jahren die Hauptstützen des Instituts sind Zu diesen gehört zunächst in der Oper Frau von Milde, unsere erste Sängerin, die, wie ich bereits erwähnt, am 26. Juni 1845 auf unserer Bühne ihren ersten theatralischen Versuch mit großem Glück ausführte. Die Hoffnungen, die man damals von dem talentvollen schönen Mädchen hegte, haben sich vollkommen erfüllt. Unermüdlicher Fleiß und ernstes Studium haben sie nun zu dem Range einer ersten deutschen Sängerin erhoben. Alles Schöne, was eine Lind, Garcia, Wagner brachte, suchte sie sich anzueignen, und so war es für den Beobachter

von großem Intereſſe zu ſehen, wie ſie nach ſolchen Anſchauungen in ihrer Kunſt immer höher ſtieg, ihr Vortrag immer wärmer, ihr Tonanſchlag und ihre Coloratur immer ſicherer wurden. Noch ſteht ſie im Zenith ihrer Kunſt, denn die Zeit iſt faſt ſpurlos an ihrer klangvollen Stimme und ihrem Aeußern vorübergegangen. Zu ihren vortrefflichſten Leiſtungen gehören vor allem die Partien der Elſa, Eliſabeth und Senta in den Wagner'ſchen Opern, wo ſie nicht nur als vollkommene declamatoriſche Sängerin, ſondern auch als höchſt ſchätzenswerthe Schauſpielerin glänzt. Ich glaube nicht, daß irgend eine deutſche Sängerin ſie in dieſen Rollen erreicht, viel weniger übertreffen wird. Von vielen vorzüglichen Leiſtungen will ich nur noch ihr Gretchen im Gounod'ſchen „Fauſt" anführen. Hier bewährte ſich mein obiger Ausſpruch, daß ſie alles vollkommen Schöne zu erfaſſen weiß. Denn unverkennbar war es, mit welchem Vortheil ſie Marie Niemann-Seebach dieſen Charakter hatte darſtellen ſehen. Auch bei ihr muß ich die Gartenſcene als den höchſten Glanzpunkt ihrer durchgehends gelungenen Darſtellung bezeichnen. Der poetiſche Hauch, der über dem Ganzen ſchwebt, iſt von unausſprechlichem Reiz.

Auf gleicher Kunſthöhe ſteht ihr trefflicher Gatte, der wohl als Baritoniſt zu den erſten Sängern der Gegenwart gehört. Wie die Kunſt niemals einen Still-

ſtand erlaubt, ſo iſt auch er in ſtetem Fortſchritt begriffen und gehört zu den ſeltenen Erſcheinungen, die der Ueberzeugung leben, daß ſtets der Sänger mit dem Darſteller Hand in Hand gehen muß, ſoll ein Ganzes daraus werden, wovon er uns erſt kürzlich als Ruthven in Marſchner's „Vamphr" einen Beweis gegeben, denn alle Nüancen dieſer ſchwierigen Aufgabe wußte er in Geſang und Spiel, namentlich in dem großen Recitativ, an dem eigentlich das Schickſal der Oper hängt, zur vollkommenſten Geltung zu bringen. Auch ſein Wolfram, Telramund und fliegender Holländer ſind treffliche Leiſtungen. Kurz, er iſt eine feſte Säule im Tempel der dramatiſchen Kunſt, und jede Bühne könnte ſich glücklich ſchätzen, einen ſo reichbegabten Künſtler zu beſitzen. Auch im Schauſpiel wirkt er ſeit einigen Jahren mit verdienter Anerkennung und Glück. Daß die Wagner'ſchen Opern gleich zu Anfang ſo großen Beifall gefunden und noch finden, hat der Componiſt zum nicht geringen Theile dem Milde'ſchen Ehepaare zu danken.

Ein zweites ſchätzbares Künſtlerpaar beſitzt unſere Bühne in Herrn und Frau Hettſtedt. Letztere iſt ein Proteus in der dramatiſchen Kunſt; ſtimmte ihre zierlich-graziöſe Geſtalt zu Aufgaben wie die einer Eliſabeth, Thusnelda, Iſabella u. ſ. w., ſo würden ſolche vermöge ihres ſonoren Organs und ihrer geiſtvollen Auffaſſung

ebenso treffliche Leistungen von ihr sein wie der ungezogene Junge Louis im „Pariser Taugenichts". Den glänzendsten Beweis für diesen Ausspruch lieferte sie in den Shakspeare'schen Stücken, wo sie in „Heinrich V." Fallstaff's Pagen mit urwüchsigem Humor, der ihr überhaupt eigen ist, gab und Tags darauf in „Heinrich VI." die Margarethe mit erschütternder Wahrheit darstellte. Eine ihrer vortrefflichsten Leistungen ist der Puck im „Sommernachtstraum", wo sie als loser, liebenswürdiger Schalk wirklich gleich einem Elfen dahinzuschweben scheint. Genau kennt sie die Grenzen des Schönen, die sie selbst als wildester Junge nie überschreitet.

Ihr Gatte gehört zu jenen willkommenen Erscheinungen auf der Bühne, die durch draftische Komik und kernigen Humor stets das Zwerchfell des Publikums zu erschüttern wissen. Nicht nur daß er sich in der berliner und wiener Lokalposse mit großem Glück zu bewegen weiß, er schafft auch typische Charaktere, unter denen sein Mengler in „Endlich hat er es doch gut gemacht", Schelle in den „Schleichhändlern", Wilhelm in dem „Verwunschenen Prinzen" als ganz treffliche Leistungen hervorzuheben sind.

Im Jahre 1851 wurde Herr Knopp als lyrischer Tenor bei unserer Bühne engagirt. Begabt mit einer klangvollen, durchgebildeten Stimme und als Darsteller

höchst talentvoll, wurde er bald ein geachtetes Mitglied. Welchen Schatz aber in ihm die Direction gewonnen, stellte sich erst später durch enorme Vielseitigkeit seines Talents heraus. Noch heute singt er mit Anerkennung, obgleich der Klang seiner Stimme nicht mehr der frühere ist, den Octavio im „Don Juan", den Tebaldo in „Montechi und Capuleti" ꝛc., daneben den Valentin im „Verschwender", der eine ganz ausgezeichnete Leistung von ihm ist. Heute spielt er den Marokko im „Kaufmann von Venedig" mit Würde und Anstand und morgen den Hanswurst in den „Deutschen Komödianten" so reizend lustig und zugleich so tief gemüthvoll, daß er Gelächter und Rührung des Zuschauers beherrscht und fast zu verschmelzen vermag.

Frau Podolsky (früher Fräulein Wolf) habe ich schon in den ersten Kapiteln dieses Bandes erwähnt und als ein von der Natur begünstigtes Talent bezeichnet. Sie ist in ihrer Kunst nicht stehen geblieben und eine Stütze der Oper geworden. In Rollen wie Alice in „Robert der Teufel", Marie in der „Regimentstochter", Rosine im „Barbier von Sevilla", Susanne in „Figaro's Hochzeit" leistet sie ganz Vorzügliches. In kleinen Genrebildern wie „'s letzte Fensterln", „Drei Jahre nachher" und ähnlichen ist sie von liebenswürdiger Natürlichkeit. Ihr Gatte wurde als Bonvivant und Liebhaber engagirt, wozu er ein schätzenswerthes Talent mit-

brachte. Man beſchäftigt ihn jetzt hauptſächlich in chargirten Rollen. Ganz charakteriſtiſche Leiſtungen von ihm ſind Hofmarſchall Kalb und Gibbon in „Engliſch". Sein Fleiß und ſeine Sicherheit erwerben ihm den Beifall und die Achtung des Publikums.

Heinrich Grans gehört unſerer Bühne ſeit dem Jahre 1852 an. Er iſt einer der intelligenteſten Schauſpieler, die ich kenne. Seine Gebilde, die er uns ſowohl im Luſtſpiel wie in der Tragödie vorführt, ſind pſychologiſch entwickelt, ſeine Rhetorik und Plaſtik edel, ſein Mienenſpiel ſtets den Empfindungen ſeiner Seele entſprechend. Höchſt ſchätzenswerth und bedeutend ſind ſein Egmont, Taſſo, Tellheim, Tempelherr in „Nathan" u. ſ. w. Eine wahre Meiſterleiſtung von ihm iſt König Heinrich VI., den Franz Dingelſtedt ſo glücklich bearbeitet bei der Shakſpeare-Feier zum erſten Mal auf unſere Bühne brachte. Ich glaube nicht, daß irgend ein deutſcher Schauſpieler in dieſer Rolle Grans übertreffen wird. Dieſes Bild eines charakterloſen und doch ſo zarten, edlen und unſeres Mitleids würdigen Königs, gewiß eine der ſchwierigſten Aufgaben, brachte Grans in allen einzelnen Zügen, die doch ein vollkommenes Ganzes bildeten, uns vor die Augen. Dieſe eine Darſtellung würde ſchon hinreichen, ihn zu den wackerſten Künſtlern der deutſchen Bühne zu zählen, und mit Recht kann

man Grans eine Hauptstütze des weimarischen Theaters nennen.

Fräulein Minna Schmidt ist durch ihre Vielseitigkeit ein höchst schätzenswerthes Mitglied und ein bedeutender Gewinn für einen Theaterdirector, der über kein großes Personal zu verfügen hat. Durch eine angenehme Sopranstimme unterstützt, wirkt sie auch in kleinern Partien in der großen Oper mit; ihr eigentliches Fach, wozu sie besonderes Talent mitbringt, ist die Soubrette in der berliner und wiener Posse; doch wirkt sie auch mit Anerkennung im Lust- und Schauspiel.

Dies sind die Kräfte, die seit einer Reihe von Jahren unserer Bühne angehören. Ich wende mich nun zu jenen Mitgliedern der Bühne, die nach meinem Rücktritt von derselben engagirt worden sind. Ich nenne zunächst Otto Lehfeld, einen Künstler von seltenen Gaben. Er hatte sich in der Theaterwelt bereits einen geachteten Namen erworben und betrat im Januar 1861 als König Lear unsere Bühne. Von einer hohen, kräftigen Heldengestalt, lebhaften Augen und einem mächtigen, klangvollen Organ, dem er jede Färbung der Empfindung zu geben weiß, unterstützt, leistete er in dieser Rolle Ausgezeichnetes, und ich möchte ihn in dieser Leistung mit dem herrlichen Anschütz vergleichen, ja in einzelnen Zügen erinnerte er mich sogar an den unvergeßlichen Ludwig

Devrient. Von der größten Wirkung war die Scene im vierten Act mit Cordelia:

Lacht nicht über mich,
Denn so gewiß ich lebe,
Die Dame halt' ich für mein Kind Cordelia.

Hier gebrauchte Lehfeld so kindlich rührende Töne, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Kurz, es war eine treffliche Darstellung dieses wackern Künstlers. Aber nicht nur der Lear, sondern auch Rollen wie der Hagen in den „Nibelungen" von Hebbel, Franz Moor, Shylock, Präsident von Walther in „Kabale und Liebe", Carlos im „Clavigo", Marinelli ꝛc., sind treffliche Charakterbilder von ihm. Besonders die letztgenannte, die doch seiner Persönlichkeit wie seinem eigentlichen Fach widerstrebt, ist eine ganz ausgezeichnete Darstellung; ich habe diese Rolle nie vollkommener ausführen sehen. Mit höfischer Geschmeidigkeit, gleich einer Schlange, windet er sich durch die gefährlichsten Situationen, ohne sich hervorzudrängen. Auch die Darstellung seines Wallenstein ist höchst lobenswerth, nur kehrt er den Astrologen etwas zu sehr heraus. Schiller bezeichnet die Stellen, wo dieser besonders in den Vordergrund treten soll. Daß Lehfeld auch das Feld des Lustspiels mit Glück bebauen würde, hat er erst kürzlich in der Rolle des Hans Lange in Paul Heyse's Lustspiel gleichen Namens bewiesen.

Seine Mimik ist stets den Worten wie der Situation entsprechend, nur muß er sich befleißigen, seine Plastik, namentlich in dem antiken Drama, auf gleiche Höhe zu bringen. Er steht in dem kräftigsten Mannesalter, wo kleine Mängel noch leicht zu beseitigen sind, und wird sich gewiß einen ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte erwerben.

Ein höchst schätzenswerthes Mitglied besitzen wir in Herrn Schmidt, dessen Talent so vielseitig ist, daß es mit lebhafter Anerkennung in Oper und Schauspiel verwendet wird. Sein eigentliches Fach ist das Komische in Oper und Lustspiel, und Rollen wie Doctor Bartolo im „Barbier", Robert in „Robert und Bertram", Wallheim in „Leonore" u. s. w. gelingen ihm ganz vortrefflich. Ein Bild aus dem Leben gegriffen ist der Director Mehlmann in „Monsieur Herkules", den er in der ergötzlichsten Weise darstellt.

In Herrn Meffert besitzen wir einen wackern Heldentenor und in Herrn Lipp einen tüchtigen Bassisten, die mit Anerkennung besonders in den Wagner'schen Opern wirken.

Seit ein paar Jahren hat unsere Bühne in Fräulein Katharine Bußler ein junges Talent von großem Werth gewonnen. Alle Charaktere, die sich auf dem Felde der Naivetät, Munterkeit und auch Sentimentalität bewegen,

gelingen ihr vollkommen. Da ist nichts Gesuchtes oder Gemachtes, stets bleibt sie in den Grenzen der Wahrheit. Das ist es hauptsächlich, nicht ihre schöne Persönlichkeit allein, was sie in kurzer Zeit zum Liebling des Publikums erhoben. Die Grazie, mit der sie sich bewegt, das geistige Eingehen in den Charakter und streng sich in seinen Grenzen Bewegen erinnern mich lebhaft an die unvergeßliche Louise Neumann. Aber nicht nur ihre Minna von Barnhelm, ihr Käthchen von Heilbronn ꝛc. kann man zu ihren Meisterleistungen zählen, auch in der Tragödie bewegt sie sich mit Glück, und vor allem muß ich hier die Desdemona im „Othello" nennen, in welcher Rolle sie einen kindlichen Liebreiz entwickelt, der unbeschreiblich ist. Geistige Bildung und Fleiß verleihen ihr schon jetzt den Namen einer Künstlerin, und bei so fortgesetztem Streben nach Vervollkommnung, wie sie es zeigt, wird sie bald einen ersten Platz in der deutschen Bühnenwelt einnehmen.

Neben diesem frischen schönen Talent hat Dingelstedt noch ein höchst beachtenswerthes zweites in Fräulein Marie Knauff gewonnen, die für das Fach der jugendlichen Heldinnen und Anstandsdamen engagirt ist. Sie gehört zu den schönsten Erscheinungen, die ich je auf der Bühne gesehen habe, und besitzt Talent genug, eine Zierde derselben zu werden und bei fortschreitender Ver-

vollkommnung und Beherrſchung ihres ſchönen, klangvollen Organs in Rollen wie Donna Diana, Orſina, Lady Milford und Johanna d'Arc Vorzügliches zu leiſten.

An dieſe beiden Damen ſchließen ſich noch zwei talentvolle junge Mädchen, von der Natur aufs günſtigſte ausgeſtattet, an. Fräulein Melanie Baum gehört mehr der Oper als dem Schauſpiele an und iſt in Rollen wie Page in den „Hugenotten", Cherubim in „Figaro's Hochzeit", Zerline in „Don Juan" von großem Liebreiz. Dabei iſt ihre klangvolle, wenn auch nicht ſtarke Stimme in beſter Schule gebildet. Fräulein Marie Schultz wirkt beſonders vortheilhaft in naiven Rollen im Schauſpiel.

Dieſes Perſonal, unter der trefflichen Leitung eines Dingelſtedt, bildet ein Enſemble, das mit zu den beſten der deutſchen Bühne gezählt werden darf.

Hiermit ſchließe ich mein Tagebuch und füge nur noch den Wunſch bei, daß der Leſer den beiden letzten Theilen gleiche Nachſicht wie den erſten ſchenken möge.

Rollenverzeichniß

von

Eduard Genaſt

vom Jahre 1814—60.*)

Opern-Repertoire.

Gluck.

Iphigenia auf Tauris	Oreſt.
Iphigenia in Aulis	Agamemnon.
Armida	Rinald.
Alceſte	Herakles.

Mozart.

Entführung aus dem Serail	Osmin.
Zauberflöte	Sprecher. Saraſtro.
Don Juan	Maſetto. Don Juan.

---

*) Mehrfach iſt gegen mich der Wunſch ausgeſprochen worden, ein Verzeichniß der Opern und Schauſpiele aufzuſtellen, in denen ich gewirkt. Ich komme dieſem Wunſche am Schluß dieſer Blätter nach, doch führe ich nur die Werke an, die größtentheils noch auf der deutſchen Bühne heimiſch ſind. Danach kann der geehrte Leſer meine Thätigkeit hinreichend beurtheilen. Die vor übergehenden Erſcheinungen mit einzureihen, würde zu weit führen.

Figaro's Hochzeit	Figaro. Almaviva. Bartolo.
Cosi fan tutti	Guglielmi.

Weigl.

Schweizerfamilie	Graf Wallstein. Jakob. Richard Boll.
Hadrian	Augur.
Waisenhaus	Baron.

Weber.

Freischütz	Caspar.
Euryanthe	Lysiart.
Oberon	Oberon.
Silvana	Adelhardt.

Spohr.

Faust	Faust.
Jessonda	Tristan.
Zemire und Azor	Sandor.

Marschner.

Vampyr	Lord Ruthven.
Templer und Jüdin	Bois Guilbert.
Hans Heiling	Hans.

Chelard.

Macbeth	Macbeth.
Hermannsschlacht	Hermann.

Lortzing.

Wildschütz	Bacularius.

Cherubini.

Lodoiska	Altamor. Durlinsky.
Faniska	Zamosky.
Medea	Kreon.
Wasserträger	Micheli.

Spontini.

Vestalin	Cinna. Licinius.
Ferdinand Cortez	Telasco.
Milton	Milton.

Méhul.

Jakob und seine Söhne	Utobal. Jakob.
Je toller, je besser	Johann. Cerberti.

Boyeldieu.

Johann von Paris	Oberseneschall.
Weiße Dame	Gaveston.
Khalif von Bagdad	Elbondokani.
Neue Gutsherr	Johann.

Grétry.

Raoul, der Blaubart	Raoul.
Richard Löwenherz	Gouverneur.

Auber.

Stumme von Portici	Maſaniello.
Fra Diavolo	Fra Diavolo. Lord.
Guſtav oder der Maskenball	Anckarſtröm.

Nicolo Iſouard.

Aſchenbrödel	Alidor.
Joconde	Graf.

Herold.

Zampa	Zampa.
Zweikampf	Marquis.

Adam.

Poſtillon von Lonjumeau	Bijou.
Brauer von Preſton	Toby.

Roſſini.

Tancred	Tancred.
Othello	Othello.
Barbier von Sevilla	Figaro.
Belagerung von Korinth	Soliman.
Tell	Tell.

Bellini.

Montecchi und Capuleti	Capellio.
Puritaner	Richard.
Norma	Oroviſt.
Pirat	Herzog.

Donizetti.

Lucia di Lammermoor	Lord Aſthon.
Liebestrank	Dulcamara.

Schauspiel-Repertoire.

Goethe.

Götz von Berlichingen	Götz.
Egmont	Richard. Oranien. Alba.
Torquato Taſſo	Antonio.

Schiller.

Wilhelm Tell	Werni. Parricida. Rudenz. Stauffacher. Tell.
Maria Stuart	Okelly. Aubeſpine. Mortimer. Cecil. Dudley. Talbot.
Jungfrau von Orleans	Du Chatel. Schwarzer Ritter. Karl VII. La Hire. Burgund. Dunois. Thibaut d'Arc.
Don Carlos	Feria. Alba. Philipp.
Räuber	Schweizer. Maximilian v. Moor.

Fiesco	Bourgognino. Berrina. Andreas Doria.
Kabale und Liebe	Miller.
Macbeth	Banquo. Macbeth.
Turandot	Barak.
Braut von Meſſina	Bohemund. Cajetan.
Wallenſtein's Lager	Zweiter Holk'ſcher Jäger. Erſter Küraſſier.
Piccolomini	Neumann. Wallenſtein.
Wallenſtein's Tod	Neumann. Illo. Wallenſtein.
Phädra	Theramen. Theſeus.

Leſſing.

Minna von Barnhelm	Feldjäger. Werner.
Emilia Galotti	Conti. Odoardo.
Nathan der Weiſe	Derwiſch. Nathan.

Raupach.

Royaliſten	Oliver Cromwell.
Cromwell Protector	Desgl.
Cromwell's Ende	Desgl.
Kaiſer Friedrich II. und ſein Sohn	Vineis. Friedrich.
Kaiſer Friedrich's II. Tod	Vineis. Friedrich.

Frauen von Elbing	Bürgermeiſter.
Cardinal und Jeſuit	Richelieu.
Manfred	Karl von Anjou.
Konradin	Desgl.
Taſſo's Tod	Antonio.
Vor hundert Jahren	Leopold.
Die feindlichen Brüder	Zacharias Styx.
Zeitgeiſt	Caspar von Alp.
Schleichhändler	Zollinſpector.

Iffland.

Jäger	Oberförſter.
Dienſtpflicht	Kriegsrath Dallner.
Erinnerung	Wardam.
Spieler	General. Lieutenant Stern.
Eliſe Walberg	Amtshauptmann.

Müllner.

Schuld	Holm. Valeros.
Albaneſerin	Camaſtro.
Yngurd	König Olaf.

Gutzkow.

Uriel Acoſta	Silva.
Zopf und Schwert	Friedrich Wilhelm I.

Laube.

Karlsſchüler	Herzog Karl.
Gottſched und Gellert	Gottſched.
Prinz Friedrich	Friedrich Wilhelm I.

Halm.

Griſeldis	Percival.

Immermann.

Ghismonda	Tancred.
Andreas Hofer	Andreas.

Holtey.

Leonore	Wallheim.
Erinnerung	Dorn.
Shakſpeare in der Heimat	John Shakſpeare.

Birch-Pfeiffer.

Marquiſe von Villette	Orleans.
Hinko	Wenzel.
Pfefferröſel	Rollingen. Bandini.
Nacht und Morgen	Gabtry.
Rubens in Madrid	König.

Töpfer.

Hermann und Dorothea	Feldern.
Gebrüder Foſter	Thomas.
Tagesbefehl	Graf von Bannwitz.
Des Herzogs Befehl	Wendel.
Empfehlungsbrief	Balthaſar.
Beſte Ton	Landjägermeiſter von Strehlen.

Freytag.

Kunz von der Roſe	Kunz.
Journaliſten	Piepenbrink.

Shakſpeare.

König Heinrich der Vierte	Percy. Heinrich IV.
Julius Cäſar	Cäſar.
Sturm	Proſpero.

	Paris.
	Tybald.
Romeo und Julia	Mercutio.
	Lorenzo.
	Capulet.
Sommernachtstraum	Theseus.
	Laertes.
Hamlet	Geist.
	Polonius.
	Marocco.
Kaufmann von Venedig	Antonio.
	Shylock.
	Kent.
Lear	Edmund.
	Lear.
Othello	Cassio.
Zähmung der Widerspenstigen	Baptista.
Viel Lärmen um nichts	Leonato.
Komödie der Irrungen	Solinus.
Coriolanus	Coriolanus.
Wintermärchen	Antigonus.

Calderon.

	Clotald.
Leben ein Traum	Basil.

Außer in den angeführten musikalischen Werken habe ich in den Opern von Lobe, Eberwein, Kreuzer, Lindpaintner ꝛc. und in den Schau- und Lustspielen von Benedix, Bauernfeld ꝛc. mitgewirkt. Der Umfang meines Rollenverzeichnisses bestand aus vierhundertachtundachtzig verschiedenen Aufgaben, und in fünfzig Jahren meiner theatralischen Laufbahn mag ich wohl nahe an viertausendmal aufgetreten sein.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Inhalt des vierten Theils.

Erstes Kapitel.

Rücktritt des Herrn von Spiegel. — Kammerherr von Ziegesar. — Gastspiel in Wien, Breslau und Leipzig . . . . S. 1—54

Zweites Kapitel.

Das Theaterpersonal. — Heinrich Laube. — Ludwig Dessoir. — Hermine Haller. — Joseph Wagner. — Das Repertoire. — Weimars Revolution . . . . . S. 55—92

Drittes Kapitel.

Thätigkeit der Oper. — Gastspiel in Dresden. — Jenny Lutzer. — Tanhäuser. — Tichatscheck . . . . . S. 93—111

Viertes Kapitel.

Franz Liszt. — Richard Wagner . . . . . S. 112—148

Fünftes Kapitel.

Das Herderfest in Weimar . . . . . S. 149—161

Sechstes Kapitel.

Emil Devrient. — Lucile Grahn. — Henriette Sontag. — Mein Rücktritt von der Regie . . . . . S. 162—175

Siebentes Kapitel.

Jubel- und Leichenfeier . . . . . S. 176—186

Achtes Kapitel.

Gastspiele berühmter Künstler auf der weimarischen Hofbühne. S. 187—207

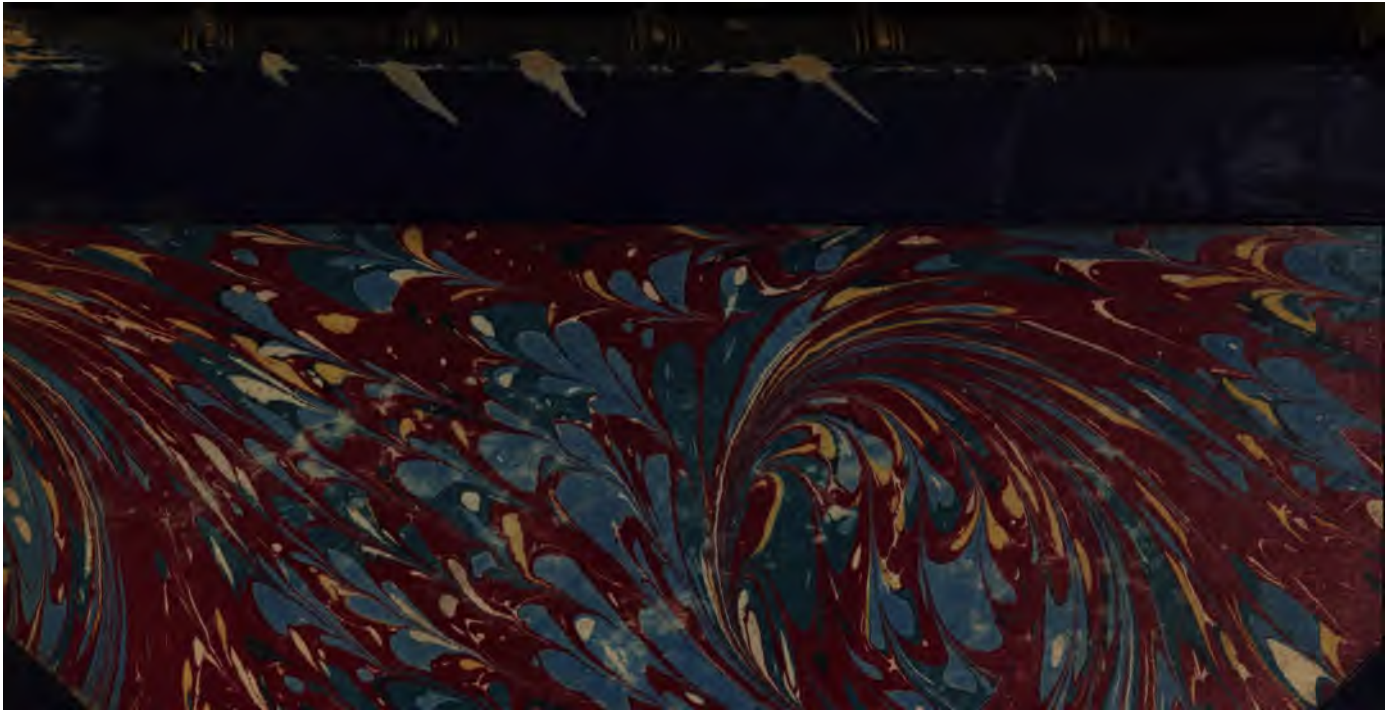
Neuntes Kapitel.

Die Festtage Weimars. Karl August, Goethe, Schiller, Wieland . . . . . S. 208—250

Zehntes Kapitel.

Mein fünfzigjähriges Jubiläum . . . . . S. 251—276

Elftes Kapitel.

Das jetzige weimarische Hoftheater . . . . . S. 277—289

Rollenverzeichniß . . . . . S. 290—298